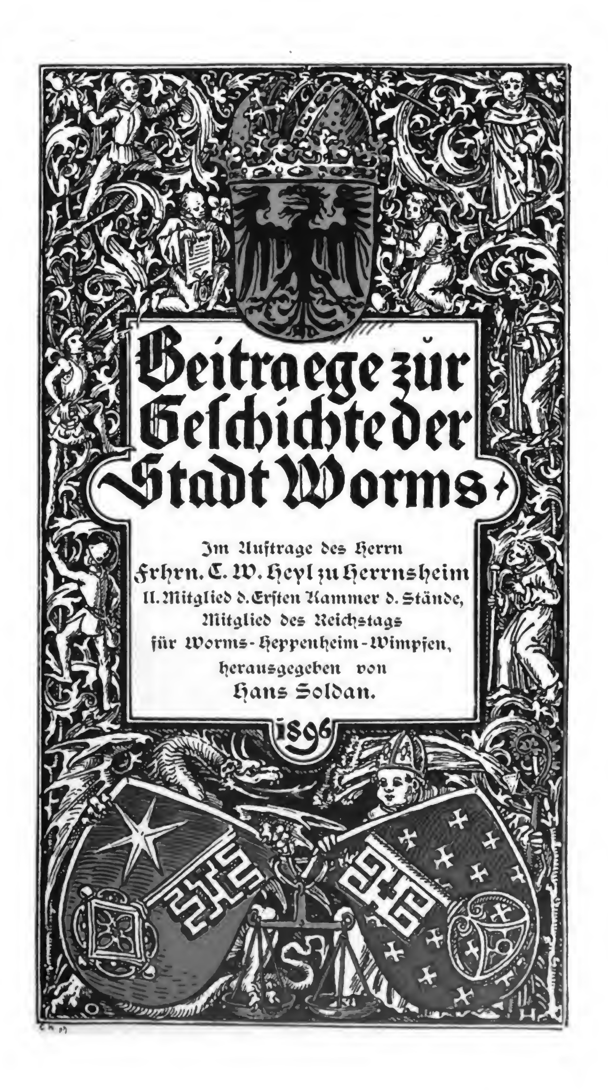
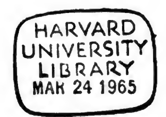
Beitraege zur Geschichte der Stadt Worms


Beitraege zur Geschichte der Stadt Worms.
Im Auftrage des Herrn
Frhrn. C. W. Heyl zu Herrnsheim
Il. Mitglied d. Ersten Kammer d. Stände,
Mitglied des Reichstags
für Worms-Heppenheim-Wimpfen,
herausgegeben von
Hans Soldan.
1896


·E·K·W·
GEGRÜNDET A° 1700
BUCHDRUCKEREI v
EUG: KRANZBÜHLER
WORMS AM RHEIN
·1896·


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
MAR 24 1965

Den Wormsern gewidmet.

Inhalt.



I.

Einleitung.



N der Geschichte der mittelalterlichen Städte Deutschlands hat Worms fast die hervorragendste Bedeutung. Unter Karl dem Großen ist es die wichtigste Stadt im weiten Umfange des fränkischen Reichs. Und nachdem es in dem Zusammenbruch des fränkischen Reiches für Jahrhunderte diese Stellung verloren, raffte es sich wieder auf und errang sich im zwölften und Anfang des dreizehnten Jahrhunderts allen anderen voran die städtische Freiheit: es ward gleich unabhängig von geistlichen und weltlichen Machthabern, ja selbst dem Kaiser war es nur als freie, sich selbst regierende Genossenschaft unterworfen.[1] In diesen und späteren Jahrhunderten ist die Darstellung der deutschen Reichsgeschichte nicht denkbar ohne die häufigste Heranziehung der Geschichte der Stadt Worms. Worms stand in der Reihe der bedeutendsten politischen Faktoren. Und schon als es diese Stellung eingebüßt, als es durch die steigende Macht der Territorialfürsten und durch die Schwäche der Reichsgewalt seine politische Selbständigkeit fast eingebüßt hatte, ist es immer noch der Schauplatz weltgeschichtlicher Begebenheiten: man braucht nur der großen Reichstage von 1495 und 1521 zu gedenken.

Aber auch vom Standpunkte unserer modernen vaterländischen Gesinnung hat die Geschichte von Worms ihre Bedeutung. Welchem Geschichtskundigen des deutschen Reiches und sonderlich welchem Wormser ist das mannhafte Eintreten der Wormser Bürgerschaft für Kaiser Heinrich den vierten

[1] Vgl. W. Arnold, Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte 2c. Bd. I, S. 238.

unbekannt? Und nicht einer augenblicklichen Eingebung, nicht nur dem klugen Erkennen der günstigen Folgen ist ihre Handlung entsprungen: eine tapfere Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, ein opferwilliger Gemeinsinn, ein klarer politischer Blick und eine unerschrockene Initiative sind überhaupt die Eigenschaften der Wormser Bürgerschaft, die in der ganzen Geschichte der Stadt hervorleuchten.

Diese Eigenschaften haben auch noch heute, bei den gänzlich veränderten Aufgaben einer städtischen Bürgerschaft, die größte Bedeutung. Darum werden den Wormser Bürgern bei der Betrachtung der Geschichte ihrer Stadt verwandte Saiten anklingen; sie werden deshalb ein liebevolles Interesse und ein klares Verständnis für diese Geschichte haben. Dieser Voraussetzung ist die vorliegende Arbeit entsprungen.

Es würde den Rahmen dieser Arbeit weit überschreiten, wollten wir ihr auch nur einen gedrängten Abriß der Wormser Geschichte vorausschicken. Aber auch im Hinblick auf die bald von berufener Hand erscheinende eingehende Geschichte von Worms können, ja müssen wir uns dessen entschlagen.

Dem Nichteingeweihten kommt hier vielleicht die Frage auf die Lippen: wie kommt es, daß diese Geschichte, wenn sie entfernt nur die oben behauptete Wichtigkeit hat, noch nicht geschrieben ist? Das einzige eingehende, auf selbständigem Quellenstudium beruhende Werk über Wormser Geschichte ist „die Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte im Anschluß an die Verfassungsgeschichte der Stadt Worms“ von Wilhelm Arnold, eine verdienstvolle und bedeutende Arbeit. Aber einmal ist sie bereits im Jahre 1854 erschienen, und seitdem hat die historische Forschung ungeheuere neue Gebiete erobert, sodaß sie schon aus dem Grunde heute in vielen Beziehungen veraltet ist. Und dann hat sich Arnold, wie schon aus dem Titel des Werkes hervorgeht, auf die Geschichte der Verfassung beschränkt; und auch dafür konnte er nur einen Teil der Quellen benutzen, die dem Historiker heute zu Gebote stehen.

Es giebt also keine eingehende und auf der Stufe der heutigen Forschung stehende Geschichte der Stadt Worms. Und es war auch bis in die Mitte der achtziger Jahre schier unmöglich, eine solche zu schreiben; denn die natürliche Hauptquelle war verschüttet: das Wormser Archiv befand sich in einem Zustande, daß es für die Wissenschaft kaum benutzbar war. Das hatte seinen Grund in der Geschichte der Stadt Worms selbst.

Wie so vieles andere in den furchtbaren Schicksalen der Stadt untergegangen, verloren oder verdorben ist, so sind auch viele Teile des Stadtarchivs[1] untergegangen oder zerstreut worden. Unendlich viel Wertvolles ist bei der großen Zerstörung der Stadt im Jahre 1689 verbrannt, anderes bei anderen Gelegenheiten vernichtet worden. Oft mußte der Rat das gesamte Archiv einpacken und in irgend eine andere befreundete Stadt flüchten, nach Straßburg, Frankfurt, Fulda oder anders wohin. Dabei wurde vieles verloren oder auch gestohlen. Aber vor allem kam das Ganze in eine fast unentwirrbare Unordnung, sodaß die Benutzung für die Stadtverwaltung nahezu unmöglich gemacht wurde. Dies wurde schwer empfunden; denn das Archiv enthielt nicht bloß historisches Material, sondern vor allem Urkunden und Privilegien, die noch beweisende Kraft hatten. Wohl wurde von einzelnen verständigen Männern verschiedentlich der Versuch gemacht, die Ordnung wieder herzustellen, aber keinem ist es gelungen. Dann wurde es im Anfange dieses Jahrhunderts durch die unerhörte Nachlässigkeit der städtischen Behörden eine herrenlose Beute eines jeden, der die Rechenstube — wo sich das Archiv befand — betrat. Und so wurde eine Masse wertvoller Handschriften, Urkunden u. a. in alle Windrichtungen verschleppt. Aus dem Ueberrest kann man ersehen, wie viel kostbares, unersetzliches Material verloren gegangen ist.

Erst im Jahre 1880, nachdem von der Stadt die Unhaltbarkeit des Zustandes erkannt worden war, wurde durch das warme Interesse, mit welchem Freiherr Heyl zu Herrnsheim für die Sache eintrat, die Neuordnung ermöglicht. Dieselbe wurde von Herrn Professor Boos in Angriff genommen und in den Jahren 1881—1885 ausgeführt. So steht jetzt das Archiv wohlgeordnet in einem geeigneten Raum, der durch die Freigiebigkeit des Freiherrn Heyl zu Herrnsheim prächtig ausgestattet ist.

Aber nicht genug damit! Um die Ergebnisse der Neuordnung dem großen Kreise der Wissenschaft allgemein und bequem zugänglich zu machen, schien es notwendig, wie es auch sonst geschieht, das Wichtigste der Wormser Quellen, die in

[1] Für die Geschichte des Archivs siehe Boos, Quellen zur Geschichte der Stadt Worms Bd. I S. X und die daselbst citierten Berichte in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst.

dem Wormser und anderen Archiven aufgefunden worden sind, durch den Druck zu veröffentlichen und dann das ganze veröffentlichte und nichtveröffentlichte Material in einer eingehenden Geschichte der Stadt Worms zu verarbeiten.

Auch dazu stellte Freiherr Heyl zu Herrnsheim, der sich schon lange mit dem Gedanken, die Bearbeitung der Geschichte seiner Vaterstadt zu veranlassen, getragen hatte, die nötigen Mittel zur Verfügung.

Professor Boos, der das Archiv geordnet hatte, übernahm auch diese Arbeiten. Die Quellenveröffentlichung liegt unter dem Titel „Quellen zur Geschichte der Stadt Worms, auf Veranlassung und mit Unterstützung des Herrn C. W. Freiherrn Heyl zu Herrnsheim ꝛc. herausgegeben durch H. Boos, Berlin 1886, 1890, 1893" in drei Bänden fertig vor. Die „Geschichte der Stadt Worms" haben wir noch zu erwarten.

Das Quellenwerk hat natürlich nicht so sehr eine Bedeutung für Worms als vielmehr für die Wissenschaft im allgemeinen. Aber immerhin hat die Wormser Bürgerschaft ein Recht, stolz darauf zu sein: einmal als einen Beweis echten Bürgersinns und dann als ein Zeugnis der ruhmreichen Vergangenheit ihrer Stadt.

Um so bedauerlicher ist es, daß es den meisten Bürgern von Worms bis jetzt noch fast unbekannt ist und bis zu einem gewissen Grad immer fremd bleiben muß. Denn nur für Gelehrte ist es benutzbar. Ein Teil der Quellen ist in lateinischer, der andere Teil in mittelalterlichem Deutsch geschrieben. Aber abgesehen von den sprachlichen Vorkenntnissen gehören noch die verschiedenartigsten anderen Vorkenntnisse dazu, um sich aus einem solchen Werk Aufschluß über irgend welche Fragen aus der mittelalterlichen Geschichte, sei es der politischen oder der Kultur- oder Rechtsgeschichte, zu holen. Nun sind natürlich die einzelnen Teile des Werkes auch in dieser Beziehung verschieden: bei manchen Teilen ist die Schwierigkeit der Benutzung mit der Beseitigung des sprachlichen Hindernisses gehoben: so namentlich bei den Chroniken. Die Chroniken bieten schon an sich so viel des unmittelbar Erkennbaren und Interessanten, daß sie auch der Laie nicht ohne eigene Bereicherung und wirklichen Genuß aus der Hand legen wird.

Aus diesen Erwägungen und aus dem Wunsche, die Wormser mit einem großen Unternehmen ihrer Vaterstadt

des Näheren bekannt zu machen, entstammen die vorliegenden Übersetzungen.

Zu gleicher Zeit hatten Freiherr Heyl zu Herrnsheim und der Verfasser den Gedanken, die interessantesten Stücke des Wormser Quellenwerkes in eine solche Form zu bringen, daß der große Kreis der Laien, soweit er überhaupt ein Interesse daran hat, sie ohne Mühe kennen lernen könne; und, um es zu wiederholen, es wurde dabei vornehmlich an die Wormser Bürgerschaft gedacht. Als der Verfasser in einer Wormser Zeitung die Uebersetzung der „vita Burchardi“, dann des Noltzischen Tagebuchs und des „Memorials über das Kriegswesen“ brachte, faßte Freiherr Heyl z. H. den Entschluß, diese Stücke dem Wormser Publikum in Buchform zu bieten und er beauftragte den Verfasser mit der Arbeit, ohne ihm Schranken in der Auswahl der Stücke aufzuerlegen. Auch die schöne Ausstattung dieses Buches machte er in der freigiebigsten Weise möglich; insbesondere beauftragte er einen bedeutenden Künstler, Otto Hupp in Schleißheim bei München,[1] mit dem Entwurf der nötigen Zeichnungen.

Die übersetzten Stücke sind alle dem dritten Bande des Quellenwerkes entnommen.

Der erste Band enthält die Urkunden und zwar solche, die sich im städtischen Archiv vorfanden, als auch solche, die ihm entfremdet worden waren, sowie die Urkunden der geistlichen Stiftungen, die teils in Darmstadt lagern, teils zerstreut an anderen Orten verwahrt werden, aus den Jahren 627—1300 n. Chr. Geb.

Der zweite Band enthält die Urkunden aus den Jahren 1301—1400 n. Chr. Geb.

Der dritte Band enthält Annalen und Chroniken von Worms.

Wir geben folgende Stücke in Übersetzung:

1. Das Leben des Bischofs Burchard I. von Worms.
2. Das Leben des heiligen Eckenbert.
3. Einritt des Bischofs Johann von Dalberg in Worms im Jahre 1483.
4. Das Tagebuch des Reinhard Noltz, Ratsmitgliedes und Bürgermeisters von Worms, aus den Jahren 1493 bis 1509.

---

[1] Es ist derselbe Künstler, der auch das Wormser Archiv ausgemalt hat.

5. Eine Denkschrift über die Organisation des Kriegswesens in Worms am Ende des 15. Jahrhunderts.

I. Die Chronik „das Leben Burchards, Bischofs von Worms“ ist um das Jahr 1030 von einem unbekannten Autor verfaßt. Wie aus ihr selbst hervorgeht, war der Verfasser ein Zeitgenosse des Bischofs Burchard und hat mit ihm in naher persönlicher Beziehung gestanden. In der Einleitung zu der Chronik giebt er ausführliche Auskunft über die Gründe, die ihn zu der Arbeit bewogen haben; vor allem ist es die Bewunderung für das heilige Leben und die wunderbare Frömmigkeit Burchards. Darin offenbart sich so recht der außerordentliche Unterschied zwischen den Anschauungen im Beginne dieses Jahrtausends und heute an seinem Ende. Nicht die großartige Thatkraft und die Genialität, mit der Burchard seine zeitlichen Aufgaben erfüllt, begeistern ihn: er schreibt die Geschichte, um den Ruhm einer großen Frömmigkeit zu verbreiten und um ein Beispiel für die zaudernden Mitmenschen hinzustellen, um die „Schlaffheit des Herzens zu verhüten“. Von einem so gewaltigen Werk wie der Erbauung des Wormser Domes sagt er: „er ließ nicht nach in seinen frommen Werken; er ließ die alte Kirche abbrechen und baute eine neue von wunderbarer Größe.“ Es giebt für diese Männer in dieser Zeit keine menschliche Thätigkeit ohne die lebendig empfundene Beziehung zu Gott. Das spricht aus jedem Satze der Erzählung. Noch ist das reiche Empfindungsleben nicht abgekühlt durch eine aufdringliche Spekulation. Ein wunderbares religiöses Gefühlsleben befähigt heroische Naturen zu einer Selbstüberwindung, wie sie uns fast unbegreiflich erscheint. Selbstvernichtung durch harte selbstgesuchte Qualen ist ein Ziel wahrer Inbrunst. Dieses gesteigerte Gefühlsleben ist auch in den äußeren Formen, die die Sitte vorschreibt, und in der Form der geschichtlichen Darstellungen jener Zeit erkennbar. Beispiele für beides bieten die beiden Chroniken, das Leben Burchards und Eckenberts, die Fülle. „Bescheidenheit genügte nicht: man mußte sich selbst verwerfen. Kein König galt im Mittelalter als barmherzig, der nicht in Ausübung barmherziger Werke Thränen vergoß, kein Kleriker für bescheiden, der sich nicht gegen Beförderungen mit reichlichem Thränenerguß, ja durch Flucht und Verstecken wehrte.“ [1]

[1] Lamprecht, deutsche Geschichte, Band 2, S. 179 f.

Nur aus diesem allgemeinen Charakter der Zeit sind die beiden Lebensbilder verständlich.

„Das Leben des Bischofs Burchard“ ist eine der besseren Werke dieser Art aus jener Zeit; es ist ein wertvolles historisches Dokument nicht nur wegen der wichtigen Thatsachen, die es glaubhaft anführt, sondern auch als ein lebendiges Spiegelbild der mittelalterlichen Anschauungen und Kultur.

Burchard war in den Jahren 1000 bis 1025 Bischof von Worms. Sein Name ist jedem Wormser geläufig; erst vor einigen Jahren ist eine große neue Straße unserer Stadt nach ihm genannt worden; man weiß, daß er der Erbauer der Pauluskirche, Andreaskirche, Martinskirche und des Domes ist. So ist er mit seinen Werken lebendig in den Gesichtskreis der Neuzeit hineingewachsen.

Aber das sind nicht seine einzigen großen Verdienste um Worms, die wir noch heute empfinden. Er war es vor allem auch, der die Stadt nach der Verwüstung durch die Ungarn wieder aufgerichtet, der die geflüchteten Einwohner zurückgerufen und trotz dem wilden Adel, trotz dem Hader und Streit mit fester Hand und kluger Politik geordnete Verhältnisse geschaffen hat. Allein auf der Grundlage, die er geschaffen hatte, konnte sich die Stadt zu ihrer späteren Größe und Macht erheben: den zweiten Gründer von Worms hat man ihn genannt.

Schon dadurch erhebt er sich über das bloß lokale Interesse.

Dazu kommt aber noch seine einflußreiche und angesehene Stellung bei Kaiser Otto III., Heinrich II. und Konrad II., die ihm auch für die Reichsgeschichte eine Bedeutung verleiht. Die große Freigebigkeit Ottos III. und Heinrich II. erklären auch die außerordentliche Bauthätigkeit Burchards.

Dabei war Burchard der gelehrteste Kanonist seiner Zeit. Seine Sammlung der Kirchengesetze (1012—1020) gehört zu den wichtigeren vor dem Dekret des Gratian. [1] Auf seine Veranlassung wurde um das Jahr 1024 eine Sammlung von Statuten und Weistümern aufgezeichnet, die unter dem Namen „Wormser Dienstrecht“ berühmt ist.

II. „Das Leben des heiligen Eckenbert“

---

[1] Siehe Arnold, Verfassungsgeschichte der dtsch. Freistädte I, S. 51 f.

oder, wie er sonst heißt, Erkanberts stammt aus dem 12ten Jahrhundert. Eine alte Handschrift der Originalerzählung ist nicht mehr vorhanden. Nur zum Teil, allerdings zum größten Teil, ist sie erhalten in der „Kirschgartener Chronik". Der Verfasser der Kirschgartener Chronik stammt nicht aus der Umgebung von Worms. Er ist ein fremder Augustinermönch, der im Jahre 1472 nach Worms ins Kloster Kirschgarten[1] kam und hier gegen seinen Willen festgehalten wurde. Hier schleppte er aus den Bibliotheken der Klöster und Kirchen in und um Worms zusammen, was er erreichen konnte, und schrieb aus allem eine größere Chronik zusammen. Auch die Lebensbeschreibungen von Burchard und Eckenbert fügte er in seine Chronik ein.[2] So erhielt er die Lebensbeschreibung Eckenberts, die sonst verloren wäre. Dieselbe Vorlage wie dieser Mönch hatte schon im Jahre 1277 ein Schulmeister Heinrich Michael benutzt und die Legende mit einer Fortsetzung in deutsche Reime gebracht. Vier Handschriften davon befinden sich im Dalbergischen Familienarchiv in Aschaffenburg.[3] Der Inhalt des Gedichts und der Erzählung stimmen genau überein.

Wie die Lebensbeschreibung Burchards, so hat auch die Eckenberts großen kulturhistorischen Gehalt; auch sie ist ganz aus dem mittelalterlichen Geist geboren wie das Leben Burchards.

III. u. IV. Einen ganz anderen Charakter haben die ihnen folgenden Stücke aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Die Männer, die uns hier entgegentreten, stehen auf der Schwelle der Neuzeit. Nicht die inneren Kämpfe um der Seelen Seligkeit, nicht jene weltfremde Innerlichkeit, nicht jene großartige Entsagungs- und Aufopferungsfähigkeit treten uns hier entgegen. Wie hat sich der Geist der Menschheit in der kurzen Zeitdauer einiger Jahrhunderte so ganz verändert! Das sind weltliche, selbstbewußte Naturen, die um die weltliche Herrschaft, um weltliche Rechte und Vorteile kämpfen. Wir stehen mitten in jener weltgeschichtlichen Bewegung, die die mittelalterlichen Anschauungen durch den wiedergeborenen Geist des Altertums veränderte und verdrängte. Renaissance, Humanismus, Rezeption des römischen Rechts,

[1] Das Kloster Kirschgarten stand an der Stelle der Melas'schen Lederfabrik.

[2] Boos U. B. III. Einl. XXI.

[3] Alex. Kaufmann in Pick, Rheinisch-Westfälische Monatsschrift Bd. IV, S. 25 ff. Siehe auch Boos III Einl.

Reformation: diese Worte bedeuten, daß der ganze Umkreis des menschlichen Geistes von dem Strom der neuauftauchenden Gedanken ergriffen war.

Aber nur langsam pflegen die neuen Ideen, wenn sie auch wetterleuchtend den ganzen Horizont der Zeit umgeben, sich in Wirklichkeit umzusetzen. Noch bestehen die alten Mächte fast unerschüttert und es ist ein unverfälschtes Stück Mittelalter, das uns in den drei letzten Stücken dieses Buches entgegentritt.

Der eigentliche Gegenstand der Erzählung von dem Einritt des Bischofs Johann und des Noltzischen Tagebuchs ist der Jahrhunderte alte Kampf der Stadt mit dem Bischof um ihre Freiheit. Seit den Tagen Friedrichs des zweiten hatte er gedauert mit größerer und geringerer Heftigkeit. Die Rachtungen, d. i. die Vergleiche, bilden die Ruhepunkte in diesem Kampfe.[1] Im Mittelalter giebt es kein gleiches Recht für alle; diesen Gedanken hat erst die französische Revolution zum Prinzip erhoben. Man kämpft um Vorrechte und Freiheiten. In dem Kampf um die Herrschaft der Stadt lernen wir diese schwankende Rechtsordnung kennen. Wohl holen sich die Juristen ihre Waffen aus dem römischen Recht, wohl wird der Prozeß vor dem Kaiser oder dem Kammergericht in den Formen des römischen Rechts geführt, aber immer entscheidet doch das Mandat des Kaisers in dem Streit um die Herrschaft.

Unter dem Bischof Reinhart I. von Sickingen (1445 bis 1482) hatte der Streit zwischen dem Bischof und der Stadt geruht. Da wurde Johannes von Dalberg gewählt, ein junger Mann von 28 Jahren, hochgebildet, ein berühmter Gönner und Förderer der humanistischen Studien, leidenschaftlich, von außerordentlicher Herrschsucht, zähe und thatkräftig: so nahm er die Wahl an und erhob unverzüglich die alten Ansprüche. Er wollte ohne Einschränkung Herr der Stadt sein und kämpfte dafür bis an seinen Tod im Jahre 1503. Die Erzählung vom Einritt giebt gleich einen Begriff, um was es sich handelt. Die Stadt behauptet eine freie Stadt des Reichs zu sein, der Bischof behauptet, sie sei ihm und dem Stift unterthan. Er verlangt deshalb, die Stadt solle schwören, ihm als Herrn und dem Stift getreu zu sein. Herr hat den Sinn von Landesherr; das ergiebt sich schon aus dem Zusatz „und dem Stift“; gerade so wie einem weltlichen Fürsten für seine Nachfolger gehuldigt wird.

Boos sagt in seiner Einleitung zum III. Band des

---

[1] **Vgl. Boos U. B. III. Einl.**

Urkundenbuchs, daß wir es hier mit einer offiziellen Geschichtsschreibung zu thun haben, ohne die Gründe anzugeben, aus denen er das schließt. Jedenfalls ist der Verfasser dieser Erzählung unbekannt.

Der Kampf um den Eid war zu Ungunsten der Stadt ausgegangen; sie war dem Bündnis des Pfalzgrafen und Bischofs erlegen. Im Jahre 1487 entbrannte der Kampf von neuem, der nun mit allen Mitteln der damaligen Justiz und Diplomatie geführt wurde.[1] Um über die einzelnen Momente dieses Riesenprozesses genau unterrichtet zu sein, ordnete der Rat an, daß der Stadtschreiber eine offizielle Erzählung des Verlaufes niederschreibe. Das ist geschehen; diese Darstellung besitzen wir noch in den acta Wormatiensia: ein Werk im großen Stil, das noch zum größten Teile erhalten ist.

Neben dieser offiziellen Darstellung sind aber noch die Privataufzeichnungen eines Mannes, der in diesem Kampfe eine bedeutende Rolle gespielt hat, auf uns gekommen: in dem Tagebuch des Reinhard Noltz.

Noltz war kein alteingeborener Wormser; seine Familie war eine zugewanderte Handwerkerfamilie. Er war der Sohn eines reichen Hafners, studierte in Heidelberg Jurisprudenz und verließ die Universität mit dem Titel „Magister artium“, was unserem Doctor philosophiae entspricht. Der akademische Grad hob damals auch einen niedrig geborenen Mann weit über seinen Stand empor. Als reicher Mann erlangte er Zutritt zu der vornehmen Gesellschaft der Münzer oder Hausgenossen, die sich aus den alten Patriziergeschlechtern zusammensetzte. Er wohnte in dem Hause zur alten Mühle in der Kämmerergasse. Im Jahre 1490 wurde Noltz Schultheiß; 1495, 1496, 1505, 1516 war er Bürgermeister der Stadt. Er war ein begabter und thatkräftiger Mann, erfüllt von Liebe zu seiner Vaterstadt und von Haß gegen ihre Feinde. Er steht mitten in dem Strome der städtischen Politik. Als überlegener Politiker übt er im Rat der Stadt Worms, auch wenn er kein Bürgermeister ist, einen maßgebenden Einfluß aus. Ihm zur Seite steht sein Untergebener und treuer Freund Adam von Schwechenheim, der Stadtschreiber, der als geschickter und unermüdlicher Diplomat die Interessen der Stadt am kaiserlichen Hof vertritt. Er ist die längste Zeit seiner Wirksamkeit auswärts.

[1] Boos U. B. III Einl. XXXVIII. Ebenso für das Folgende und für die biographischen Daten von Noltz.

Bald sehen wir ihn in den Niederlanden, bald in Italien, überall begleitet er den Kaiser auf seinen Fahrten, um von ihm einen günstigen Entscheid für die Stadt zu erlangen und die Anschläge der Gegner zu hintertreiben.

Das Tagebuch des Reinhard Noltz hat jedenfalls mit dem Jahre 1487 begonnen und sich vielleicht bis zur Fehde der Stadt mit Franz von Sickingen im Jahre 1517 erstreckt. Es ist in denkbar schlechtester Weise erhalten. Die einzige Handschrift, die davon existiert, ist eine Abschrift aus dem achtzehnten Jahrhundert. Der Abschreiber hat die Sprache modernisiert und Namen und Zahlen vielfach entstellt wiedergegeben. Offenbar hat er sich häufig keine Rechenschaft darüber gegeben, ob das, was er schreibt, auch einen Sinn hat. Und so hat er oft Unsinn geschrieben.[1] Die Abschrift beginnt mit dem Jahre 1493 und endigt 1509. Es fehlen also wahrscheinlich 14 Jahre.

Doch ist das Übriggebliebene ein sehr wertvolles und interessantes historisches Schriftstück. Es ist keine zusammenhängende Darstellung irgend eines Gegenstandes, sondern — wie die Benennung Tagebuch schon besagt — eine system- und kunstlose Erzählung der Tageserlebnisse. Aber gerade in dieser kunstlosen, gewissermaßen absichtslosen Art liegt der Reiz und das Lehrreiche. Nicht auf einen Eindruck berechnet, sondern um das, was bemerkenswert scheint, festzuhalten, werden die Ereignisse aufgeschrieben. Nicht für einen großen Leserkreis, sondern für sich oder höchstens ihm Nahestehende schreibt der Autor; er hat keinen Grund etwas zu unterdrücken oder schief darzustellen. Natürlich ist der Streit mit dem Bischof und den Pfaffen die Hauptsache, weil ja auch für sein persönliches Leben nichts größere Bedeutung hat: er geht auf in der Politik seiner Vaterstadt. Aber doch auch kleine und unbedeutende Dinge, die aus irgend einem Grunde sein Interesse erwecken, teilt er mit. Auch Familienereignisse berührt er; die Witterung, der Preis des Weines und der Früchte, die umlaufenden Gespräche der Leute sind ihm erwähnenswert. Nur von seinen eigenen Verdiensten, von seiner Initiative redet er nie, wie oft er auch den ersten Anteil an den Ereignissen haben mag.

Natürlich ist es keine unparteiische Geschichte, die er schreibt. Er denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß die verhaßten Gegner in irgend einem Punkte Recht haben könnten.

---

[1] Siehe näheres Boos U. B. III Einl. XVI ff.

Eine interessante und lehrreiche Ergänzung zum Tagebuch des Reinhard Noltz ist „die Denkschrift über das Kriegswesen der Stadt Worms". Im Jahre 1499 zog die Pfaffheit aus der Stadt Worms; bei Noltz ist es an der betreffenden Stelle ausführlich erzählt. Der Auszug bedeutete für die Stadt eine große Gefahr. Denn man mußte annehmen, daß die Pfaffheit sich nicht allein auf das negative Zwangsmittel — ihr Fernbleiben von der Stadt — beschränken, sondern daß sie alles in Bewegung setzen würde, um mit Waffengewalt gegen die Wormser vorzugehen und sie zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Und in jener Zeit der Unordnung war es ein Leichtes, jemanden zu finden, der sich als Beschützer der verfolgten Unschuld aufwarf, um sich an den reichen Waarenzügen der Stadt Worms und im Glücksfalle an dem Gute der Wormser in der Stadt selbst zu erholen. Da war Vorsicht geboten. Die Stadt sah sich denn auch vor; sie musterte die waffenfähige Mannschaft und warb Söldner. Aus diesem Anlaß entstand auch die Denkschrift über das Kriegswesen. Ihr Verfasser ist unbekannt; was er in der Einleitung von sich sagt, ist alles, was wir über ihn wissen. Er war kein Wormser Kind, aber, wie aus zahlreichen Stellen seiner Schrift hervorgeht, ein tüchtiger Patriot, „ein besonders guter Freund und Gönner dieser Stadt." Und als solcher hatte er denn auch den begreiflichen aufrichtigen Haß gegen die Pfaffen. Wo er auf sie zu sprechen kommt, fühlt man, wie tief dieser Haß in seinem Wormser Herzen sitzt. Er traut den Pfaffen jede Arglist und jede böse That zu. Deshalb schreibt er die Denkschrift und mahnt in eindringlichen Worten die Stadt zur Vorsicht und giebt ihr die Mittel und Wege dazu an. Diese Schrift zeigt, daß ihr Verfasser ein weit gereister, gebildeter und kriegserfahrener Mann war, der überall mit offenem Sinne das Wichtige und Wesentlichste erkannt und der diese reichen Erfahrungen in sich zu einer allgemeinen Anschauung von dem Wesen und den Mitteln der Kriegsführung verarbeitet hat. Er schöpft aus dem Vollen, aber er belastet seine Darlegungen nicht mit Überflüssigem; er weiß klar und schlicht zu zeigen, worauf es ankommt. Alles zieht er in den Kreis seiner Betrachtung: nicht bloß die Verteidigung der Stadt gegen Angriffe, sondern auch die Organisation des Wachtdienstes, des Meldedienstes, der Feuerpolizei, des Kundschafterwesens, die Aufrechterhaltung der Disziplin, die Beruhigung der Einwohner „bei Feuer und Feindsgeschrei". Er war viel in fremden Ländern: in England, in Schott-

land, in den Niederlanden. Er kennt die niederländische Kriegsgeschichte offenbar sehr gut. Überall, wo er etwas erfahren konnte, da hat er lebhaft zugegriffen. Und das verwertete er dann in seiner Schrift. Bei jedem Punkt, den er klar machen will, erzählt er einen oder mehrere praktische Fälle, die er entweder selbst erlebt oder gelesen oder sich von andern hat erzählen lassen: eine anschaulichere und zugleich fesselndere Art der Belehrung läßt sich nicht denken. Auch die Sprache der Denkschrift zeigt, daß der Verfasser mehr als ein gewöhnlicher Kriegsmann war. Sie ist nicht sehr schön, aber schlicht und sinnreich und überall klar und bündig.

Die Schrift war völlig unbekannt, bis der Herausgeber des Wormser Urkundenbuchs, H. Boos, im Jahre 1881 die Handschrift fand. Sie ist eine wertvolle Ergänzung der nicht gerade allzureichen deutschen Militärlitteratur aus jener Zeit. Und sie hat denn auch durch ihre Veröffentlichung im Wormser Urkundenbuch in der wissenschaftlichen Welt große Beachtung gefunden.



II.

Das Leben des Bischofs Burchard des ersten von Worms (1000-1025)



Als ich mit der Absicht umging, das Leben und die glücklichen Thaten des seligen Vaters und geliebten Herrn Bischofs Burchard niederzuschreiben, da kamst Du, Bischof N[1] meiner Absicht freundschaftlichst entgegen, mit dem Wunsche, daß ich diese Schrift in Deinem Namen verfasse und Dir widme. Denn Deine Weisheit ist allen bekannt, und es wird nicht nur in dem eigenen Lager, sondern auch in dem kaiserlichen von allen anerkannt, daß Du Dein Amt wie ein kluger Mann verwaltest. Die Kirche aber, die Dir von Gott anvertraut ist, förderst und lenkst Du mit großem Ansehen. Du wirst offen als ein Mann der höchsten Tugend gepriesen und mit Recht ein Vater der Armen, ein Trost der Darbenden genannt. Das hast Du an mir Elendem offen gezeigt, indem Du mich, als ich durch die verschiedensten Mühsale ganz gebrochen und von allen verachtet und verstoßen war, barmherzig aufgenommen und — Dir selbst zur Zierde — gnädig mit Deinem Rate unterstützt hast. Und solches hast Du, mein Vater, an mir gethan, obwohl ich es nicht verdiente.

Denn Du suchst nicht, was menschlich ist, sondern reinen Herzens bedenkst Du nur, wie allen klar ist, was Gott will, und nimmst nicht Rücksicht auf die Person irgend eines; Du verfolgest den geraden Pfad des göttlichen Wandels mit nie wankendem Schritt.

Also ist durch die Liebe zu Dir und das fortwährende

[1] Gemeint ist hier Bischof Walther von Speier, der vertrauteste Freund Burchards.

Zusammenleben mit Dir, wenn ichs gestehen soll, das Siegel der Liebe Christi in meine Brust gedrückt. Wenn auch wegen des Mangels an Vermögen bei der Ausstattung des Begräbnisses mir die Pracht fehlen wird, so wird dennoch meine Verehrung Dir immer in Christo erhalten bleiben.

Deshalb habe ich Deinem Namen dieses Werkchen gewidmet, das von den Thaten Deines besten und vertrautesten Freundes handelt. Deine Würdigkeit wird erkennen, daß diese Schrift nicht aus irgend einer Überhebung geschrieben ist, sondern — Gott ist Zeuge — um die Schlaffheit und die Unthätigkeit des Herzens zu verhüten und hauptsächlich wegen des Andenkens an sein seliges Leben, damit, wenn man von seinen frommen Thaten lesen wird, den feindseligen Reden derer, die gegen ihn sprechen, vorgebaut werde. Wenn ich aber etwas unrichtig und unverständig anführe, so will ich es Deiner Verbesserung und Deinem Urteil vorlegen, in der Hoffnung, daß es durch Dein Mitleid verbessert und gestützt werde. Am Schlusse möge auch das ganze Werkchen Deinem Urteile unterliegen, damit es, wenn es Dir mißfallen sollte, vernichtet werde; wenn es Dir aber gefällt, möge es bleiben, um als Zeugnis der Thaten Gottes zu dienen.

Dieses Werkchen hat aber seinen Anfang in folgender Weise genommen. Als ich eines Tages an einem abgeschiedenen Platze saß und verschiedene Gedanken nicht ohne Seufzen in mir herumwälzte, kam einer meiner Stiftsbrüder zu mir herein und sprach mich mit folgenden Worten an: „Was sitzest Du hier allein, mein Teurer, und grübelst mit erregtem Sinne, oder warum starrst Du, trauriger als Du sonst bist, mit gesenktem Haupte zur Erde? Wenn sonst Dich jemand mit Worten oder Thaten gereizt hat, so hat mich das zugleich mit Dir erregt. Darum, wenn etwas Dein Gemüt erregt, erzähle es und verheimliche mir nicht, was Du in Deinem Geiste beschlossen, weil Du, zu was immer Du mich auffordern magst, meine Hilfe und meinen Rat bereit finden wirst."

„Zur rechten Zeit, sagte ich, mein geliebter Bruder, hast Du mich gefunden und bist gleichsam herbeigewünscht gekommen. Denn schon lange dachte ich Dir etwas, was ich mir in meinem Geiste vorgenommen, sei es schriftlich oder mündlich, zu eröffnen. Da aber vieles mein Vorhaben hinderte, so habe ich es bis jetzt verschoben. Unter den vielen Hindernissen aber war das das größte, daß ich mich scheute, meine Gedanken den Leuten zu offenbaren. Denn Du weißt selbst, wie verderbt die heutigen Menschen

sind, wie voll der verschiedensten Gedanken. Wie, wenn mich einer, den der Neid anstiftet, angesichts solcher Reden mit folgenden Tadelsworten in Verwirrung bringt: daß es nämlich eine große Kühnheit sei, daß ich — arm und einfältig — klugen Männern meine Schriftchen, die mit dürftigem und trockenem Geiste mühsam zusammengetragen seien, vorlege? Aber gesetzt, es wäre so, und ich gestehe zu, daß ich arm und einfältig bin: wenn ich aber arm bin, dann schäme ich mich nicht reich zu werden. Der Reiche aber schämt sich arm zu werden: wie der reiche Verwalter in der h. Schrift gesagt hat: ich schäme mich zu betteln. Lieber ist es mir mit Lazarus arm zu leben, als mit dem reichen Manne ins ewige Feuer geschickt zu werden. Arm und nackt sind wir alle geboren worden. Aber er, der die Seele gegeben, der spendet auch die Speise, der den Körper erschaffen hat, giebt auch die Kleidung. Denn er selbst hat es, er selbst wird es mir geben, weil die Seele mehr ist als die Speise und der Körper mehr als die Kleidung. Jener verachtet auch nicht die Armen, sondern er wählt das Schwache, um das Starke zu stürzen. Wenn ich auch nackt und dürftig an Geist, so waffne ich mich doch mit der Kühnheit zu reden, da ich auf die Hülfe jenes hoffe, der gesagt hat: „Öffne deinen Mund und ich werde ihn füllen.“ Er wird auch nach dem Versprechen seiner Gnade das, was ich thun und sagen will, vollenden, kräftigen und befestigen. Also verschiebe ich es, über diese weiter zu sprechen und eröffne Deiner Liebe, was unsere Nachkommenschaft zu hören begehrt.

Das heilige, Gott geweihte Leben unseres seligen Vaters, Bischof Burchards, des höchsten Ruhmes würdig, nach dem Maße meines Geistes und dem Zeugnis meiner Kenntnis zu schreiben, treibt mich der Geist durch unaufhörliche Eingebungen. Um dieses Werk zu vollenden, bitte ich Dich inständig um Deinen Rat und gleicherweise um Deine Hülfe, weil ich weiß, daß Du in heiligen Dingen gelehrt bist und jene Thaten kennst und daher zu dieser Aufgabe sehr geeignet bist. Denn ich habe noch nicht vergessen, wie Du mich einst in Unterredungen eingehend über die Tugenden des obengenannten Mannes gefragt hast. Und da ich Dir von seinem heiligen Eifer und der Ehrbarkeit seiner Sitten erzählte, setzte ich Dir auch — ich gestehe, nicht ohne Thränen — auseinander, mit welcher Festigkeit er in den Werken Christi, in den heiligen Schriften, im Fasten und Nachtwachen und Gebeten verharrt hat, und ich erzählte Dir auch, wie er die welt-

lichen Stürme, die verschiedensten Widerwärtigkeiten und die Schrecken des Schwertes durch die Standhaftigkeit des Gebetes sehr oft besiegt hat. Und so haben wir den angenehmsten Tag verbracht. Interessierst Du Dich dafür? Warum nicht? Denn später hast Du mich im heiligen Eifer mit der Hand geschlagen und Tag und Nacht angetrieben und gebeten, daß ich irgend eine Schrift über das Leben und die Tugenden dieses Mannes herausgebe oder Dir zum herausgeben mitteile. Nämlich Deinen frommen Bitten gehorchend, werde ich mich befleißigen, einige Erzählungen, wenngleich unberedt, indem die göttliche Gnade die Trockenheit meines Geistes benetzt, mit Deiner Hülfe über das Leben jenes zusammenzutragen.

Aber so oft mir die Erinnerung an jenen seligen Mann kommt, so oft überkommt mich Weinen und Seufzen. Nichts vermag ich denn, Geliebter, als Thränen und Seufzer unaufhörlich zu vergießen und folgende betrübende Gedanken schweigend in mir hin- und herzuwälzen: Wer ist er gewesen, wer bin ich und wer werde ich sein? Elend bin ich aufgewachsen, erbärmlich verlassen, in Arbeit und Not bin ich gestellt und von allen beinahe der niedrigste, von geringer Herkunft, mit sündiger Verwandtschaft, allen unbekannt und doch mir selbst bewußt.[1] Denn wie ein Fauler werde ich zurückgestoßen, wie ein Stinkender verbannt, wie ein Verdorbener verachtet und dies nicht unverdient. Denn täglich faule ich Unglückseligster in dem Moraste der Sünden und glühe elend unter der schweren Last, die für meinen Nacken unerträglich ist. Denn alles, was mein schwacher Geist gewünscht, bin ich zu schwach zu vollbringen, wie der Lehm, der nicht durchs Feuer gefestigt ist, und ich verhundertfache das Begangene, das ich mit kaum mehr entspringenden Thränen beweine, da ich das Heil der Seele vergessen habe. Daher sind auch meine Worte voll Schmerz. Ich glaube, daß Du, Bruder, ähnliches wie ich erfahren hast; ich weiß wohl, daß Du in ähnlichem Maße nicht nur einmal Schweiß vergossen hast. Aber wozu das alles? Wozu halte ich Dich auf, Geliebter, durch die unnütze Betrachtung? Die unnütze Betrachtung sage ich, weil wir sie mit Worten anstellen, aber mit Thaten nicht befolgen. Im Anfange meiner Betrachtungen rief ich Dich nicht zur Traurigkeit, sondern zum Frohsinn, nicht zum Schmerze, sondern zur Freude, nicht zur Sünde, sondern zur Ausübung

[1] Hier folgt im Text: Similitudo gentis et commotio capitis in populis. (?)

der Tugend, Geliebter. Daher kehre ich zum Anfang meiner Betrachtung zurück und bitte Dich um Deine Liebe und treibe Dich dringend dazu an, daß Du mir mit Fragen vorangehst und meine Erzählungen über das Leben dieses Mannes anhörst oder daß Du meine Fragen korrigierst oder indem Du die vorhererzählten Tugenden des Mannes nacherzählst, mich vollständig unterweisest."

Dagegen sagte jener dankend: „Dein Wunsch und Deine Ermahnung, Teuerster, scheinen mir nicht zu tadeln, sondern vielmehr sehr zu loben. Durch Deine Erzählung hast Du mich zu Heilbringendem ermahnt und durch Deine glückverheißenden Worte bewegt. Du hast gesagt, Du hättest bis jetzt noch nicht meine Frage über die Thaten unseres Herrn vergessen. Auch ich bin meiner Frage noch eingedenk und Deiner Erzählung über die Tugenden jenes. Ich habe Dich gebeten und bitte Dich wiederum, daß Du über die glücklichen Thaten jenes etwas schreibst oder mir zum Schreiben vorlegst. Denn schimpflich ist es, die Segel zu streichen, wenn der günstige Wind noch nicht aufhört zu wehen. Daher möge Dein Versprechen erfüllt werden und weil das Glück günstig ist, nicht länger aufgeschoben werden. Aber jene Lasten, von denen Du sprachst, und die schlimmen Sorgen um weltliche Dinge, die mir bis jetzt kaum dem Namen nach bekannt waren, trage ich schon mit angezogenen Schultern, sodaß ich, ach! weder zu atmen noch wegen der Größe des Gewichts aufzublicken vermag. Jene wogenden Wirren des Jahrhunderts und die verschiedenen Einfälle der Feinde und die Schrecken des Schwertes, die wir, als unser seliger Herr noch lebte, selten empfanden, erdulden wir nun infolge unserer Sünden gleichsam täglich und stündlich. Denn als jener noch lebte und wir durch seine frommen Gebete bei Gott unterstützt wurden, waren wir vor allen Gefahren gleichsam durch eine Mauer geschützt. Seitdem wir aber seiner gesegneten Gegenwart beraubt sind, sind wir zerstreut und beinahe zu Nichte geworden, wie nach dem Worte des Herrn die Schafe, die, nachdem ihr Hirt gestorben, ohne Schutz sind. So oft ich Dich daher solches reden hörte, so oft weinte ich im Stillen fast bei jedem Worte und nicht mit einzelnen Thränen, sondern bei dem Zeugnis meines Gewissens mit dichten, aus der innersten Zerknirschung kommenden Thränen. Also bitte ich Dich, fahre fort im Erzählen über diesen Mann, was Du versprochen hast, und ich höre nicht auf, Dir zu helfen, mein Bruder, soviel ich

vermag." „Ich gestehe es — sagte ich — daß wir durch seine frommen Gebete vor den gefährlichen Angriffen immer bewahrt worden sind. Und deshalb glaubte ich damals thörichter Weise unbestraft zu sündigen, da ich ja wußte, daß jener unaufhörlich für uns betete. Denn viel hat der fromme Hirt bei Gott für seine ihm anvertraute Heerde gethan und viele Ränke und Unheil der Welt mit tapferer Brust und mannhaft durch Widerstand ertragen. Dieses Alles werden wir an passenden Stellen mit Gottes Hülfe ausführlicher erzählen.

Aber darauf muß ich Dir antworten, daß Du durch Gleichnisse mich ermahnt hast, meine Versprechungen zu erfüllen. Du hast gesagt, es sei schimpflich, die Segel einzuziehen, wenn die günstigen Strömungen des Windes noch nicht aufhören. Daß das wahr ist, gebe ich zu; aber ich glaube, daß es nicht unvorsichtig ist, wenn einer, der sich anschickt, das ungeheure Meer zu durchlaufen, zuerst das Schiff auf allen Seiten gegen die drohende Flut befestigt, dann die Tiefe des Wassers erforscht und sich gegen die unter den Wogen verborgenen Klippen behutsam vorsieht, damit er, wenn er anfängt zu fahren, die Gefahren des Meeres nicht zu fürchten braucht, noch auf verborgene Felsen rennt, sondern mit fester Führung des Steuers das Schiff leitet und mit vollen Segeln und günstigen Winden in den Hafen des Heiles einläuft. Auf ähnliche Weise müssen wir bei der Größe der Aufgabe um Hülfe bitten. Unser schwacher Geist muß von beiden Seiten geschärft werden, damit wir nicht dem Tadel der Neider verfallen, sondern mit Glück zum Ende gelangen. Denn der Neider lobt oft mit Schmeichelworten die Thaten eines Menschen in seiner Gegenwart; in der Abwesenheit aber tadelt er sie mit leerem Gekläff wie ein wütender Hund.

Aber da ich Bedenken trage, noch weiter von dem schlechten Charakter der Menschen zu reden, der durch das Gift des Neides vergiftet und in keiner Treue beständig ist, lege ich den Finger auf den Mund, damit mein Mund nicht mehr von den Werken der Menschen rede. Also da wir den Neid der Schmeichler und der Schmäher nicht fürchten, so wollen wir darangehen, einiges über die Thaten jenes Gerechten mit dem Beistande der göttlichen Gnade zu erzählen. Wenn wir jedoch das, was wir gesehen und was wir von frommen Männern Gutes über ihn erfahren haben, erzählen sollten, würde es uns eher an Zeit als an Stoff fehlen.

Daher wollen wir mit seiner Geburt mit göttlicher Hilfe beginnen, nur das Wichtigste berührend, die Thaten des Mannes kurz erzählen, und so zu Ende zu gelangen suchen.

* * *

Burchard war in der Provinz Hessen geboren; seine Eltern waren nach der Anschauung des Jahrhunderts von nicht geringem Stande. Seine erste geistliche Bildung empfing der Knabe nach dem Willen seiner Eltern in der Nähe von Koblenz. Dann wurde er Studien halber nach verschiedenen Orten gesandt. Später aber schloß er sich an Willigis, den verehrungswürdigen Erzbischof von Mainz, an und erfüllte sich mit dessen heilbringender Weisheit. Er nahm dessen edle Sitten an, obwohl er noch sehr jung war; er floh und mied das Laster und zwang seine Sinnesrichtung allmählich zum Guten. Schon nach der ersten Blüte der Jugend strahlte er herrlich in jeglicher Tugend: in der Gerechtigkeit standhaft, treu in übernommener Pflicht, weitblickend im Rat, im Glücke nicht überhoben, im Unglück nicht niedergeschlagen, gehorsam gegen Höhere, mit Armen mitleidig, leutselig gegen Geringe, mild gegen Untergebene, freigebig, von ehrenhaften Sitten und eifrig bei allen Gott gefälligen Werken. Es ist überflüssig seine Geduld zu loben; wie oft seine Untergebenen sich gegen ihn etwas zu Schulden kommen ließen, niemals ließ er auch nur ein Wort des Vorwurfs fallen.

In solchen und ähnlichen Tugenden stark ist er von dem Erzbischof Willigis durch die verschiedenen Grade der hierarchischen Stufenleiter schließlich zur Würde eines Diakons erhoben worden. Als solcher wurde er einem sehr armen Bezirke vorgesetzt. Diesen Bezirk hob er unter der größten Anstrengung mit Hülfe des Erzbischofs und stattete ihn, so gut er konnte, aus. Er errichtete sofort ein herrliches Kloster und ein Stift für Kanoniker außerhalb der Mauern der Stadt Mainz zu Ehren des heiligen Viktor. Und nachdem Obere durch die Wahl der Klosterbrüder ernannt waren, befahl er ihnen, den Kursus zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Ceremonien abzusingen und zu beachten. Nachdem er so die kirchlichen Angelegenheiten, wie sie die kanonische Regel vorschreibt, geordnet hatte, schenkte er viele Grundstücke und Hörige, die er von seinen Eltern oder durch königliche Freigebigkeit erhalten hatte, dieser Kirche zu Eigen. Und so ist es durch die frommen Werke dieses Mannes möglich

geworden, daß an dem genannten Orte in täglichem Dienste viel Preis und Dank unserem Gotte dargebracht wird.

Deshalb wählte ihn der fromme Erzbischof Willigis, der auf die fromme Denkungsart des Gottesmannes aufmerksam wurde, zu seinem Vertrauten und machte ihn zu seinem Kämmerer und zum Vorsteher der Stadt. In dieser Stellung hat er sich nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei Gott dauernden Lohn erworben, weil er weder durch Gefälligkeiten, noch durch Geschenke, noch durch das Ansehen irgend einer Person von dem graden Wege abgelenkt werden konnte, wie manche andere, die wir meistens aus Freundschaft oder aus Mißgunst auf dem Wege des Rechten straucheln sehen.

Durch diese und viele andere fromme Werke wuchs der Ruf des frommen Mannes; und schließlich kam die Kunde von ihm auch zu den Ohren des Kaisers Otto III.[1] Derselbe, überhaupt ein wirklich frommer Mann, schätzte Burchard deshalb sehr und nahm ihn oft, wenn er zu ihm kam, sehr gnädig auf und entließ ihn mit den verschiedensten Geschenken und Ehrenbezeigungen; zugleich versprach er, ihm in Zukunft immer gnädig zu sein.

Unterdessen begab es sich, daß der Bischof Hildebald[2] von Worms seine Tage beschloß und an seiner Stelle Franko, der Bruder unseres Burchard, zum Bischof eingesetzt wurde. Von diesem Mann müßte viel erzählt werden, um ihm gerecht zu werden; aber dazu reicht unsere Kraft nicht aus. Aber weil wir seiner in unserer Erzählung einmal Erwähnung gethan haben, so wollen wir doch, wenn wir auch von seinen großen Thaten nicht zu erzählen vermögen, einiges von seinen geringeren berichten.

Nachdem er den Episkopat von Worms angenommen hatte, blieb er einige Zeit in Worms. Er ordnete die kirchlichen Angelegenheiten in sehr verständiger Weise und machte dann eine Fahrt des Kaisers nach Italien mit. Daselbst arbeitete er mit regem Geiste mehr als ein Jahr im Dienste des Kaisers; sehr oft wurde er in dessen Geschäfte eingeweiht; und so oft über wichtige Angelegenheiten zu beraten war, wurde er — obwohl noch ein Jüngling — mit solchem Vertrauen und solcher Achtung von dem Kaiser

---

[1] Kaiser Otto III., aus dem Hause der Sachsen, regierte vom Jahre 983—1002.

[2] Hildebald starb 998 am 4. August.

behandelt, daß ohne seine Beistimmung selten etwas beschlossen wurde.

Mit allen war er freundlich, mit allen gütig, und bei allen erwarb er sich großen Ruhm durch seine Freigebigkeit. Deshalb behandelten ihn alle mit der größten Ehrerbietung und Liebe; sie ahnten in ihm gleichsam schon den Heiligen.

Deshalb wurde er von dem Kaiser sehr geehrt und vor allen anderen geliebt; nach seinem Rate strafte der Kaiser die Uebelthäter und regierte das Reich in Frieden. So geschah es, daß der Kaiser die Abtei Lorsch der Wormser Kirche schenkte und diese Schenkung in einer Urkunde und einem ewigen Privileg festlegte; zugleich schrieb der Kaiser vor, daß auf dem römischen Konzil diese Schenkung verlesen und feierlich verkündet werde.

Zu derselben Zeit begaben sich ganz heimlich der Kaiser und jener Bischof Franko in Gewändern von Ziegenhaaren mit ganz entblößten Füßen in eine Höhle nahe bei der Kirche des heiligen Clemens und verbrachten daselbst im Verborgenen 14 Tage mit Gesprächen, Fasten und Wachen. Hier sollen sie in himmlischen Gesichten und Unterredungen vielen Trost gefunden haben.

Wir lassen diese Geschichte, die uns zu wenig verbürgt ist, aber in dem Glauben des Volkes sich verbreitet hat, dahin gestellt. Das aber wissen wir sicher, daß dem Bischof Tag und Stunde seines Todes durch göttliche Eingebung vorher verkündet worden ist. Und das teilte er selbst, nachdem sie nach Hause zurückgekehrt waren, dem Kaiser mit. Darüber wurde der Kaiser sehr betrübt und er fragte ihn dringend unter Thränen, wen er zu seinem Nachfolger an seine Stelle haben wolle oder wem das Bistum übertragen werden solle. Da antwortete er gewissermaßen unter einem Zwange: „Ich habe einen Bruder; wenn es Gott gefallen hätte, würde ich mir ihn zum Nachfolger erbeten haben. Aber von alledem abgesehen, möge Gott den einen erwählen, an dem er Gefallen findet.“ Darauf schwur der Kaiser unter Anrufung Gottes, daß er das genannte Bistum des Bischofs Bruder geben werde. Und damit er sich besser und leichter an sein Versprechen erinnern könnte, ließ er sich von dem Bischof einen Bittbrief für diese Angelegenheit geben und legte ihn in ein Säckchen zu seinem Testamente.

Was soll ich noch weiter erzählen: an demselben Tage und zu derselben Stunde, die er selbst vorausgesagt hatte,

starb er und sein Leichnam wurde zu Rom mit großen Ehren in Frieden begraben.

Nach seinem Tode kamen sofort verschiedene Bittsteller, die sich bei dem Kaiser um den Bischofssitz bewarben. Von diesen wurde denn auch ein gewisser Erpho mit der bischöflichen Würde begabt. Aber dieser erlebte nicht mehr den vierten Tag nach seiner Belehnung, weil er am dritten Tage starb. Nachdem er gestorben war, kamen nicht wenige und bestürmten unaufhörlich die Ohren des Kaisers mit den mannigfaltigsten Bitten und Geldversprechungen um den Bischofsstuhl. Unter diesen erhielt einer Namens Razo, der sich am meisten bemüht und nicht wenig versprochen hatte, den Hirtenstab. Der eilte sofort mit großer Freude von Italien zurück, kam aber nur bis zu einem Orte, der Chur genannt wird, und beschloß dort sein Leben. Die Boten aber kehrten zurück, brachten dem Kaiser den Stab wieder und meldeten ihm den Tod des Bischofs. — Da erst erinnerte sich der Kaiser seines Versprechens; er schloß seine Hand und versprach, niemandem diesen Bischofssitz zu geben, bevor er nach Hause zurückgekehrt sei. Wer wird dies nicht dem Verdienste unseres seligen Vaters zurechnen und nicht sein Leben loben, der von Gott auserlesen worden ist, wie der Tod jener Männer zeigte? Es ist wunderbar und sehr erstaunlich, daß der eine nach seiner Wahl und der Annahme der Bischofswürde den vierzehnten Tag nicht mehr sah, der andere sogar am vierten schon nicht mehr lebte. Hier können wir ein Wunder Gottes erblicken und erkennen. Welche Weisheit, welche Klugheit, welcher Plan vermöchte etwas gegen den Herrn! Was den Menschen gefallen, hat Gott mißfallen; was der Kaiser erwählt hatte, hat Gott verworfen und das Schwache erwählt, um das Starke zu beseitigen. Denn Gott wußte, wie Burchard ihn fürchtete, liebte und mit allen Kräften verehrte. Diesen bestimmte er im voraus; und dann berief er ihn und rechtfertigte die Berufung; er erhöhte ihn nicht nur durch das Lob der Menschen, sondern durch seine Gnade.

Der Kaiser kam auf seiner Rückkehr von Italien nach Sachsen, und an einen Ort Namens Kirchberg. Daselbst kam der Erzbischof von Mainz und mit ihm der verehrungswürdige Burchard zu dem Kaiser. Der Kaiser nahm den Erzbischof in der ehrenvollsten Weise auf, setzte ihm die Wormser Bistumsangelegenheit auseinander und erzählte ihm den wundersamen Tod der beiden Männer. Nach längerem

Gespräch schaute der Kaiser durch das Fenster und erblickte Burchard; sofort rief er ihn zu sich. Er nahm ihn bei der Hand, führte ihn mit sich und erzählte ihm ausführlich, was sein Bruder für ihn gebeten und was er selbst sich vorgenommen habe. Darauf zeigte er ihm den Bittbrief, den er in seiner Tasche hatte, und so bot er ihm die Bischofswürde für Worms an. Burchard sträubte sich sehr dagegen: er sei unwürdig die Bischofswürde anzunehmen. Der Kaiser drängte ihn aber heftig — gleichsam mit Gewalt — dazu, die Würde anzunehmen. Endlich sah Burchard ein, daß er dem Mächtigen nicht länger widersprechen könne und bat, mit seinem Oberen, dem Erzbischof, die Sache überlegen zu dürfen. Der Kaiser erlaubte es ihm und der Erzbischof riet ihm zu. Da erklärte er, er wäre mit allem einverstanden, was der Kaiser ihm befehle. Als er dieses sagte, stürzten allen Anwesenden die Thränen hervor und es wurde ihm als dem Würdigsten und Verdienstvollsten der Hirtenstab verliehen.

Einige Tage, nachdem er von dem Kaiser entlassen worden war, kam er mit dem Erzbischof nach Heiligenstadt und erhielt dort den Kopfschmuck seines bischöflichen Amtes. Am folgenden Tage wurde er mit dem vom Papste geweihten Oele zum Bischof gesalbt. Dann wurde er nach vielen Abschiedsgrüßen und Umarmungen von dem Erzbischof in Ehren entlassen.

Er wandte sich nach dem ihm übertragenen Bischofssitz. Als er nach Worms kam, fand er die Stadt verwüstet und fast verödet.[1] Nicht mehr zu menschlichen Wohnungen, sondern als Schlupfwinkel für wilde Tiere, besonders für Wölfe war sie geeignet. Denn die zerstörten Gräben und Mauern boten den Räubern und Tieren einen leichten Eingang. Man erzählt sich, daß die Wölfe oft vor aller Augen das Vieh verschlungen hätten, und die Menschen, die es verhindern

---

[1] Wie in der Einleitung gesagt, rührte die Zerstörung von den Ungarn her, die auf ihren Verwüstungszügen im Jahre 954 bei Worms den Rhein überschritten. Der sächsische Geschichtsschreiber Widukind sagt nichts von der Zerstörung von Worms; er erzählt nur, daß die Ungarn ganz Franken durchzogen und eine furchtbare Verheerung angerichtet hätten. Dann fährt er fort: „Am Sonntag vor Ostern ward ihnen zu Worms öffentlich aufgewartet und sie mit reichen Gaben an Gold und Silber beschenkt." Viel trugen jedenfalls auch die jahrzehntelangen Fehden des Adels zu der Verwüstung der Stadt bei. Auch die Vorgänger Burchards auf dem Bischofsstuhl lagen in beständigem heftigem Kampf mit den Adelsgeschlechtern.

wollten, hätten sie mit andauernden kühnen Angriffen zurückgeschreckt; schließlich seien sie, wenn alle gemeinsam sie verfolgten, unversehrt entflohen. Die Räuber rühmten aber diesen Ort als sehr geeignet zur Ausführung ihrer frevelhaften Pläne, weil weder Wallbefestigungen noch hindernde Mauern ihnen den Zugang erschwerten. Wenn aber ein Bürger ihnen Widerstand leistete, suchten sie ihn in nächtlichem Ueberfalle heim und schleppten alle seine Habe als Raub davon und ließen ihn tot oder halb tot liegen. Das war der Friede und die Sicherheit, das der Schutz und Schirm, in dem die Wormser Bürger in jenen Tagen lebten. Zuletzt verließen die Bürger die zerstörte Stadt ganz und bauten außerhalb der Mauern Häuser und Wohnungen, wie es ihr Lebensunterhalt erforderte, und schützten sich und ihre Angehörige, so gut es ging, mit Zäunen, Planken und anderem Holzwerk gegen Räuber und Tiere.

Mit großem Schmerze sah Bischof Burchard die Verödung der Stadt. Er beriet sich mit den Seinen; dann zog er rings um die Stadt einen festen Wall; überall stellte er die Stadtmauern wieder her und forderte die Bürger auf, ihre Häuser innerhalb der Mauern wieder aufzubauen und zu bewohnen. So rief er in einem Zeitraum von kaum 5 Jahren die vertriebenen Bürger in die Stadt zurück, sorgte in dieser Gegend für Sicherheit und erneuerte die zerstörte Stadt wieder von Grund auf. Aber bei diesem segensreichen Werke war ihm allein der folgende Umstand ein großes Hindernis.

Der Herzog Otto und sein Sohn Konrad hatten in der Stadt eine Burg,[1] die mit Türmen und mannigfachen Bauten wohl befestigt war. In dieser Burg fanden die Räuber und Diebe und alle, die sich gegen den Bischof vergangen hatten, eine sichere Zuflucht. Wenn sich jemand gegen den Bischof und seine Getreuen durch Wort oder That etwas hatte zu Schulden kommen lassen, so zog er sich sofort dorthin zurück; und deshalb kam es von beiden Seiten oft zu Mord und Totschlag.

Diesen schmachvollen Zustand, dieses harte Elend ertrug der Gottesmann lange Zeit. Doch leistete er auch mit unerschrockenem Mute jenen frechen Anmaßungen jederzeit Widerstand. So kam es, daß dem Gottesmann jene Menschen mit jedem Tage seines Lebens verhaßter wurden und daß er alle gleich wie Kirchenschänder von sich abwehrte. Nur

[1] An der Stelle der heutigen Pauluskirche.

einen Jüngling nahm er aus, den seine Eltern und übrigen Verwandten verstoßen hatten, weil er friedfertig war und einen rechtschaffenen Wandel liebte. Diesen nahm der Gottesmann zu sich und unterwies ihn in der Furcht Gottes und hegte ihn bei sich wie einen angenommenen Sohn. Und weil er einen festen Geist in ihm wahrnahm, liebte er ihn vor allen; und diesen Jüngling hat später Gottes Gnade auf den Thron des Reiches erhoben.[1]

Da der Bischof einsah, daß er anders der Kraft jener Mächtigen nicht widerstehen konnte, so umgab er seinen Hof und auch die Stadt gleich einem Kastell mit einer Mauer und verlieh ihm im Innern hinreichende Festigkeit, indem er Türme und andere geeignete Bauwerke zum Kampfe eilig aufführen ließ; diese Werke ließ er so fest als möglich bauen. Nachdem er so ein festes Bollwerk geschaffen, widerstand er tapfer den verwegenen Angriffen seiner Feinde und vermehrte die Zuversicht der Seinen. Oft auch schreckte er seine Feinde durch seine eigenen furchtlosen Thaten und Worte.

Später als die Feindseligkeiten beigelegt und der Frieden kaum hergestellt war, zogen auf Geheiß des Kaisers der Bischof mit großem Aufgebot, die Mainzer Ministerialen, der Abt von Fulda und der Bischof von Würzburg mit großem Heere nach Italien. Als sie nach großen Strapazen durch Toskana marschiert waren, kam die Nachricht vom Tode der Kaisers. Deshalb mußten sie auf demselben Wege, den sie zurückgelegt hatten, wieder zurückkehren. Da schlossen die Bewohner von Lucca und den umliegenden Orten, nachdem sie eine große Menge Reiter und Fußgänger zusammengerafft hatten, von allen Seiten die Wege ab und erwarteten, zum Kampfe bereit, die Ankunft der Unsrigen. Als diese die große Menge sahen, erschraken sie und verzweifelten daran, mit Gewalt das Gebiet zu durchschreiten. Schließlich schickten sie auf den Rat des Bischofs Gesandte; diese baten die Feinde um die Erlaubnis, daß sie in Frieden ihr Gebiet durchschritten. Sie erlangten dies mit Mühe von den Feinden und blieben an diesem Tage unbehelligt. Am folgenden Tage aber, noch bei früher Morgendämmerung, fingen die Feinde, die ihre Streitkräfte eng zusammengezogen hatten, mit großem Geschrei und leichtem Geplänkel den

[1] Es ist der spätere Kaiser Konrad II., der erste aus dem Geschlechte der Franken, ein Enkel jenes Herzogs Otto von Worms; er regierte von 1024—1039. Siehe unten im Text.

Vortrab der Unsrigen zu reizen an; auf beiden Seiten wurden einige verwundet und getötet, die anderen schrieen. Daher erhoben sich alle sehr schnell, griffen zu den Waffen und schaarten sich zusammen. Unter ihnen war ein gewisser Thiemar, ein Wormser Ministeriale des Bischofs, ein entschlossener, in jeder Tugend hervorragender Mann, der in Worms für den tüchtigsten Krieger galt. Diesen rief der Bischof zu sich und bat ihn, ihm zu helfen, diesen Streit zu beenden, wenn möglich ohne Menschenblut zu vergießen. Thiemar versprach den Befehl auszuführen, ging weg, rief noch andere zusammen und teilte ihnen in aller Stille mit, was er vorhatte. Darauf erstieg er mit großen Mühen und Anstrengungen eiligst einen nur mit Gefahr zu ersteigenden Berg und umging heimlich die feindliche Schaar. Als die Feinde ihrer ansichtig wurden, warfen sie sich erschreckt und verwirrt über die wunderbare Ankunft derselben in wilde Flucht. Die Unsrigen setzten ihnen nach und verwundeten und töteten auf der Flucht, so viel sie erreichen konnten.

Über dieses Morden wurde der Bischof sehr bestürzt; er vergoß viele Thränen und machte Thiemar große Vorwürfe darüber. Schließlich schickte er eine große Menge Geldes (Denare) den Feinden: gleichsam zur Entsühnung. Und so sind sie mit Gottes Hülfe in das Vaterland zurückgekehrt.

Unterdessen kam Herzog Heinrich von Baiern, der überall Streitkräfte gesammelt hatte, nach Worms. Er strebte mit aller Macht nach der Krone des Reiches. Zu Worms veranstaltete er eine Beratung mit Bischof Burchard und dem Erzbischof Willigis von Mainz. Er setzte ihnen auseinander, warum er gekommen sei und versprach ihnen alles zu gewähren, was sie wollten, wenn sie ihm bei seinen Absichten zu Willen wären. Dabei gelobte er auch, daß er Ottos Burg erwerben und in die Gewalt des Bischofs von Worms bringen wolle. So brachte er durch viele Geschenke und Versprechungen beide Männer auf seine Seite. Darauf begab er sich mit ihnen nach Mainz und empfing hier mit Zustimmung aller Anwesenden die Königskrone.[1]

Als aber Heinrich auf den Thron erhoben war, mahnte Bischof Burchard, der jenes Versprechen nicht vergessen hatte, den König unaufhörlich, Tag und Nacht, im Interesse der Freiheit seiner Stadt an die Erfüllung seiner Zusage. Endlich

[1] Als König hieß er Heinrich II., der letzte aus dem Hause Sachsen; er regierte von 1002—1024.

berief der König den Herzog Otto zu sich und eröffnete ihm in einer Unterredung sein Vorhaben. Dieser war ein kluger Mann und antwortete klug: „Vater, auch wenn Du mir etwas Großes zugemutet hättest, würde ich mich nicht geweigert haben, es zu thun. Aber was diese Angelegenheit anbelangt, so sei versichert, daß ich zuverlässig hoffe, mit Dir zusammen hierfür in Gottes himmlischem Reich ewigen Lohn zu erhalten.“ Auf diese Weise war die Sache beendet. Dem Herzog wurde ein Gut, das Bruchsella (Bruchsal) hieß, mit allen Einkünften und Zubehör im Tausch für seine Burg übergeben. So wurde Worms, das so lange unter der ungerechten Herrschaft zu leiden gehabt, durch die Bemühungen des frommen Bischofs befreit. — An demselben Tage, an dem der Herzog von der Burg abzog, ergriff der Bischof unter dem Zulauf vieler und unter den Augen des Herzogs Besitz von ihr und ließ sie alsbald mit eifriger Hand bis auf die Fundamente niederlegen. Darauf erbaute er mit demselben Material und denselben Steinen ein Stift und eine Kirche zu Ehren des heiligen Paulus[1] mit folgender Widmung: „diese Kirche ist zur Erinnerung an die Befreiung der Stadt erbaut worden.“[2] Dann ordnete er alles vernünftig auf Grund der kanonischen Regel und setzte zwanzig Brüder hinein, die ihren Kursus zu bestimmten Tageszeiten und nach bestimmten Regeln innehalten sollten. Auf diese Weise hatte der Gottesmann das kriegerische Haus in eine Kirche Christi verwandelt; und aus dem Hause des Kampfes war ein Haus der Versöhnung geworden, in dem unserem Gotte Tag und Nacht Lob und Dank dargebracht wird.[3]

---

[1] Die heutige Pauluskirche.

[2] Ecclesia ob libertatem civitatis.

[3] Von Thietmar von Merseburg, dem bekannten Chronisten jener Zeit, wird der erzählte Vorgang in Versen geschildert, die in der Uebersetzung folgendermaßen lauten:

Jetzt auch erfreut sich Worms der neuerhaltenen Freiheit,
Deren bisher sie entbehrte, den Herzogen pflichtig des Landes.
Unter den Großen des Herrn fühlt herzliche Freude nun Burchard,
Er, der Bischof von Worms, daß durch die Güte des Herrschers
Weit entrückt seinen Feinden, er ihre Näh' nicht zu scheu'n hat.
Und des Herzogs Hof ist wahrlich vor allen jetzt Christi
Sitz und Wohnung zu nennen, dort fleucht vor des Geistlichen Machtwort
Weltlicher Richter veränderlich Heer, dies alles hat Heinrich
Glühend in christlichem Eifer bewirkt: er nahm von dem eignen
Gute und löste die Kirche und widmete wieder dem Herrn sie,
Allem nun pflichtete bei der Herzog Otto, der fromme,
Sorgend sofort, daß des Königs Geschenk rechtskräftig bezeugt ward.

Zwei Meilen von Worms entfernt liegt ein Wald, an Tannen reich und auf der einen Seite von einem Sumpf umschlossen. In der Mitte des Waldes liegt ein wunderschöner Hügel, zu dem der Gottesmann öfters sich begab. Weil er den Lärm der Welt meiden wollte, ließ er die Bäume und die anderen Gewächse umhauen und machte so den Hügel kahl. Dann baute er einen Betsaal und andere Räume und ein herrliches Kloster. Dorthin zog er sich nach den Beratungen, nach Verhandlungen mit dem Könige, nach seinen Sorgen um die geistliche Gerichtsbarkeit und dem Geräusch der Welt zurück. Dort wandte er den weltlichen Geschäften den Rücken und widmete sich ganz den göttlichen Dingen. Zu derselben Zeit arbeitete er auch mit Eifer an der Sammlung des geistlichen Rechts; denn der Platz war von allem Geräusch entfernt. Er sammelte mit Hilfe des Speierer Bischofs Walther und ermuntert und unterstützt von dem Propst Brunicho die geistlichen Rechtssätze in einen Band: nicht aus Eitelkeit, sondern, wie er selbst sagte, weil das kanonische Recht und die Strafsatzungen in seinem Bistum überhaupt vernachlässigt und entstellt waren. Dieses Sammelwerk teilte er in zwanzig Bücher ein.

Übrigens ließ der Mann Gottes nicht nach in frommen Werken; er ließ die Kirche des heiligen Petrus, weil sie zu klein war, abbrechen und legte den Grund zu einer neuen von wunderbarer Größe. Den Bau derselben führte er mit außerordentlicher Schnelligkeit in wenigen Jahren fast bis zur Vollendung, so daß das Gotteshaus nicht nach und nach auferbaut, sondern wie durch ein Wunder plötzlich entstanden schien.[1]

In dieser Zeit rief Burchard seine Schwester, mit Namen Mathilde, ein Mädchen von ehrbarem Wandel und allen Ruhmes wert, zu sich und hegte sie mit brüderlicher Liebe. Sie war zu allen weiblichen Arbeiten geschickt und hatte schon andere Frauen in den verschiedenen Webarbeiten unterrichtet und viele in der Verfertigung kostbarer Gewänder übertroffen.

Da ereignete es sich, daß die Äbtissin des Wormser Nonnenklosters die Tage ihres gottgefälligen Lebens beschloß. Nach ihrem Tode baten alle Schwestern einstimmig den Bischof, daß er ihnen seine Schwester als Äbtissin gebe und ihr die Überwachung des Klosters anvertraue. Der Bischof

[1] Diese Kirche ist der **heutige** Dom.

war mit dieser Bitte einverstanden und rief seine Schwester zu sich. Nach einigen einleitenden Ermahnungsworten sprach er folgendermaßen zu ihr: „Meine geliebte Schwester, Du siehst, wie vergänglich und mangelhaft die Dinge der Welt sind, wie voll jeglicher Ungerechtigkeit. Denn Gold und Silber und Edelsteine, die uns wertvoll scheinen, gelten bei Gott für nichts anderes als Staub. Wir handeln darin nicht anders, als daß wir aus Begier nach irdischen Dingen unsere schwachen Seelen betrügen. Wohin wir auch gehen, immer folgt uns der Schatten des Todes. Glücklich aber, wer den Pfad des rechten Weges wandelt, wer den Ruhm dieser Welt verachtet und Gott in ein reines Herz einschließt. Deshalb wünsche ich, geliebte Schwester, daß Du die Armspangen, Ohrringe und die kostbaren Gewänder ablegest, das geheiligte Gewand annimmst und Dich mit dem Könige des Himmels vermählest."

Als seine Schwester das hörte, erschrak sie sehr und sagte höchst erstaunt: „Weißt Du denn nicht, verehrungswürdiger Vater, daß ich mich alle Zeit meines Lebens weltlichen Dingen hingegeben habe und daß ich für jenes Amt ganz unerfahren bin? Denn mit Ausnahme des Psalters kenne ich gar keine Bücher. Ich verstehe nicht, dies Amt auszufüllen; wie könnte ich denn in diesem Lebensberuf ohne Anstoß leben?"

Ihr erwiderte der Gottesmann: „Rede nichts weiter mehr und erfülle ohne Aufschub meine Mahnung, so schnell Du kannst. Was steht Dir hindernd im Wege? Es ist der glückseligste Tausch: die vergänglichen Dinge verlassen und die ewigen Schätze und das ewige Leben erwerben."

Durch diese und andere zahlreiche Ermahnungen überwand er seine Schwester so, daß sie gelobte, alles zu thun, was er wolle! Als der Knecht Gottes das hörte, jubelte er und dankte Gott von ganzem Herzen. Er befahl ihr sogleich die kanonische Regel, den kirchlichen Kalender, das Leben der Väter, den Dialogus und andere Bücher, die für ein solches Leben passend waren, zu lernen. Sie aber war eifrig bemüht, alles, was er befahl, zu lernen und zu thun. Als aber der Gottesmann sah, welchen guten Willen und frommen Eifer diese Magd Gottes in sich hatte, legte er ihr das Ordenskleid an und weihte sie zum Dienste Gottes. Er versammelte die Schwestern und übertrug ihr das Amt einer Aebtissin und die Sorge für die Schwestern. Als sie das Ordenskleid empfangen hatte, ragte sie unter allen an Tugenden und

ehrbaren Sitten herrlich hervor und gab, gleich als ob sie ihr ganzes Leben nach der Regel erzogen worden wäre, allen ein göttliches Beispiel. Sie wollte sich nicht bedienen lassen, sondern selbst dienen; sie erhob sich nicht, wie es sonst Vorsteherinnen zu thun pflegen, über die anderen, sondern liebte und lehrte alle wie eine Mutter. Es war wunderbar, daß dieser Frau des Laienstandes der Dienst keine Stunde zu schwer wurde; er machte ihr nur Freude.

Auch schenkte sie alles Gut, das sie erworben hatte, der Kirche, der sie vorstand. Außerdem stellte sie nach dem Rat und mit Hülfe ihres Bruders das Kloster und das Stift, das fast zerstört war, nicht nur wieder her, sondern baute es vollständig wieder auf und ließ es weihen. Sie verharrte im Dienste Gottes mit den ihr anvertrauten Schwestern Tag und Nacht mit standhaftem Herzen und Geiste und regelte unter dem Beistande ihres Bruders das Leben derselben, wie es die kanonische Ordnung vorschreibt.

Angespornt durch das Beispiel und die Lehre jener, verlangte eine gottergebene Schwester mit Namen Caritas von dem Bischof noch größere und härtere Prüfungen. Und als ihr jener versicherte, daß der Wille Gottes in einem solchen Leben mit guten Werken gut erfüllt werden könne, forderte die Gottesjungfrau mit unaufhörlichen Bitten, daß er sie, weil sie Höheres vollbringen wolle, von allem Weltlichen abschließe. Endlich gab der Gottesmann nach und setzte einen Tag fest, an dem sie eingemauert werden sollte. An dem Tage, an dem der Wille der Gottesdienerin erfüllt werden sollte, kam der Bischof mit allen Brüdern zum Nonnenkloster. Als sie sich dort versammelt hatten, stellte er die Jungfrau in die Mitte und sagte: „Seht diese Jungfrau, teuere Brüder, wie sie von der Liebe zu Gott und von Gottesfurcht zugleich ergriffen ist; wie sie den vergänglichen Freuden dieser Welt zu entsagen und Gott zu gefallen begehrt. Sie hat die Lehre des Evangeliums nicht mit tauben Ohren gehört: sie hat Vater und Mutter, Verwandte und Freunde, Haus und Hof verlassen und Gott allein nachzufolgen beschlossen. Errötet, Ihr Greise und Ihr Jünglinge, die Ihr nichts ähnliches thut. Warum schweigt Ihr? Was erstrebt Ihr mit Euerem Erröten? Seht diese zarte Jungfrau, wie sie Euch mit erhobener Fahne furchtlos vorangeht und nicht zurückschreckt, gegen die geistige Trägheit zu kämpfen. Seht sie, die mit dem Panzer des Glaubens und dem Helm des Heils bewaffnet unerschrockenen Geistes gegen den bösen

Feind zu kämpfen bereit ist. Wenn Ihr sie daher nicht übertreffen oder mit ihr wetteifern könnt, so strebt doch wenigstens darnach, ihr in ähnlichen Beispielen der Frömmigkeit zu folgen."

Nach diesen göttlichen Worten und nachdem die Feier der Messe verrichtet war, schloß er sie in eine Zelle ein. Und da sie in heiliger Zerknirschung für alles Irdische tot war, empfahl er sie wie eine Tote Gott. Daselbst nun lebte sie im Dienste Gottes drei Jahre ein engelgleiches Leben, von den verschiedensten Leiden heimgesucht, und gab schließlich ihre ganz geläuterte Seele ihrem Schöpfer zurück, damit Gott in allem verherrlicht werde, der in seinen Heiligen immer bewundernswert ist.

Zu jener Zeit kam Kaiser Heinrich auf einem Heereszuge nach Burgund auch nach Worms. Als er hier die Kirche fast vollendet sah, bat er den Bischof dringend, sie in seiner Gegenwart zu weihen. Nur nach langem Widerstreben fügte sich endlich der Mann Gottes in den Willen des Kaisers. Und so wurde denn dieses Haus, nachdem der Schutt hinausgeschafft und der Schmutz entfernt war, am folgenden Tage in Gegenwart und auf Geheiß des Kaisers und vieler Bischöfe, mit vielen Lobgesängen und großen Feierlichkeiten des Klerus und des Volkes Gott geweiht.

Zwei Jahre später geschah in dieser Kirche ein großes Unglück; denn die Westseite[1] derselben stürzte plötzlich in der Nacht vollständig zusammen. Aber wunderbarer Weise ist nur eine kleine Glocke von dieser ungeheueren Masse zerschlagen worden. Darüber erschrak der Mann Gottes, wie es natürlich war, sehr und er trug Traurigkeit im Antlitz zur Schau. Die Schüler, deren ihm immer eine große Anzahl folgte, trösteten ihn mit folgenden Worten:

„Wir wundern uns, Herr, mit Recht, daß Du durch den Unfall, der dieses Werk getroffen hat, so sehr betrübt wirst, der Du doch in täglichen Gesprächen forderst, daß man alles nach Gottes Wille geschehen lasse. Denn Deine Reden hört Gott und hat vor aller Augen Deinen Willen erfüllt. Was Gott gefällt, sieht man oft; und es steht geschrieben „wen Gott liebt, sucht er heim". Was Gott mißfallen hat, das hat er zurückgewiesen, wie Du es selbst erbeten hast. Darum laß die Seufzer und nimm Deine

[1] Derselbe Teil, dessen Wiederherstellung jetzt wieder in Angriff genommen wird.

tapfere Geduld wieder an. Das ist lobenswert und Gott gefällig. Gott hat, wie Du es am besten erkannt hast, unter den Glaubenssätzen auch Trostesworte gegeben: „Fasset Eure Seelen mit Geduld.“[1] Beachte dies, Vater, wirf die Last Deiner Sorgen hinter Dich, vergiß die Traurigkeit; denn nach dem Versprechen des Herrn wird sich Deine Traurigkeit in Freude verwandeln.“

Der Gottesmann aber antwortete, gleichsam herausgerissen aus seiner Betrübnis, mit fröhlicher Miene: „Vielen und herzlichen Dank sage ich Euch für diesen Trost und solche Ermahnung; denn nach Gottes Wille ist es geschehen. Darüber freue ich mich, daß er das, was ihm nicht gefallen hat, zum Bessern wenden wollte, wie wir es erflehten. Aber ich bitte, hört nun und ich sage Euch, wie ich dies erfahren habe. Eines Tages ging ich mit zwei Knaben in meinem großen Garten: da sah ich gerade am Eingang des Gartens den Teufel in menschlicher Gestalt und Kleidung. Er stand gegen Norden und riß die Kräuter und Fruchtbäume aus, warf sie auf einen Haufen und versperrte uns unter großem Geräusch den Weg. Da er aussah wie ein Gärtner, fragte ich ihn zürnend, warum er den Weg versperre, und er antwortete: O! daß ich Dir doch den Weg zum ewigen Leben versperren könnte, denn ich kann Dir in kurzer Zeit noch größeres Unglück bereiten!

Ich aber sagte erstaunt über seine Frechheit — denn ich hielt ihn für den Wächter des Gartens —: Im Namen Gottes! Du wirst mir mit Deiner Drohung nicht schaden; wenn Du von Deiner Bosheit nicht lässest, wirst Du ewige Verdammnis erwerben. Nach diesen Worten ging ich zu dem Sitz, der im Garten steht; und wie ich mich umschaute, sah ich ihn nicht mehr. Ich erstaunte sehr über sein plötzliches Verschwinden und fragte die Knaben, ob sie ihn gesehen hätten. Sie sagten beide, sie hätten niemand außer mir gesehen, aber jemand mit mir streiten hören. Darauf sagte ich zu ihnen: Ich weiß, meine Söhne, wer es ist; aber ich fürchte seine Drohungen nicht, noch glaube ich, daß seine Worte in Erfüllung gehen: „Denn die Wahrheit ist nicht in ihm“,[2] wie der Herr sagt. Und wie ich von dort zurückkehrte, kam mir der Vers ins Gedächtnis: „Denn ich bin zu Leiden gemacht und mein Schmerz ist immer vor mir.[3] In der

[1] Luc. 21, 19.
[2] Joh. 8, 44.
[3] Ps. 38, 18.

folgenden Nacht aber in früher Stunde ist dieser traurige Einsturz des Gotteshauses erfolgt. Als ich es hörte, war ich bestürzt und habe, ich gestehe es, nicht ohne Thränen jenen Spruch Davids wiederholt: „Und ich bin geplagt täglich, und meine Strafe ist alle Morgen da.“[1] Ich freue mich, meine Brüder, daß der Herr mich der Strafe gewürdigt hat, und werde nach Eurer Mahnung geduldig sein. Ich werde mit bekehrtem Sinne für meine Thaten und Worte Buße thun und Dich, meinen Gott, loben, daß Du in allem gepriesen werdest, der Du zürnest und gnädig bist und den Menschen in ihrer Not alle Sünden vergibst.“

Darauf befahl er, die Balken und Steine aus dem Gotteshaus zu tragen; dann legte er das Fundament und richtete einen starken Bau auf und führte in nahezu zwei Jahren den Bau bis zu der früheren Höhe wieder auf. Dann vergoldete er die Kapitäle der Säulen und die viereckigen Steinpfeiler, die in der Kirche ringsum aufgestellt sind, und schmückte die Kirche überall mit dem verschiedensten Zierrat.

Dann erneuerte er eine Pfründe für das Haus der Gott dienenden Brüder, das vor allzu großem Alter schon verfallen und fast ganz vernachlässigt war, und veränderte sie so, daß sie wohl zu benutzen war. Dann ordinierte er alle Brüder nach der kanonischen Regel und befahl ihnen allen, der Regel gemäß zu ihrem täglichen Unterhalt sich gemeinsam im Refektorium zu erquicken.

Auf ähnliche Weise erneuerte er in seinem mitleidigen Sinne den Sitz der Brüder bei der St. Cyriacus-Kirche, die durch die Unachtsamkeit gegen die Räuber fast zerstört worden war, und befahl auch ihnen gemeinschaftliche Mahlzeiten. Alle Baulichkeiten, die dazu gehörten und die durch ihr Alter fast zerstört waren, stellte er mit wunderbarem Geiste wieder her und versah sie mit Mauern und den verschiedensten Gebäuden in hervorragendem Maße. Das Kloster und das Stift des heiligen Andreas, das außerhab der Mauern lag und das durch Vernachlässigung zerfallen war, verlegte er in die Stadt; dann ordnete er die kanonischen Regeln zum Gebrauche der Brüder und richtete zum Preise und Ruhme Gottes ein geregeltes Leben ein. Zu jener Zeit ging auch Brunecho, von dem wir oben gesprochen haben, der Propst dieser Kirche, in sich und begann ein mönchisches

[1] Ps. 73, 14.

Leben, als er die Standhaftigkeit sah, mit der jener fromme Mann alle weltliche Pracht von sich wies, als er sah, mit welch glühendem Eifer er Gott diente und menschliches Lob verachtete. Nach dem Beispiel des Gottesknechtes überwand er den Teufel und bemühte sich mit zerknirschtem Herzen und demütigem Sinne Gott allein zu gefallen. Ebenso verließen andere vornehme Männer, veranlaßt durch die fortwährenden Beispiele des Gottesknechtes, die Welt, gingen aus der Stadt und ergaben sich dem Mönchsleben. Schließlich aber fürchtete der Bischof, daß die Kirchen verlassen würden; er rief deshalb von allen Stiften die Weltgeistlichen zusammen und sprach folgendermaßen zu ihnen:

„Ihr sollt wissen, meine Brüder, daß jeder, der Gott fürchtet und recht thut, ihm angenehm ist: nicht allein der Mönch, sondern auch der Weltgeistliche und auch der Laie. Denn es ist nicht gut, daß alle, die im Schiffe arbeiten, denselben Dienst verrichten, daß alle am Steuer und keiner am Ruder oder alle am Ruder und keiner am Steuer ist. Es ist ratsamer, daß ein Steuermann bestimmt werde und jeder seine Arbeit verrichte: daß die einen rudern, die andern die Tiefe des Wassers messen, andere, wenn nötig, den Mast besteigen, wieder andere das Bodenwasser ausschöpfen; so werden sie das Schiff sicher heimbringen. Ähnlich müssen auch wir einsehen, ihr Brüder, daß wir nicht alle das Gleiche thun können. Denn wenn alle Mönche oder Geistliche sind, wo bleiben die Laien? Wer soll dann den Mönchen zur Hand sein, wer den Weltgeistlichen dienen? Wenn aber alle Laien wären, wo bliebe da der Preis und die Verehrung Gottes? Verschieden ist der Beruf in dem Hause Gottes: es gibt nicht allein Mönche, sondern auch Weltgeistliche und auch gläubige Laien; und sie bedürfen alle der Gnade Gottes. Wer also ein Weltgeistlicher ist, der gehe nicht ohne Erlaubnis aus dem Stift des Mönchlebens wegen, sondern arbeite zusammen mit seinen Brüdern. Und wenn er ein strengeres Leben zu führen wünscht, so verrichte er seinen Dienst in seinem Stift mit gottgefälligen Werken und enthalte sich des Schlechten und stehe nicht ab, immer Opfer auf dem Altare des verborgenen Herzens Gott darzubringen." Mit solchen Worten beruhigte er die Gemüter der Jünglinge und ermahnte sie, mit festerem Sinne im Dienste Gottes zu verharren.

Auch das empfahl er ihnen sehr an, daß jeder von ihnen nach seiner Begabung die Sprüche und gelehrten Schriften sich täglich vor Augen führte. Da aber, als sie

sahen, wie der Gottesdiener dem Studium ergeben, wie unterrichtet in der heiligen Schrift, wie voll göttlicher Weisheit er war, scheuten sie sich nicht mehr, ihm Gespräche, Abhandlungen und die verschiedensten gelehrten Fragen vorzulegen.[1]

Weil aber Gott unseren frommen Hirten zu seinem Dienste erwählt hatte, so züchtigte er ihn in seiner gewohnten Gnade, wie es in der Schrift heißt: „Welchen der Herr liebet, den straft er und hat Wohlgefallen an ihm, wie ein Vater an seinem Sohne."[2] Er wurde von einer Lähmung getroffen und erkrankte sehr stark. Aber durch dieses Unglück wurde er nicht überwältigt oder verzweifelt; er behielt immer dieselbe Miene, dieselbe Fröhlichkeit mit der höchsten Geduld. Während dieser Prüfung Gottes hielt er Einkehr bei sich und kam zu der heilsamen Betrachtung, daß die weltlichen Dinge bei Gott wertlos seien und nicht nur zum Schaden, sondern auch zur ewigen Verderbnis der Seele gereichten. Und er befahl, in der ganzen Gemeinde des heiligen Petrus sorgfältig nachzufragen, ob irgend jemand etwas durch ihn ungerecht verloren, oder jemand Schaden gehabt habe. Und wenn jemand antwortete, ihm sei Unrecht geschehen, so befahl er, ihm den Verlust doppelt zu ersetzen. Seine Worte waren so ruhig und maßvoll, daß die Zuhörer leicht die Festigkeit seiner Seele erkennen konnten. Was er sprach, würzte er mit den schönsten Beispielen aus der heiligen Schrift. Niemals ließ ihn sein gerechter Sinn, die Kenntnis der Gesetze oder seine tiefe Kenntnis der heiligen Schrift im Stiche.

Seine Weisheit zu loben, ist unnötig; denn nicht allein von seinem Hofe, sondern aus allen Gegenden kamen viele Menschen, um seinen Rat zu hören.

Der häufigen Übung der Fasten, des Wohlthuns, der Nachtwachen und erbaulichen Reden war er so ergeben, daß sich keiner mit ihm vergleichen konnte.

Wenn er nicht durch Krankheit geschwächt oder die dringende Notwendigkeit ihn nicht zu anderen Speisen zwang, fristete er sein Leben nur mit Brot, Rüben und Aepfeln. Während alle beständig glaubten, er trinke Wein, erfrischte er sich mit Wasser. Oft ging er um die dritte oder vierte

[1] Hier folgen im Texte zwei lange Kapitel, die kein allgemeineres Interesse haben und die wir deshalb auslassen.

[2] Sprüche 3, 12.

Wache[1] in der Nacht mit einem Vertrauten, dem er strenge untersagte, irgend jemand etwas davon mitzuteilen, schweigend durch alle Straßen der Stadt und durchspähte jeden Winkel und jede Grube; wo er Arme oder Kranke fand, spendete er ihnen mit freigebiger Hand den Trost der Almosen. Täglich schloß er sich vor Tagesgrauen in seinen Betsaal ein und blieb dort bis zur ersten Stunde des Tages; was der gerechte Mann dort that, ist nicht uns, sondern nur Gott allein bekannt. Er stand nicht ab, in täglichem Meßdienste mit unermüdlichem Geiste für Verstorbene und Lebende Opfer darzubringen. Die Armen liebten ihn wie einen Vater; von weither kamen sie häufig zu ihm und keinen entließ er ungetröstet. So oft aber ein plötzlicher Todesfall oder der Schrecken vor dem Schwert und der Wut der Feinde oder ein anderes Unglück drohte, rief er sofort alle Brüder zusammen und wandte es durch standhaftes Beten und Fasten ab. Fürwahr, bei Gott und seinen Engeln, ich schreibe nichts als die Wahrheit.

Ich gestehe, daß wir, die wir immer zusammen waren, während wir seine verschiedenen Tugenden lobten, schon ahnten, was später eingetroffen ist: nämlich, daß nach seinem Tode niemand an seinen Platz treten werde, der ihm in seinem herrlichen Lebenswandel ähnlich sein werde. Denn wie sehr er auch von der Krankheit bedrängt wurde, blieb er im Dienste Gottes dennoch unbesiegt.

Er weihte nämlich ein Stift zu Ehren des heiligen Martin. Aber als er die Mauern schon zum Teil vollendet hatte, konnte er es wegen der häufigen Dienste am Königshofe, verschiedener anderer Hindernisse und vor allem wegen seiner anhaltenden Körperschwäche leider nicht vollenden. Und so steht jenes Stift bis auf den heutigen Tag nur halb vollendet.

Danach starb der Kaiser Heinrich; sein Leichnam wurde nach Bamberg gebracht und dort mit den größten Ehren begraben. Nach seinem Tode erlangte Konrad, jener Jüngling, der, wie wir oben erzählt haben, von dem Bischof in Gottes Furcht erzogen und unterrichtet worden war, durch die Gnade Gottes die höchste Gewalt. Zwei Jahre nach der Thronbesteigung dieses Königs fing die Kraftlosigkeit des Gottesmannes über das gewöhnliche Maß an zuzunehmen. Als die Schwäche zu sehr überhandnahm, zog er sich in die

[1] Vigilia tertia = 12—3, vigilia quarta = 3—6 Uhr Nachts.

Stadt zurück und erwartete Tag und Stunde seiner herannahenden Erlösung. Als er so eine Zeit lang in heftiger Krankheit darniedergelegen hatte, kamen Boten des Königs zu ihm, die die Ankunft des Königs für die nachfolgende Woche ansagten. Der Gottesmann erschrak über diese Botschaft, und es schmerzte ihn sehr, daß er den König wegen seiner Krankheit nicht würdig empfangen und ihm seiner Schwäche wegen nicht den geziemenden Dienst thun konnte.

Er wandte sich deshalb zu seinem gewohnten Trostmittel, indem er in seine Betzelle ging, die Thür hinter sich verschloß und dort den ganzen Tag im Gebet verweilte. Als es spät geworden war, befahl er wie gewöhnlich die Schüler zusammenzurufen; und nachdem der Abendlobgesang beendet war, zog er sich mit heiterer Miene zurück, sodaß wir alle glaubten, er sei durch die Gnade Gottes wieder gesund geworden. Und so kräftig war er die ganze Zeit hindurch, während der König bei uns war, als ob ihm Waffenstillstand gewährt worden wäre. Als der König[1] wegging, begleitete er ihn bis Trebur und blieb daselbst drei Tage. Beim Abschied, als ihn der König entließ, sagte er halb im Scherze vor vielen Zuhörern, er werde den König wohl nicht mehr sehen. Und als er nach Worms kam, befiel ihn ein außerordentlich starker Anfall von Ruhr.

An dem Tage, an dem er sah, daß sein Leib der Auflösung entgegengehe, rief er seine Schüler zusammen und ging mit ihnen in den Betsaal. Dann vergab er allen Schuldigen ihre Vergehen gegen ihn, alle, die er mit dem Kirchenbann und Anathema belegt hatte, sprach er gnädig los und erteilte jedem der Anwesenden einzeln schriftlich Absolution. Dann wusch er seinen ganzen Körper mit ganz reinem Wasser, ließ sich den Hals, das Kinn und auf dem Kopfe die Tonsur scheeren, zog frische Kleider an und hieß seine Ministerialen, Hörigen und alle, die anwesend waren, zu sich eintreten.

Da schluchzten alle vor heftigem Weinen; der Gottesman aber winkte ihnen mit der einen Hand, obwohl er es kaum konnte, Schweigen und sagte: „Verehrte Väter, liebe Brüder, geliebteste Kinder, ich bedarf schon Eurer Fürbitte bei Gott. Es schmerzt mich sehr, daß ich Euch ein zu lässiges Beispiel gegeben habe, daß ich mich stolz über Euch erhoben habe und daß ich Euch nicht, wie es meine Pflicht war, ehrte und liebte. Was nützt mir nun jener Stolz, oder was hilft

[1] **König Konrad weilte vom 18.—24. Juli 1025 in Worms.**

mir der Hochmut. Jetzt schadet er mir sehr und schafft mir viele Hindernisse. Gestern war ich noch der Reichsten einer und schon erwarte ich, daß ich bald nichts mehr bin als Staub und Asche. Denn das ist all unser Ruhm, so all unser irdisch Regiment. Nackt war ich, als mich meine Mutter gebar, nackt werde ich zurückkehren und nichts mit zurückbringen als meine Sünden, abgesehen von dem, was ich durch die Gnade Gottes Gutes gethan habe: dafür hoffe ich einst bei Gott meinen Lohn zu finden. Jetzt bin ich entlastet. Ich werde einen weiten Weg gehen und erwarte gefaßt eine harte Aufgabe. Aus diesem Elend könnt Ihr leicht erkennen, wie eitel der Ruhm der weltlichen Dinge ist, wie zerbrechlich und unbeständig, wie voll von Schlechtem und blind gegen das Zukünftige sie sind! Ich sehe sie jetzt durch einen Spiegel gleichsam im Bilde, wie sehr ich ihnen jetzt unterworfen war. Daher vertraue ich ohne Zögern mich und alles, was ich habe, meinem Gott an, dem ewigen König, dem ich von Anfang an gedient habe, damit er mich verteidigen und mich mit sich führe dahin, wo meine Seele die schreckhaften Anfechtungen nicht mehr fürchtet."

Mit solchen Worten ermahnte er uns und seine Stimme klang überirdisch, als er uns das Wort Gottes lehrte. Und schließlich kündigte er die Auflösung seines Körpers deutlich an. Nachdem er gesprochen, gingen wir in großer Ergriffenheit hinaus und weinten alle gemeinsam über den Tod eines so frommen Hirten.

Dann traten die Vornehmen, die anwesend waren, in seine Schatzkammer und sein Zimmer, wo sie verborgenes Geld vermuteten, und durchsuchten sorgfältig alle Winkel; schließlich schütteten sie die Schreine um, die mit Büchern gefüllt waren, in der Hoffnung Gold zu finden; aber sie wurden durch vergebliche Arbeit getäuscht. Denn außer dem Kirchenschatz fanden sie weder Gold noch Silber, mit Ausnahme von Denaren, die der Gottesmann in seinem Handschuh gelassen hatte; die übrigen hatte er den Armen geschenkt. Seine Schwester, die ehrwürdige Äbtissin, von der wir oben gesprochen haben, wich nicht von ihm, sondern wachte in fortwährendem Gebete bei ihm.

Als er schon einige Tage sehr krank war, richtete sich der Gottesknecht in der Nacht, bevor er starb, in seinem Bette auf, hob die Augen und die Hände gen Himmel und betete lange. Die Anwesenden sahen seine Lippen sich bewegen; aber was er betete, konnten sie nicht vernehmen, wie

sehr sie sich anstrengten. Dann legte er sich in seinem Bette zurück, ergriff die Rechte seiner Schwester und sagte: „Ich sehe schon, was ich zu sehen wünschte.“ Dann sprach er: „Der Herr sei mit Euch!“ Als er das zum dritten Male gesagt hatte, gab er unserem Heiland, dem er gedient, den er geliebt und gesucht hatte, seine unbefleckte Seele zurück.

Der Gottesknecht hatte aber einen Schrein, den niemand von uns je offen gesehen. Den Schlüssel dazu gab er seiner Schwester, damit sie das, was sie darin fände, als liebevolles Andenken an sein Leben bewahre. Dieses erzählte sie gleich nach dem Tode ihres Bruders einigen von uns und öffnete in unserer Gegenwart den Schrein. Darin aber fanden wir ein härenes Hemd und eine eiserne Kette, die auf der einen Seite offenbar durch das Tragen abgenutzt war. Als wir das sahen, schlugen wir uns an die Brust und beklagten, daß wir uns oft aus Nachlässigkeit gegen den Diener Gottes vergangen hatten. Dann bewunderten wir die gottgefälligen Thaten, die er so verdeckt und verborgen gethan hatte, und brachten unserem Gott nicht ohne Thränen Dank für das Leben dieses Mannes dar.

Bei seinem Leichenbegängnis waren auch seine Ministerialen zugegen. Geehrte und vornehme Männer trugen seine Leiche in allen Stiften umher und brachten sie dann in die Domkirche. Daselbst wurde sie von den versammelten Brüdern mit Ehrfurcht empfangen und unter den üblichen Ceremonien bewacht. Am folgenden Tage aber wurde sie in derselben Kirche im Westchor vor dem Altar des heiligen Laurentius in Ehren bestattet. — —

Wo aber sind die verderbten Menschen, die das Leben und die Thaten des Gottesmannes mit giftigen Zungen zerpflücken, die so viel, was sich auszusprechen nicht ziemt, über ihn und seine Getreuen in den verschiedensten mißgünstigen Darstellungen gelogen haben? O, die schändlichen, gemeinen, ehrvergessenen Menschen! Keine Tugend kennen sie, keine Frömmigkeit! Nur ihren Bauch mästen sie. Unfruchtbar im Guten sind sie und thun nichts ähnliches, was er gethan; seinen Ruhm bei den Lebenden fälschen sie und sein Heil im Grabe; die die Thaten des Gottesmannes mit Lügen zerkleinern, die sie selbst nicht thun können, deren Gott der Bauch ist und deren Ruhm in der Entstellung besteht, die am Irdischen so hängen, daß sie von göttlichen Dingen gar nichts wissen.

Dieser Priester Christi aber war mit ganzer Seele und mit allen Kräften Gott zugethan; was er Gutes that, verbarg er sorgsam, weil Christus allein es wissen sollte. Hohle Gunstbezeigungen und den Neid der Menschen achtete er gleich gering und war taub gegen sie; nur Gott suchte er zu gefallen. Deshalb glauben wir und hoffen es zuversichtlich, daß er sich bei Gott den ewigen Lohn für seine Thaten und ewiges Lob für sein Leben erworben hat und daß er bei Christus bleibend ein ewiges Priesteramt habe unter dem Beistand unseres Herrn Jesu Christi, der gelobt und gepriesen sei in alle Ewigkeit. Amen!



III.

Das Leben des heil. Eckenbert.

(1130.) Aus dem Lateinischen.



DER glückseligste und jedes Lobes würdigste Gottesverehrer, ein Bürger der Stadt Worms, die ehemals Vangionenstaat hieß, stammte aus edlem Geschlecht; noch edler aber war er durch den Glanz seiner Tugenden: er war ein Verächter der Welt, der eifrigste Betrachter des Gesetzes und des Evangeliums. Er wurde geboren [1] als der Sohn nicht geringer Eltern, die fromm und wegen ihrer Rechtgläubigkeit berühmt waren. Sein Vater, Regenmarus [2] mit Namen, stammte aus adligem Geschlechte und war der Bruder Eckenberts, des obersten Kämmerers von Worms; seines Vaters Frau, Namens Hebecher, die nicht von geringerem Geschlechte stammte als er, gebar glücklich diesen Sohn, den man nach dem Namen seines Oheims Eckenbert nannte. Glücklich ist der Vater, glücklich auch die Mutter: jener, weil er ihn erzogen, diese, weil sie ihn geboren hat, da man hoffen kann, daß ihnen um ihres Sprößlings willen Heil widerfahren ist.

Als aber das glückliche Kind geboren wurde, trug es auf der Stirne einen weißen Fleck, einem Regentropfen ähnlich, [3] wodurch ohne Zweifel der Herr ein Zeichen seiner künftigen Reinheit an ihm sehen ließ. Dann hat er, so lange er in dieses Lebens Gefängnis lebte, durch Wort und That die Demut gelehrt, die Niedrigkeit geliebt — er achtete den Ruhm dem Hauch des Aases gleich — und Vermessene oftmals gedemüthigt.

---

[1] 1079, wenn es richtig ist, daß er bei seinem Tode 1132 53 Jahre alt war.

[2] Im Liede Riegmar.

[3] Im Liede Flaumfeder.

Nach Verlauf seiner Kindheit begann er gute Anlagen zu zeigen. Er lernte es, ein ernstes Wesen mit Milde zu verbinden, was er auch im reiferen Alter nicht verlor. Denn er floh den Streit, verachtete den eitlen Tand, liebte seine Altersgenossen, besonders seine Mitschüler. Den Grund hierzu hatte sein Erzieher Stephanus seligen Angedenkens gelegt, der, solange er als Abt dem Limburger Kloster vorstand und wegen seiner unerschütterlichen Strenge und seinem Eifer noch mehr Abteien zu verwalten hatte, sehr viele Söhne vornehmer Eltern bei sich zu haben pflegte, denen er ein Beispiel rechtschaffenen Wandels gab.

Unter diesen liebte er den Eckenbert, als er unter seinen Augen weilte, mit besonderer Innigkeit, da er Kennzeichen künftiger Trefflichkeit wahrnahm. Er gab ihm daher mehr noch als den anderen Jünglingen die heilsamsten Ratschläge und ermahnte ihn dazu, auf die Erlernung des Psalters Mühe zu verwenden. Er pflegte zu sagen, daß die Kenntnis der Wissenschaften einem künftigen Ritter nichts schadet, aber einem, der die Welt verlassen[1] wolle, sehr viel nütze. Und diese Worte gefielen dem Hörer und er strebte nach der Gelegenheit, dem Rate zu gehorchen.

Als er daher in das Haus seiner Eltern zurückgekehrt war, schloß er sich in enger Freundschaft an seine Mitschüler an und hing an ihnen und wohnte mit ihnen sittlichen Betrachtungen älterer Leute bei; indem er, noch ehe er es verstand, das Wort erfüllte: Neige dein Ohr und vergiß dein Volk und das Haus deines Vaters darüber. O wie oft hat er, wenn seine Eltern bei köstlichen Gastmählern herrlich schmausten, während er selbst beim Gastmahl der Wissenschaft saß, nach Hause zu kommen vergessen, und wenn man ihn in den Häusern der Verwandten oder auf den Straßen suchte, wurde er selten wo anders gefunden als in den Schulen. Süßer war ihm auch die Unterredung über die heilige Schrift als der Genuß auserlesener Ergötzungen. Darüber erstaunte sich seine Mutter, und es schalt ihn sein Vater, denn sie wollten nicht, daß ihr Sohn ein Geistlicher werde, sondern ein Ritter und der Erbe so großen Reichtums. So wurde er gescholten und

[1] D. h. Geistlicher werden wollte. Im Lied heißts:
Er sprach: wer da ritter werden wil
Dem kan es geschaden auch nicht viel,
Dasz er lernet die bucher lesen.
Wil er aber geistlichen wesen,
So hilft es ihnen ein michel teil.

erfuhr mitunter harte Drohungen. Und da nichts größeren Eifer giebt als die Neigung, so suchte er stets mit noch größerer Begierde das wieder auf, wovon man ihn so eifrig abhalten wollte. Und da er alles, was er las, begriff, so war er um so unermüdlicher im Studium der heiligen Schrift und durstig schöpfte er aus ihr täglich den Trank sittlicher Lehren. Von Jugend auf wirkte in ihm eine göttliche Kraft und Gott hat keinem Menschen unserer Zeit solche Erstlingsgaben geschenkt, wie sie das, was man von ihm sah und hörte, erkennen ließ. Denn er war rechtgläubig, stark in reiner Hoffnung, in der Liebe gegründet, in der Wahrheit festgewurzelt.

Mit solchen und anderen Kennzeichen der Trefflichkeit gelangte er zum fünfzehnten Lebensjahr. Und weil der Herr sich ihn zum Diener rüstete, machte er ihn für die Augen der Menschen zu einem begehrenswerten Anblick und voll vieler Anmut. Doch war er nicht sowohl schön anzuschauen wegen des Glanzes der seidenen Gewänder, womit ihn seine Mutter bekleidete, als durch den wunderbaren Wuchs seiner Jünglingsgestalt; im Inneren war er schön durch seine Trefflichkeit, die nur Gott kannte, außen schön durch die den Menschen wohlgefällige Rechtschaffenheit seiner Sitten. Denn nicht mehr wuchs er an Leib als an Geist.

Von nun an faßte er den mutigen Entschluß, durch größere Heimlichkeit seinem Vater weniger unangenehm zu werden, indem er sich vornahm, nicht mehr wie vorher öffentlich und allezeit, sondern nur mit Unterbrechungen seine Bücherstudien weiterzupflegen. Wenn sich ihm aber zufällig die Gelegenheit zum Lesen darbot, stahl er sich die Stunden. Oder er entwich den Dienern und vertrieb den Müssiggang, den Vater aller Laster, durch Gebet oder durch aufmerksame Betrachtung der heiligen Schrift. Er verstand es auch, tönende Saiten mit dem Finger zu schlagen und so den Ohren seiner Eltern Vergnügen zu bereiten.

Um jene Zeit starb sein Vater bei gesundem Herzen und unverfälschtem Glauben. Wenn irgend eine strafwürdige Schuld an ihm war, so glauben wir, daß er sie durch reuevolle Thränen abgewaschen hat, und daß der Allmächtige, durch des Sohnes Gebet genötigt, ihm mitleidig vergeben hat. Nachdem er begraben war, wählte die nunmehr verwitwete junge Frau nach Ablauf der gesetzlichen Trauerzeit, damit nicht der lange Zeit hindurch gesammelte Vorrat an mannigfacher Habe in kurzer Zeit dahinschwinde, auf Anraten ihrer

Freunde einen der angesehensten unter ihren Freiern mit Namen Nicellin,[1] der ihr an Reichtum und Vornehmheit gleich war, zum Gatten. Daß dies geschah, ertrug der Jüngling, da er gelesen hatte, daß mit apostolischer Genehmigung den Frauen, die durch den Tod ihrer Ehemänner von dem gesetzlichen Bande befreit sind, neue Ehen, wenn sie in dem Herrn geschlossen werden, gestattet sind. Als sich dieses ereignet hatte, begann der glückliche Jüngling, da der Stiefvater den Stiefsohn recht freundlich behandelte, ungehinderter zu dem Wasserstrom der hl. Schrift zurückzukehren; und wenn er früher aus Furcht vor dem Vater etwas vernachlässigt hatte, strebte er nun voll Wissensdurst es nachzuholen. Inzwischen hatte der Jüngling, dem ein schöner Flaumbart sproß, angefangen, sich in schlechte Gewänder zu hüllen. Jetzt aber begann er, durch die schmeichelnden Worte der Mutter besiegt, in zahlreicher Begleitung von Dienern prächtig einherzugehen. Nachdem so einige Tage verflossen waren, fing sie an, in ihn zu dringen, daß er doch ein Weib heimführen möge. Aber darin fand seine Mutter taube Ohren bei ihm. Er wirkte Gutes bei allen, er wandelte die Wege der Heiligen der Kirche, gab den Armen, die sich ihm zu Füßen warfen, Geld und vermied es, deshalb von anderen gelobt zu werden, sodaß er im Verborgenen blieb. Hierdurch und durch ähnliches beängstigt, fürchteten seine Mutter und seine Freunde, er werde nun schon Mönch werden und begannen mit Nachdruck in ihn einzudringen, daß er wenigstens eine Kebsehe einginge. Und ein vornehmer Mann, Rütger,[2] ein Verwandter Eckenberts, hatte eine Hörige,[3] die, schön von Antlitz, edler und schöner aber durch die Ehrbarkeit ihrer Sitten, seinen Augen zu gefallen begann. Als dies seine Mutter bemerkte, fing sie an, auf jede Weise darauf hinzuwirken, daß er eine gesetzmäßige Ehe eingehe. Aber da jener sah, daß sie nicht frei war, kaufte er sie von ihrem Herrn los.

Inzwischen starb seine Mutter. Eckenbert aber zog sein ganzes Erbteil an sich und fing an, Hausvater zu sein und die schönsten Pferde und kostbare Gewänder mit goldschimmernden Waffen zu halten. Seine Freunde aber waren inzwischen in gespannter Erwartung, was er zu thun beabsichtige, da er vor der Welt die Pflichten eines wackeren

[1] Im Lied Nickelin.
[2] Im Gedicht Rüdiger.
[3] Im Gedicht Rinlind genannt, später in unserer Erzählung Richlindis.

Ritters erfüllte, vor Gott aber eher als ein Mönch oder ein regelrechter Geistlicher erschien; doch ein Geistlicher nicht nach Tracht nnd Beruf, sondern durch die That und in der Deutung dieses Wortes. Und das Recht auf die Wohnung im Himmel verlor er durch das Zusammenleben mit jenem Weibe nicht, da er sie nur bei sich hatte, um sich eine Nachkommenschaft zu erzeugen, nicht aus Verlangen nach menschlicher Ergötzung. Er zeugte mit ihr zwei Söhne, von denen der eine, Wolfram, das Amt eines Diakons, der andere, Kuno genannt, das Amt eines Subdiakons bekam. Später sind sie, nachdem sie mit ihrem Vater in höchst würdiger Weise Umgang gehabt hatten, beide noch vor dem Hingang ihres ehrwürdigen Vaters im Herrn gestorben.

Einmal aber, als ein Richter einen Mann von seinem Hof gefangen genommen hatte und auf das härteste mißhandelte und er ihn nicht durch Bitten befreien konnte, schickte er sofort seine Knechte hin, ließ den Armen aus den Händen des Richters befreien und in sein Haus führen. Als der Richter Rache nehmen wollte, entstand ein Volksaufstand gegen ihn, so daß er sich in St. Peters Münster flüchten und sich dort einige Tage verborgen halten mußte. Aber als einige den Versuch machten, ihn mit Gewalt herauszuholen, verhinderte es der heilige Mann, da er ihn lieber schonen als verletzen wollte. Als aber der Rat vermittelte, gab er ihm aus freien Stücken den Frieden. Sobald der Kaiser Lothar[1] in die Stadt gekommen war, reizte der Richter, falsches und wahres durcheinandermengend und der empfangenen Gutthat nicht gedenkend, den Kaiser gegen den Mann Gottes auf. Als er daher vom Kaiser vorbeschieden wurde, wollte er nicht, daß einer von seinen Freunden mit ihm beim Kaiser erscheine, da er sie verschont wissen wollte, und machte sich, auf den Herrn vertrauend, auf den Weg mit dem Evangeliumbuch in der Hand, damit ihm dieses zur Erquickung diene, wenn er ins Gefängnis geworfen würde. Doch zog er als Zeugen Leute zu, wie sie ihm geeignet schienen: arm an Vermögen, reich an Glauben und Rechtschaffenheit der Sitten, die nichts zu verlieren hatten und es deshalb wagen konnten, öffentlich mit ihren Worten die Wahrheit zu bezeugen. Von diesen begleitet kam er zum Königshof; aber der König, gerade mit mannigfachen Arbeiten beschäftigt, hieß ihn am andern

[1] Es kann hier nur Kaiser Heinrich V gemeint sein (siehe Kaufmann a. a. O. S. 29 Anm. 2 und Breslau Jahresb. d. Geschichtswiss. I. S. 141. Dagegen Boos U. B. d. St. W. III. S. 132 n. 3).

Tage wiederkommen, indem der allmächtige Gott vom Himmel herab Fürsorge trug, daß sein Streiter dem Kaiser nicht eher in den Weg träte, als bis er die Zorneswut, die ihn erfaßt hatte, abgelegt hätte. Als er dann am folgenden Tage wiederkam, fand er den Kaiser ganz besänftigt. Denn der obenerwähnte Stiefvater Eckenberts hatte ihm den ganzen Verlauf der Sache erzählt und nicht nur den Zorn des Fürsten besänftigt, sondern sogar dem ausgezeichneten[1] heiligen Manne des Kaisers Gnade verschafft. Das ist, o Christus, das Geschenk deiner Güte! Denn von Stund an begann er in den Augen des Königs so viel zu gelten, daß er oftmals vor ihm Zither spielte und der König auf seine Bitten manches that, was er anderen, die eine große Meinung von sich hatten, abschlug. Dies alles schrieb er der göttlichen Fürsorge zu.

Wiewohl er bis jetzt noch in der Welt lebte, so mißfiel ihm doch ihr ganzes Treiben und er flehte beständig zu Gott, daß er ihn niemals in der Welt[2] sterben lassen möge.

Zu dieser Zeit geschah es, daß zur Strafe für die Sünden der Menschen die ganze Stadt Worms in Flammen aufging; nur wenige Kirchen verbrannten nicht.

In derselben Zeit erkrankte Eckenbert auf den Tod; seine Schmerzen waren außerordentlich. In den Kirchen aber wurde ohne Unterbrechung für ihn gebetet. Seine Verwandten beweinten ihn, der im Sterben lag. Die Bettler trauerten um ihren mitleidigen Wohlthäter, dessen Heimgang nahe war. Es wurden die Presbyter herbeigerufen, und voll Besorgnis begann er mit ihnen vom Heile seiner Seele zu sprechen. Daher sprach Wolfram, der Kustos bei St. Pauli, auf dessen Rat er viel Gutes gethan hatte, sein Erstaunen darüber aus, daß er so lange bei der Gewohnheit des Konkubinats verharrt habe, und ermahnte und beschwor ihn, er möge doch das Band des unzüchtigen Verhältnisses durch Umwandlung in einen Ehebund schöner machen und sich beeilen, die von ihm erzeugten Söhne zu rechtmäßigen zu machen, andernfalls bürge er ihm dafür, daß all seine Mühe[3] umsonst gewesen sei. Außerdem versicherte er ihn, daß all sein Hab und Gut zur Seligkeit nicht ausreiche, wenn dies nicht geschehe.

Jener folgte den Mahnungen, denn er hätte es ohnehin schon gethan, wenn er eine günstige Gelegenheit gefunden

---

[1] Statt incommendatae muß es wohl commendatae heißen.
[2] Sondern als Mönch.
[3] Um das Heil seiner Seele.

hätte. Obwohl seine Freunde damit nicht zufrieden waren, verband er sich doch die Frau, die er vorher gekauft hatte, durch die Ehe und machte seine Söhne zu Erben seines ganzen Vermögens. Nachdem dies geschehen, genoß er im Abendmahl den Leib des Herrn, schloß die Augen und verstummte, und es blieb kein Lebenszeichen in ihm zurück; keine Wärme fand man mehr in seinen Gliedern. Von den anwesenden Presbytern wurden Gebete wie bei Leichenbegängnissen gesprochen und in allen Kirchen wurde für seine Seele gebetet. Wie nun sein Leib ausgestreckt und mit Grabgewändern bekleidet war, kam sein ältester Sohn Wolfram; und als er weinend in seines Vaters Antlitz schaute, bemerkte er eine kleine Bewegung in seinem Körper. Schnell meldete er auch der Mutter, daß sein Vater noch lebe; alle eilen voll Staunen herbei und harren der Barmherzigkeit Gottes. Da richtete er sich allmählich auf und war dem vorherigen Leben wiedergegeben.

Nachdem er aber durch Gottes Barmherzigkeit seine Gesundheit wieder erlangt hatte, erzählte er seinen Freunden,[1] was er in jener Verzückung gesehen hätte. „Ich wurde, sagte er, vor den Stuhl des großen Richters geschleppt und einer strengen Prüfung des Anklägers unterworfen. Dieser war von ungeheuerer Natur, wie es schien, eher aus Erz als aus Fleisch geformt: eine solche Festigkeit und eine solche Strenge lag auf seinem Antlitz. Nachdem dieser eine Menge Pfeile der Anklage gegen mich geschleudert hatte, aber alle ohne Erfolg zu Boden gefallen waren, brachte er mir doch eine unbezweifelbare Wunde bei. Denn er sagte: wenn er auch die übrigen Sünden vermieden hat, so hat er doch fleischliches Vergnügen gesucht. Ich stand starr und erblaßte, daß ich vor einen solchen Richter gestellt war. Dann wurde ich zu einem Turm emporgehoben, der eine Spitze von wunderbarer Höhe hatte und zu dessen Gipfel eine hohe enge Treppe hinaufführte; ich hatte den sehnlichen Wunsch, ihn zu ersteigen, aber auf jener engen Treppe stellte sich mir einer entgegen, damit ich nicht vollbringen könne, was ich versuchte. Mir schien es, als ob ich in einem unauflöslichen Ringen mit ihm liege; aber meine des Trostes bare Schwäche war seiner Stärke nicht gewachsen. Von da ward ich zu einem unermeßlichen Abgrund geführt, dessen Tiefe von unten bis oben

[1] Sedatis auribus intimorum suorum hat keinen Sinn; für sedatis muß ein anderes Wort stehen.

eine solche Strecke zu betragen schien, wie der Abstand zwischen Erde und Mond. Unter ihm aber war die Tiefe eines anderen Abgrundes, aber dazwischen . . . . trennte gleich einer steinernen Sohle vom oberen. . .[1] Sprudelnde aufschwebende Dämpfe aber spieen, wie es schien, mitten in dem Schaum ein totes Pferd aus. Ich stand entseelt, ganz ermattet, ungewiß, was ich thun sollte; das nächste war, daß ich in die von Schmutz stinkende Grube des Schreckens und der Trauer hinabgestürzt würde. Und siehe, da kam unversehens eine Frau und faßte mich bei der Hand und befreite mich von der Furcht und führte mich in liebevollem Geleite hinweg."

Diese gefahrvollen Erlebnisse seiner Verzückung erzählte er den ihn besuchenden Leuten zu ihrer Erbauung einige Male. Und unter heilsamen Ermahnungen erinnerte er daran, so wie nichts angenehmer sei als die himmlischen Freuden, so sei nichts bitterer als das höllische Feuer. Auch den Namen des Mannes, mit dem er gerungen hatte, nannte er aus dem Gedächtnis. Er hütete sich sorgfältig, nicht wiederum, wenn sein Leib in Staub zerfallen sei, einen so ermüdenden, schweren Kampf bestehen zu müssen. Einmal hatte er einem von Not bedrängten Manne Geld geliehen, damit er sich ein Landgut pachte.[2] Aber da dieser die empfangene Summe am festgesetzten Tage nicht hatte bezahlen können, begann Eckenbert jenes als das seinige zu benutzen; und vielleicht hätte er es noch länger benutzt, wenn er es nicht, gewarnt durch die von Gott gesandte Erschütterung, zurückgegeben hätte.

Die Frau, die ihn hinwegriß, war jene Diza aus Worms, die wegen der Ehrbarkeit ihrer Sitten, die große Zahl ihrer Verwandten und ihren großen Reichtum bekannt ist. Denn jene war zu dem Kloster des heiligen Gregorius im Schwarzwald gegangen, um ihren Vater zu besuchen, der dort als Mönch lebte. Und weil sie den Eckenbert in schwerer Krankheit zurückgelassen hatte, empfahl sie ihn inständig den Gebeten der Mönche; auf diese Empfehlung hin wurde ein gemeinschaftliches Gebet aller Mönche veranstaltet. Frau Diza sagte, sie habe es durch ihre Fürsprache und durch die demütigen Gebete der Mönche und Presbyter erreicht, daß die Barmherzigkeit des Höchsten ihn dem Leben zurückzugeben beschlossen habe.

---

[1] Ganz verdorbene Stelle.

[2] Locaret heißt es im Text; dem Sinne nach kann es aber nur pachten (conduceret) heißen.

Durch solche Zeichen veranlaßt, begann Eckenbert die Gesinnung seiner Frau auszuforschen, da er daran dachte die Welt zu verlassen. Diese widersprach nicht, da sie sich ja immer nach seinen Wünschen richtete. Und es wuchsen die Werke ihrer Frömmigkeit. Er rief die Armen zusammen, sie wusch und speiste sie; er verteilte Geld, sie nähte Kleider, um die Nackten zu kleiden. Ihr Haus wurde eine Herberge der Armen und kein Geschlecht, kein Alter oder Stand wurde ausgenommen, alle erfuhren ihren freundlichen Trost. Er als Vater, sie als Mutter berührten, salbten, wuschen die aussätzigen Glieder der Elenden, die nicht Knecht noch Magd auch nur anzusehen sich herbeilassen würde. Durch diese täglichen Werke wurde ihr Besitz kleiner. . . .[1] Nachdem also die goldenen und silbernen Gefäße und die kostbaren Gewänder verschleudert, auch die Landgüter verkauft waren, konnte der Streiter Christi, der lange in Verborgenheit geblieben war,[2] als er nun das weltliche Rittertum ablegte, nicht länger verborgen bleiben. Da er aber in der h. Schrift unterrichtet war, gingen sie von Tugend zu Tugend, und er wünschte, nachdem er seine ganze Habe hingegeben hatte, nun sich selbst zu weihen, indem er mit dem Psalmisten sang: „Siehe, ich habe mich fliehend entfernt und bin der Einsamkeit geblieben.“ Daher begab er sich weg von der Stadt nach einem Teil des Weingartens, der am Kirchhof des heiligen Stephanus, des ersten Märtyrers, liegt,[3] baute dort aus Reisern und aus Lehm einige Hütten und ließ hier seine Frau, die er mit anderen Frauen guten Rufes der Zucht eines geregelten Lebens unterwerfen wollte, in veränderter Tracht wohnen, während er sich selbst in einem von den Frauenwohnungen getrennten Häuschen mit Gebet und Bibellesen beschäftigte und die Augen seines Herzens auf fromme Betrachtungen richtete und die göttliche Barmherzigkeit inständig anflehte, es möge ihm vom Himmel ein zum Dienste der Gottheit geeigneter Platz gewiesen werden. Der Herr erhörte ihn; denn als er mehrere Orte aufmerksamen Sinnes durchging und ihm bei jedem einzelnen irgend etwas ungeeignetes auffiel, gab es ihm Gott ins Herz, daß er ohne

[1] Der ausgelassene Satz hat keinen Sinn; er ist ganz verdorben.

[2] D. h. dessen Wohlthaten im Verborgenen geblieben waren.

[3] Die Kapelle s. Stephani lag in der Nähe des Doms; von einem Stephanskirchhof ist sonst nichts bekannt (Boos l. c. S. 135 n.) Es muß also hier ein anderer Platz gemeint sein.

Beschränkung auf seine eigenen Grundstücke noch genauer nachforschte. Denn er hatte zwei Hufen Land im Dorfe Frankenthal, die er durch Gottes Fürsorge noch nicht verkauft hatte, weil er sie vielleicht als Ausstattung für eine von ihm zu erbauende Kirche vorbehalten hatte. Nachdem er diese aufmerksam angesehen hatte, fand er nichts, was für ein Kloster geeignet gewesen wäre; nur die weite Einöde versprach, daß ein etwa dort entstehendes Kloster mit Feldern vergrößert werden könne. Es war sandiger, durch natürliche Trockenheit unfruchtbarer Boden, nirgends Wald, nirgends beständige Bewässerung durch fließendes Wasser. Die häufigen Überschwemmungen des Rheines und ein fast alles bedeckender Froschsumpf verdarben die Luft und das Weideland. Weil er hoffte, daß hier das Kloster entstehen werde, erschütterte trotz alledem nichts seine Beharrlichkeit und er erwog eingehend die Länge und Breite des ganzen Grundstücks, und es genügte ihm nicht, nur sein eigenes Landgut zu besichtigen, sondern er betrachtete auch das daran angrenzende Land aufmerksam. Dieses Grundstück aber hatte die Größe von drei Morgen und gehörte einem vornehmen Manne. Es schien ihm zur Erbauung eines Klosters geeigneter, einmal wegen eines Thales, das durch die Winterwasser meist feucht war, dann weil es, obwohl nicht viel, doch etwas weiter vom Dorf entfernt war.

Es steht aber fest, daß die göttliche Vorsehung, die sich in ihren Plänen nicht täuscht, dieses Grundstück von ewigen Zeiten her für ihren Dienst vorherbestimmt hat und, wie die auf uns gekommene Erzählung der Vorzeit berichtet, durch Wunder deutlich gezeigt hat, daß dort einst Gutes entstehen werde. Auf jenes Grundstück, das heute das Kloster der seligen Maria Magdalena trägt, waren einst feindliche Knechte gekommen, um sich Futter für ihre Pferde zu holen. Als sie aber ihren Pferden eine übermäßig große Last aufgelegt hatten und sich noch obendrauf setzten, fingen — es ist wunderbar zu sagen — die Lanzenspitzen aller drei Knechte, als man sie aufgerichtet sah, durch Feuer, vom Himmel geschickt, wie Fackeln zu brennen an.[1] Seit jener Zeit galt der Ort dieses Ereignisses wegen für merkwürdig. Daher beschloß der heilige Mann, dieses Grundstück, das ihm die günstigste Lage von allen zu haben schien, von dem eben-

[1] Auch im Lied ist dieses Wunder erzählt. Wir haben es hier wohl mit dem oft beobachteten s. g. St. Elmsfeuer zu thun.

genannten Manne umzutauschen. Wie aber der vorbestimmte Tag, an dem das Geschäft abgeschlossen werden sollte, gekommen war, gab der erwähnte Mann, Ernst mit Namen, von göttlicher Erleuchtung durchglüht, das Grundstück umsonst her, das jener hatte eintauschen wollen.

Als es Eckenbert so möglich war, mit dem Bau zu beginnen, verließ er doch seine Hütte, die er in der Vorstadt von Worms errichtet hatte, nicht sogleich, sondern er ließ den Diakon Gottfried und den Laien Gosmann, die er durch die Süßigkeit seiner Rede an sich gefesselt hatte und zu denen er in einem ganz besonders innigen Verhältnis stand, den Bau leiten. Inzwischen aber betete er, las und gab denen, die zu ihm kamen, heilsame Mahnungen. Doch zuweilen kam er selbst zur Stelle, um den Bau zu betrachten.

Nun geschah es, daß er an einem der Tage, in denen das Fundament gelegt werden mußte, durch ein wichtiges Geschäft verhindert war, zugegen zu sein. Die oben erwähnten Brüder, die dort ihre Wohnung genommen hatten, während sie nach dem gegebenen Plan das Werk zu beschleunigen trachteten, sollten nach dem Muster der Kirche des heiligen Amandus in der Wormser Vorstadt ein ziemlich kleines Gebäude aufführen. Doch gute Leute aus der Umgegend forderten sie auf, sie sollten doch das Fundament weiter anlegen und an der göttlichen Güte nicht zweifeln. Jene gehorchten frommen Sinnes, indem sie den Ratgebern zustimmten, und maßen so eine Kirche von dem Umfang ab, wie man sie heute noch sieht.[1] Diese Änderung duldete der Mann Gottes deshalb mit Gleichmut, weil er erkannte, daß sie nicht ohne die Vorsehung des allmächtigen Gottes geschehen war.

Aber das nun begonnene heilige Vorhaben suchte der Teufel, der Urheber alles Bösen, auf jede nur mögliche Weise zu vereiteln, weil er argwöhnte, daß seine Ausführung der Kirche Nutzen bringen werde. Denn einige seiner Anhänger plünderten alle Leute, die zuerst aus den umliegenden Dörfern kamen, um Steine herbeizubringen. Auch die Weltpriester,

---

[1] Das stimmt nicht mit dem Lied überein. Danach ist das Fundament des Klosters zuerst (i. J. 1119) nach dem Muster von St. Amand in die Wormser Vorstadt gelegt worden; am 9. April 1170 oder 1171 ist es abgebrannt; an derselben Stelle „machten sie ein Münster groß“, das größere Münster „das man noch siehet halber blos“ ist danach also erst später gebaut worden.

die ihren Vorteil, nicht den Jesu Christi suchten, fürchteten, in ihrem Vorteil geschädigt zu werden und hinderten deshalb, so viel sie nur konnten, das Werk, waren erbittert auf die Frauen ihrer Gemeinden, die den Ort besuchten, und bemühten sich, sie insgeheim, wenn sie zusammen kamen, abwendig zu machen. Doch Gott war stärker und unter seinem Schutze ist das Werk mit wunderbarer Schnelligkeit vollendet worden.

Inzwischen beschloß der Diener Christi, von der Stadt entfernt, niedriger als alle, in seiner Hütte bei seiner demütigen Vorbereitung zu verharren, und wich von seiner heiligen Gewohnheit nicht ab. Er war sehr wachsam im Gebet, fleißig im Bibellesen und gab denen, die ihn fragten, den besten Rat. In väterlicher Weise tröstete er die Kleinmütigen. Außerdem erhielten von den Gaben, die ihm durch göttliche Fügung dort zu Teil wurden, Freunde ein Reisegeld, Witwen Nahrung, Arme Gewand. Er selbst aber hatte eine Haardecke auf seinem Leib und pflegte eine eiserne Kette,[1] die von den Schultern über die Brust vierteilig in Kreuzesform geschlungen war, zu tragen. Wegen solch wunderbarer Zeichen seiner Frömmigkeit ließen viele, von seinem Wort und Beispiel bewogen, alles im Stich, wählten freiwillige Armut und erhoben den Ort in kurzer Zeit so, daß die Zusammengekommenen keinen Raum mehr fanden. Als dies die Fürsorglichkeit des heiligen Mannes wahrnahm, ließ er ein Haus mit einem starken Zaun umhegen und schloß darin die Schwestern ein, die er zur Zeit der Belagerung von Worms weggeführt hatte, und die Frauen, die aus den Dörfern zusammenströmten, bis auch sie eine Kirche bekämen.

Die größere Kirche aber ist vollendet und zu Ehren der heiligen Maria Magdalena geweiht worden am 12. Juni, auf den Geburtstag der heiligen Märtyrer Cirinus, Nabor und Nazarius.

So steht in der Geschichte des heiligen Eckenbert zu lesen.[2] Aber in dem Verzeichnisse unserer Bischöfe steht folgendes. Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1125 ist die Kirche am 12. Juni durch Herrn Buggo, den ehwürdigen Bischof von Worms,[3] zu Ehren der heiligen Maria Magdalena

[1] Dasselbe wird von Bischof Burchard erzählt; siehe oben Seite 44.

[2] Das folgende gehört dem Kirschgartener Mönch an.

[3] Buggo oder Bucco war Bischof von 1115 (ordiniert 1120) bis 1149. Boos U. B. III S. 657.

eingeweiht worden. Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1110, als die Kirche des heiligen Petrus,[1] die teilweise verbrannt war, schon wieder hergestellt war, geschah es, daß Kaiser Heinrich V.[2] mit vielen Erzbischöfen, Bischöfen und Adligen nach Worms kam; er bat den Bischof Buggo, daß der Dom in seiner Gegenwart eingeweiht werde. Dieser gewährte die fromme Bitte, und so fand die Weihe statt durch Bruno, den Erzbischof von Trier, unter Mitwirkung von Bruno, Bischof von Speier, Reinhard, Bischof von Eichstädt, Alwin, Bischof von Merseburg und Herwig, Bischof von Meißen, zu Ehren der heiligen und unteilbaren Dreifaltigkeit und der heiligsten Gottesmutter, der stets jungfräulichen Maria, und derjenigen, deren Reliquien im Altar des heiligen Petrus aufbewahrt sind, am 6. Juni. Und es waren zwischen der Weihe, die durch den Bischof Burchard, den Erbauer des Wormser Doms, zur Zeit Kaiser Heinrichs II. stattfand,[3] 126[4] Jahre bis zu derjenigen, die unter dem Wormser Bischof Buggo und unter dem erwähnten Heinrich V. stattfand. Aber auch dies war nicht die letzte. Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1142 wurde von dem Wormser Bischof Buggo die Kirche des größeren Frankenthal zu Ehren der heiligen Maria, der Mutter des Herrn, und anderer Heiligen eingeweiht. Ebenso ist im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1181 unter dem Kaiser Friedrich[5] und dem Papst Alexander[6] am 12. Juni ein dritter Teil der Kirche des größeren Frankenthal von dem ehrwürdigen Konrad II., Bischof der Wormser Kirche, zu Ehren unseres Herrn Jesu Christi und der heiligen Gottesmutter Maria und insbesondere zu Ehren der heiligen Maria Magdalena und anderer Heiligen eingeweiht worden. Im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1119 wurde der Grundstein der Kirche der heiligen Maria Magdalena zuerst gelegt von dem Herrn Eckenbert, seligen Angedenkens, unserem ehrwürdigen Vater, am 25. April, am Tage des Evangelisten Markus.[7] Im Jahre der Fleischwerdung des

---

[1] Der Dom.

[2] Heinrich V. regierte von 1106—1125.

[3] Die Einweihung des Domes durch Bischof Burchard I. vor Kaiser Heinrich II. im Jahre 1018 ist oben in dem Leben des Bischofs Burchard erzählt (S. 36).

[4] Hier liegt ein merkwürdiger Rechenfehler oder Schreibfehler vor: von 1018—1110 sind 92 Jahre und nicht 126.

[5] Kaiser Friedrich I., Barbarossa, regierte von 1152—1190.

[6] Papst Alexander III., der siegreiche Gegner Kaiser Friedrichs.

[7] Mit diesem Datum stimmen die Angaben des Gedichts.

Herrn 1139 ist die Kirche der Schwestern in Frankenthal zu Ehren des heiligen Stephanus eingeweiht worden. Aber später ist sie zu Ehren aller Heiligen geweiht worden, am Tage der Apostel Simon und Juda, wie in der Geschichte des Eckenbert erzählt wird. Aber der Grundstein der Kirche der Schwestern im kleineren Frankenthal war im Jahre der Fleischwerdung des Herrn 1125 am 10. Mai, das heißt am Tage des Gordianus und Epimachus, gelegt worden.

Der Leser möge nicht staunen, daß ich, während ich doch die Geschichte unserer Stadt schreiben will, dazu komme, die Geschichte des Klosters Frankenthal zu schreiben. Es ist doch gewiß ein Ruhm unserer Stadt, daß ein solches Licht und ein solcher Weinstock von ihr ausging, der soviel Beeren trug, d. h. berühmte Männer hervorbrachte.

Als zur Verehrung eines solchen Anbeters Gottes Presbyter und Diakonen zusammenströmten, wandte man sich an den weisheitsvollen Mann und ging ihn um Rat wegen der Wahl eines Oberhirten an, da eine solche Menge nicht ohne die Fürsorge eines geistlichen Vaters sein konnte. Sie nannten auch eine Person, auf die sich die Aufmerksamkeit aller richtete. Doch er befürchtete, eine anderswoher geholte Person möge seiner neuen Pflanzung schaden und nicht nützen, und suchte die Neuerungssüchtigen durch väterliche Ermahnung zu beruhigen, bis aus seiner eigenen Gemeinschaft nach Gottes Barmherzigkeit einer hervorginge, der die Last dieser Arbeit zu tragen im Stande wäre. Als er aber merkte, daß alle anderer Ansicht waren und daß sein Plan zu schwierig erschien, gab er der Menge nach, aber zum Schaden aller, die dem weisen Manne nicht zugestimmt hatten. Sie wählten einen gewissen Mann, Namens Berdolphus,[1] einen Kanonikus der Sprengesbacher Kirche. Als dieser in das Amt eines Oberhirten eingesetzt war, erregte er Irrungen unter der Menge, indem er die vornehmeren und geehrteren Personen an sich zog und erhöhte, die Geringen aber und die Laien geringschätziger, als recht war, behandelte. So entstand Murren, Zank, Eifersucht und dem ähnliches, was aber auf jede Art verborgen wurde, bis unter seiner Leitung die Schwestern in einem eigenen Kloster, das das kleinere Frankenthal genannt wird, eingeschlossen wurden.

Als einige Zeit darauf der obenerwähnte Berdolph sah, daß er nicht so, wie er es gewünscht hätte, von seinen

[1] Im Gedicht Bechtlof.

Gegnern geehrt wurde, und daß die auswärtigen Geschäfte mehr nach dem Rat Herrn Eckenberts als seinem eigenen besorgt wurden, zog er es vor, seine Stellung aufzugeben, als sich mit der Leitung abzumühen und doch nicht vorwärts zu kommen. Also entband er alle ihres Gehorsams gegen ihn und überwies die Sorge für das Heil ihrer Seelen dem ehrwürdigen Herrn Buggo, dem Bischof von Worms.

In der Zwischenzeit überließen sie die Leitung unter Verzicht auf ihr eignes freies Urteil den weisesten unter ihnen und der väterlichen Liebe des heiligen Mannes.[1] Denn wiewohl Eckenbert Laie war und er sich als der Niedrigste unter den Niedrigen zeigte, so nahm es sich doch aus Scheu vor ihm keiner heraus, etwas zu verteidigen, wovon man merkte, daß es seiner Entscheidung mißfiel. Es verehrten ihn die Jungen, Ehre gaben seiner Heiligkeit die Alten. Was er bestimmt hatte, daran hielten sich alle wie an ein Gesetz. Eine solche Einigkeit glänzte unter den Brüdern; die gleiche Heiligkeit und Bethätigung der Liebe erstrahlte unter den Schwestern, in deren Mitte Richlindis, einst die Gemahlin Eckenberts, Dienerin, nicht Herrin sein wollte und gehorsamer als alle, verständiger als sämmtliche, die Schwachen stärkte, die Kleinmütigen tröstete, die Uneinigen zurechtwies und aus Widerspänstigen Gehorsame machte. Sie selbst war die Mutter des Friedens und der Eintracht, sie stärkte die Zucht, sie hatte vom Himmel die Gabe, daß, wenn sie auf Geheiß ihres Herrn irgend etwas verteilte, unter dem Verteilen eine gewisse Fülle nachwuchs.

Durch solche Säulen gestützt, beharrten beide Gemeinschaften im Dienste Gottes, indem sie beteten, daß ihnen ein Oberhirte gegeben werde, der eine solche Menge zu leiten geeignet wäre. Während sie dann unter kirchlichen Gebeten in einer Versammlung um die Wahl eines Presbyters nach den kanonischen Vorschriften in Gottesfurcht voll Eifers sich bemühten und der Mann Gottes befürchtete, sie möchten seinen Sohn, den Diakon Wolfram, wählen, ergriffen umgekehrt die Leiter der Wahl ihn selbst, der nichts davon ahnte, und wählten ihn trotz seiner Gegenwehr unter dem Beifall der Kleriker und zur Freude der Laien zu ihrem Vater.

So wurde er mit der Tonsur der Geistlichen versehen und einige Tage darauf dem Bischof vorgestellt. Dieser freute sich und tröstete den Traurigen, indem er sagte, was

[1] Diese Stelle ist verdorben.

Gottes Weisheit und Kraft gewollt und eingerichtet habe, das lasse sich nicht ändern. Während aber der demütige Diener Christi Bitten auf Bitten häufte und ihn inständig bat, man möge ihn entbinden, ohne doch etwas zu erreichen, soll er in der Bitterkeit des aufwallenden Gemüts gesagt haben: „Die Zunge soll mir am Gaumen hängen bleiben, wenn ich jemals befehle, mich nach meiner Würde zu nennen.“ Wiewohl er dieses Wort ohne Überlegung ausgesprochen hatte und er es wohl hätte brechen können, so hielt er es doch bis zu seinem Tode, so daß er sich Klosterprior nennen ließ, obwohl er selbst dem Kapitel vorstand.

Nachdem er also die heiligen Weihen in der üblichen Reihenfolge erhalten hatte, änderte er seine frühere demütige Haltung keineswegs, wie es die meisten zu thun pflegen, über die ein erfahrener Mann folgendes sagte: So lange einer nach einem Ehrenamt strebt, sind seine Sitten rechtschaffen; sie ändern sich, wenn er das Amt erlangt hat. Er selbst that aber nicht so. Er war vielmehr sehr demütig, in seiner Rede wahrhaftig, im Urteil gerecht, vorsichtig in seinen Entschlüssen, auffallend durch seine Güte, treu in anvertrauten Dingen, im Beistand thatkräftig, überhaupt durch die Rechtschaffenheit seiner Sitten ausgezeichnet. So versah er also das Amt eines Priesters und wurde zu dem Ehrenamt eines Oberhirten erhöht, und er leitete nicht nur das Frankenthaler Kloster, sondern noch drei andere, nämlich Lobenfeld,[1] Höningen,[2] Molum,[3] deren Privilegien gleichsam in seinen eigenen Besitz übertragen waren.

Es steht aber in der obenerwähnten Geschichte des heiligen Eckenbert, die sich in Frankenthal befindet, wie Kaiser Lothar II. die Stadt Worms belagert habe; aber der Grund, weshalb er sie belagert habe, ist dort nicht angegeben, und auch nicht, wie lange er sie belagert hat. Darüber wundere ich mich. Auch finde ich in den Chroniken nichts davon. Daher heißt es in der obenerwähnten Geschichte, daß er die Schwestern aus der Vorstadt zur Zeit der Belagerung der Stadt selbst nach Frankenthal übergeführt habe. Ebenso wird später erzählt, daß der heilige Eckenbert, als er zur Zeit der Wormser Belagerung abgeschickt wurde, um

---

[1] Lobenfeld, südlich von Heidelberg, Augustinerkloster
[2] Höningen, bei Altleiningen, Augustinerkloster
[3] Molum, vielleicht Mühlheim an der Mosel nw. von Veldenz.
Boos III. 8. 140 n.

den Kaiser zu versöhnen, nicht zu Pferde, sondern zu Fuß den Weg nach dem Ort, der Neuhausen genannt wird, machte und nur von einem Bruder begleitet den Schritt beschleunigte. Als er aber einen dürftig gekleideten Armen beim Wege sah, warf er ihm, da er sonst nichts hatte, was er ihm hätte geben können, seinen Hut zu und ging weiter. Nicht weit davon sah er einen anderen; da zog er seine Schuhe aus und reichte sie ihm hin.

Wenn er auch den Zweck, wegen dessen er geschickt war, beim Kaiser nicht hatte erreichen können, so führte er doch, nachdem er der königlichen Majestät die schuldige Ehre erwiesen hatte, die Schwestern, die er in der Vorstadt versammelt hatte, zu Schiff nach Frankenthal.

Als er einmal auf die Mainzer Synode zog, mied der heilige Eckenbert die Häuser der Reichen und herbergte in dem Hause irgend eines armen Mannes.

Nachdem die Synode beendet war, schickte er einen Bruder fort, um Taglöhner zur Reinigung des Stalles zu dingen; als dieser fortgegangen war, entfernte er selbst den Mist, bevor jene kamen, gab ihnen aber nichts destoweniger ihren Lohn, als sie sich dann einfanden. Ein ander Mal sah er daselbst[1] unter einem Thor eine Menge armer Leute, die von jeglichem Trost verlassen waren; da kaufte er in der nächsten Bude Wein, gab allen mit eigener Hand zu trinken und löschte so den Durst der Entkräfteten. Auch ließ er Heu mähen und für jeden einzelnen hinlegen, weil sie kein Lager hatten.

Einst kam er in die Gegend des Dorfes Bobenheim und erblickte dort mehrere Arme in der Winterszeit, und niemand konnte dort anders durchkommen als zu Roß oder zu Wagen. Da weinte er mit den Weinenden, ohne zu wissen, was er thun solle. Und siehe, da kam einer auf einem Wagen, der sich durch die Bitten und das Geld des Mannes bewegen ließ, alle auf das Fahrzeug zu setzen. Als aber inzwischen jene durch den Schnee mit Regen vermischt von Kälte zusammengezogen wurden, beeilte sich der Mann Gottes, sie in seinen eigenen Mantel einzuhüllen. Aber der Bruder, der ihn begleitete, kam ihm in diesem Werke frommer Liebe zuvor. Als er sie in sein Gewand eingehüllt hatte, eilte er in dem bloßen Untergewand nach dem Kloster. Inzwischen beschleunigte

[1] Vermutlich noch in Mainz.

Eckenbert, von Christus in den Armen begleitet,[1] seine Fahrt und kam bald darauf an. Als er aber fand, daß noch andere Arme in großer Dürftigkeit dort zusammen gekommen waren, freute er sich sehr und widmete sich ihnen, und er nahm sein Frühstück nicht eher, als bis er sie alle erquickt hatte.

Einst übergab einer, der in die Fremde zog, dem heiligen Manne sein Hab und Gut mit der Abrede, daß er es, falls er bis zu einer bestimmten Zeit nicht zurück wäre, zum Heil seiner Seele den Armen schenken solle. Dann zog jener fort und kam nicht zur verabredeten Zeit wieder und Eckenbert schenkte sein Hab und Gut den Armen. Später aber kehrte er wieder und verlangte sein Vermögen, und der heilige Mann machte dessen Almosen zu den seinigen und erstattete ihm sein Vermögen freiwillig zurück.

In der füheren Zeit seines Laientums wurde einst einer, weil er ihn beleidigt hatte, von seinen Dienern mit Stöcken gehauen. Nach der Abstrafung[2] eilte jener trotzig auf ihn zu und begann den heiligen Mann Gottes zu verwünschen; und indem er die Schmähungen wiederholte, begann er ihm anzudrohen, was er auszuführen doch nicht den Mut hatte. Jener erwiderte die Schmähungen nicht, sondern antwortete fromm: „Wenn Dich, geliebtester Bruder, die Diener meiner Unwürdigkeit geschlagen haben, so weigere ich mich nicht, von Dir wieder geschlagen zu werden, bitte Dich vielmehr darum. Schlage mich also und gieb mir so viele Schläge, als Dir Dein Zorn diktiert.“ Da verstummte jener und konnte sich der Thränen nicht erwehren. Eckenbert tröstete ihn, gab ihm freiwillig Geschenke und entließ ihn mit Segenswünschen.

Auch sehr viele Wunder that dieser heilige Mann, die wir in den Thaten der Kanoniker beschrieben haben.

Bisweilen vernahm er durch Gottes Offenbarung Worte und Thaten der Brüder, die wegen Geschäfte draußen geblieben waren; und wenn sie wiederkamen, warf er ihnen vor, was sie gethan hatten, als ob er selbst zugegen gewesen wäre.

Sehr viel ist es noch, was der Herr durch ihn gethan hat; es wäre zu weitläufig, es zu beschreiben.

Er sah seinen Tod voraus; er wurde auch durch das Fasten und die häufigen Nachtwachen sehr krank. Erst als der Körper ganz schwach wurde, konnte er es nicht länger

---

[1] **Das Mittelalter sah nach Matthäus 25, 35—46 in jedem Bettler Christum.**
[2] Post conversionem.

mehr verheimlichen. So lag er also auf seinem Bette, ohne den Tod zu fürchten; er weigerte sich aber auch nicht, zum Nutzen seiner Schafe noch weiter zu leben. Er ergab sich also in den Willen Gottes, stärkte die zu ihm kommenden Brüder durch heilsamen Rat und lenkte ihre Blicke auf den Frieden und den gottgefälligen Lebenswandel, ohne den niemand Gott schauen wird. Dann nahm er voll Andacht die Sakramente der Kirche und entschlief in dem Herrn im dritten Jahre seiner Ordination und im dreiundfünfzigsten seines ganzen Lebens.

Wie groß aber der Schmerz bei seinem Tode war, wer vermag es zu beschreiben! Endlich nahmen also die Brüder den Leib ihres teueren Meisters auf, hüllten ihn in ein Priestergewand und trugen ihn zur Kirche. Und weil am folgenden Tag die Feier der Geburt des Herrn[1] war, verschoben sie seine Beisetzung bis zu dem Tage des heiligen Stephanus.[2]

Aus verschiedenen Orten strömten nun unendlich viel Menschen jedes Geschlechts zusammen und baten, man möge ihnen den Leib des Verblichenen zeigen. Als dies geschah, entstand neues lautes Weinen. Darauf legten einige Geld auf die Bahre, und eine Frau steckte ihm einige Münzen in die Hände, die sie ihm bei seinen Lebzeiten hatte geben wollen. Nachdem die feierliche Messe beendet war, wurde er am Altar der heiligen Maria gerade bei dem Aufstieg zu dem Sanktuarium durch den ehrwürdigen Herrn Buggo, den Bischof von Worms, in Gegenwart einer unermeßlichen Menge von Geistlichen und Laien, begraben, im Jahre 1132, als König Lothar[3] das römische Reich thatkräftig regierte. Unserem Herrn Jesu Christo, der lebt und für immer regiert, sei er befohlen, Amen!

Die Frau Eckenberts, die heilige Richlindis, die die Oberin der Schwestern im kleineren Frankenthal war, starb am 31. August, ein seliges Weib! Wolfram der Diakon, der älteste Sohn des heiligen Eckenbert, starb am 29. Mai, Kuno, der Subdiakon, der jüngste Sohn Eckenberts, starb am 28. Mai.

Das sind einige deiner berühmten Männer, o Worms, die ihre Wurzeln in dir hatten und die Spuren ihres heiligen Lebens in dir zurückgelassen haben.

[1] 25. December.
[2] 26. December.
[3] Kaiser Lothar von Sachsen regierte 1125—1137.

IV.

Einritt Johann von Dalbergs.

Schädigungen der Stadt Worms durch Bischof Joh. Kämmerer.



ALS Bischof Reinhart zu Worms, geborener von Sickingen, mit Tod abgegangen und zu Ladenburg im Jahre des Herrn 1482 auf Montag Maria Magdalena (22. Juli) gestorben war, versammelte sich das Domkapitel auf Freitag nach Vincula Petri (2. August), um alsbald einen anderen Bischof zu erwählen; und auf den nächsten Sonntag zur Frühmesse wurde Herr Hans Kämmerer von Dalberg, der Dompropst, zum künftigen Bischof postuliert und im Domstift durch den Domdechanten öffentlich verkündet. Deshalb hielten die Bürger an demselben Sonntag nach dem Essen Rat; da ordnete der Rat einige der Ratsfreunde ab, ihm Glück zu wünschen. Sie baten ihn, der Stadt gnädig zu sein und sie nicht über ihn klagen zu lassen, so wollte der Rat auch thun, was sich gebühre und seinen Gnaden lieb wäre. Dafür dankte der Herr dem Rate mit freundlichem, gnädigem Erbieten, er wolle nichts beschließen, was dem Rate und der Stadt zuwider wäre, sondern sich freundlich halten u. s. w.

Ehe der Herr zum Bischof postuliert wurde, soll er, wie dem Rat glaublich zugetragen wurde, gesagt haben, der Rat sehe nicht gern, daß er Bischof würde, und sollte das Kapitel gebeten haben, ihn nicht zu wählen. Doch es war nichts Wahres daran und es war dem Rat ganz unrecht geschehen; das antwortete von selbst einer von dem Rat, zu dem der Herr die Worte geredet hatte; und einige waren der Meinung, der Rat sollte sich darüber verantworten, aber da man nicht mehr davon sprechen hörte, ließ es der Rat diesmal anstehen.

Rat und Gericht wurden an St. Martinstag in demselben Jahr in folgender Weise besetzt. Da man am St. Martinstag von der Bestätigung des Bischofs nichts wußte und man also noch keinen Bischof hatte, so schickte der Rat einige Ratsfreunde an das Domkapitel mit der Bitte, einen zu bestimmen, der Rat und Gericht nach der Rachtung[1] des Bischofs Johann besetze. Das Kapitel erwählte hierzu Meister Johann Winheim, Licenciat, Vikar und Domherrn. Der schwur die Eide, die in dem Stadtbuch geschrieben sind, wie sie nach altem Herkommen ein Bischof zu schwören pflegt, der zum erstenmal in den Rat geht u. s. w. und auch wie er Rat und Gericht besetzen soll. Darauf besetzte er nach altem Herkommen Rat und Gericht, und der Rat ließ es an der Stiege verkünden.

Als der Bischof die Bestätigung von Rom erhalten hatte, in den Besitz des Stiftes gekommen und im Jahr 1483 auf Erhardi confessoris (8. Jan.) auf den Altar gesetzt worden, schickte der Rat Abgeordnete zu ihm, ihm Glück zu wünschen und ließ ihm den Wein schenken und für 2 Gulden Fische, Hecht und Karpfen. Dabei ließ er ihn bitten, daß er der Stadt ein gnädiger, günstiger Herr, wie es seine Vorfahren gewesen, sein wolle, was dann der Rat ihm dagegen thun solle, dazu wolle er und die Gemeinde willig sein. Darauf bedankte sich der Bischof und machte freundliche Zusagen.

Von der angegebenen Zeit an, als der Bischof postuliert und bestätigt worden, kam der Bischof vielmal in die Stadt, wiewohl er noch nicht als ein Bischof nach altem Herkommen eingeritten war; und er ließ dem Rat sagen, man möge solches für ungefährlich halten und im guten verstehen, denn er wolle doch dem Rat nichts destoweniger thun, was er thun solle, und es freundlich halten. Auf solch freundlich Vorhalten und Erbieten ließ es der Rat geschehen, daß der Bischof vor seinem Einritt in die Stadt kam, besonders da er von seinem Einritt redete und diesen vorbereitete. Aber es wäre besser gewesen, man hätte ihn draußen gelassen bis zu seinem Einritt, und bis man sich mit ihm über alle Dinge vertragen hätte.

Inzwischen schickte der Rat mehrmals zu seiner Gnaden und ließ allerhand, was nötig war, mit ihm bereden, auch wegen Bestätigung der Stadtfreiheit u. s. w. Dabei erbot er sich allezeit, die Bestätigung der Stadtfreiheit zu geben und

[1] Rachtung = Vergleich, Vertrag.

alles das willig zu thun, was ihm gebühre und besonders den Eid zu schwören; und zu etlichen sagte er: „Ich zähle mich von meinen Eltern her auch als ein Wormser und ich halte billig, was ich Euch schwöre, denn ich schwöre im freien Felde, aber der Bischof von Speier thut einen gezwungenen Eid zwischen den Stadthoren, das thue ich nicht, darum bin ich schuldig, es zu halten;" und machte damit doch nur Aufenthalt, daß man nicht mit ihm von der Bestätigung und dem Ratseid reden konnte bis zuletzt, da er ganz gerüstet war und seine Ausgaben zu dem Einritt gemacht hatte, den er mit Willen und Rat des Rates auf den Montag nach Mauricii (22. September) im Jahre des Herrn 1483 festsetzte. Auf Samstag vor dem Einritt hatte der Rat aber seine Freunde der Bestätigung halber zu ihm geschickt und dabei des Bischofs Reinhart selig Bestätigung angezogen. Als der Bischof die las, sagte er im Beisein der Räte des Pfalzgrafen, nämlich des Herrn Götz von Alletzheim, des Herrn Hans von Kronberg, des Doktor Bernhard Fröbiz und Philipps Forstmeister, Vogts zu Heidelberg, des Domdechanten und einiger anderen Prälaten, die Bestätigung hätte er auch so geschrieben gefunden in seinen Büchern und wollte sie auch so geben und ausfertigen lassen, und begehrte dabei, daß man ihm auch den Eid zeigte, wie ihn der Rat ihm schwören sollte, was er vorher nie begehrt hatte, sondern er hatte allewege gesagt, er wolle es halten wie seine Vorfahren und keine Neuerung machen. Dieses behielten sich die Ratsfreunde zu bedenken vor.

Am Sonntag morgen früh wurde ein Rat auf dem Bürgerhof gehalten, und man beschloß, seinen Gnaden eine Abschrift von dem Eid aus dem weißen Pergamentbuch zu geben; und die Ratsfreunde mit dem Stadtschreiber nahmen die Abschrift und brachten sie dem Bischof. Bei diesem waren aber die obengenannten Räte des Pfalzgrafen, und sie überlasen den Eid, und als sie den Eid gelesen hatten in Abwesenheit der Ratsfreunde und diese wieder hereingerufen worden waren, sagte Herr Götz von Alletzheim in des Bischofs Namen, das wäre ein schimpflicher Eid, und nach demselben seien die Bürger dem Bischof nicht verbunden, sondern der Bischof ihnen, und er finde in seinen Büchern einen anderen Eid, den der Rat ihm schwören sollte, und so wäre es auch Herkommen, und er wolle es auch so gehalten haben; und er gab eine Abschrift davon, um sie dem Rat zu bringen.

Zur Stunde wurde eine Sitzung des alten und neuen

Rates auf dem Bürgerhofe gehalten und darüber geredet und beratschlagt, es dem Bischof wieder vorzustellen, wie es nach altem Herkommen gewesen wäre, und seine Gnade zu bitten, daß er es dabei bleiben lasse. Der Rat war bis Mittag bei einander, und die Ratsfreunde gingen hinauf zum Bischof. Der Bischof war gerade beim Tisch, da gingen der Rat und die Ratsfreunde heim zum Essen. Nach dem Essen begaben sich die Ratsfreunde wieder zu dem Bischof und baten ihn, keine Irrung in die Dinge zu bringen und den Eid von dem Rate nach altem Herkommen zu nehmen. Da sagte der Bischof, das Herkommen wäre nicht nach des Rats Vorgeben, sondern nach seinem Dafürhalten, also wollte er auch den Eid nehmen und nicht anders.

Indes kamen die Ratsfreunde von Speier, die der Rat gebeten hatte, ihnen ihren Bischof empfangen zu helfen, wohl mit dreißig Pferden eingeritten, und auch des Bischofs Freunde, pfalzgräfliche und andere, so daß viel fremdes Volk in die Stadt kam, das der Rat nicht gerne sah, da sich der Bischof also sperrte und die Irrung wegen des Eides entstanden war. Darum hielt der Rat desto fleißiger bei dem Bischof, den Pfalzgräflichen und anderen mit Bitten an, daß er einritte und thue und vom Rat entgegennehme, wie sichs gebühre und altes Herkommen sei. Aber man konnte über das Herkommen, wie der Eid bisher geschworen worden sei, nicht einig werden. Darüber war der Rat erschreckt und besorgte Ungnade und auch Schaden, weil viel fremdes Volk in die Stadt gekommen war und der Bischof mit dem Pfalzgrafen wohl befreundet und bei ihm gewaltig war; und der Rat verordnete, daß einige aus den Zünften im Harnisch zusammenkämen, damit man gerüstet wäre, wenn etwas vorgenommen würde, denn je länger man mit dem Bischof verhandelte, desto mehr unfreundliche und gröbere Worte begegneten dem Rate.

Nach langem Reden gaben die pfalzgräflichen Räte zwei Mittel an, das eine, daß der Rat dem Bischof den Eid schwöre nach altem Herkommen, aber daß man das Wort „gefürstet" herauslasse und an den Eid zuletzt die Worte anhänge „doch dem Stift an seiner Freiheit und Gerechtigkeit ohne Schaden". Das andere Mittel war, daß der Bischof seine Bestätigung gebe und einreite und des Rats Eid unterwegen bleibe und der Rat und der Bischof durch ihre Freunde und einen Obmann einen Austrag zustande bringen ließen, welcher Eid in Anwendung kommen solle. Der Rat wollte

keinen dieser Wege einschlagen, sondern meinte, es sollte bei dem alten Herkommen bleiben; und er ließ den Bischof abermals bitten wie zuvor, denn es wäre dem Rat nicht möglich es zu thun, er könnte es dem Reich und der Gemeinde gegenüber nicht verantworten.

Aber es ging dem Bischof alles nicht zu Herzen, so bewegliche Worte auch geredet wurden. Deshalb bedachte und beriet der Rat die Nacht wieder die Sache unter sich und mit den Freunden von Speier. Sie konnten aber keinen Weg finden, den sie einschlagen sollten, und bis Mitternacht standen sie darauf, daß das Einreiten unterwegen bleiben sollte und daß die Kosten und die Arbeit des Bischofs und der Stadt all umsonst seien. Darüber war der Rat sehr bekümmert und er besorgte die Ungnade des Bischofs, des Pfalzgrafen und der Ritterschaft und schickte deshalb noch einmal zu dem Bischof, da es über Mitternacht war und morgens der Einritt stattfinden sollte, und ließ ihn fleißig und gar demütig bitten, gnädiglich die Sühne und Rachtung mit seinen Gnaden und der Pfaffheit zu bedenken, ebenso das alte Herkommen der Stadt und welches Unheil aus solchem Streit entstehen möchte, und wie er sich freundlich erboten und zugesagt hätte, keine Neuerung zu machen, wofür ihm der Rat gedankt, und wie der Rat ihm bisher zuwillen gewesen wäre und auch hinfür desto williger sein wollte; und wenn der Rat sich solcher Einrede versehen hätte, so hätte er noch fleißiger gemahnt, von den Dingen in Treuen zu reden; da seine Gnade eine Irrung zu haben beabsichtigt hätte, so hätte seine Gnade billig eher von den Sachen reden sollen, nachdem der Rat so oft deswegen zu seinen Gnaden geschickt und er allewege die Antwort gegeben hätte, keine Neuerung machen und sich gütlich und freundlich erzeigen zu wollen. Darauf antwortete er: „Ich habe von keiner Irrung gewußt und habe gemeint, es wäre klar; aber Ihr habt von einer Irrung gewußt, darum habt Ihr vielleicht an die Sachen erinnert. Ich gestehe auch, Ihr seid mehr denn einmal bei mir gewesen, ich meinte aber, es wäre klar." Und wie er vorher gesagt hatte, den Eid annehmen zu wollen, dabei ließ er es bleiben und wollte nicht ein Pitzellen nachlassen, denn es berühre seinen Eid, den er dem Stift gethan habe. Handle es sich um ein oder zweitausend Gulden, die wolle er dem Rate schenken, aber von den Gerechtigkeiten seines Stiftes könne er nichts nachlassen.

Da es nicht anders ging, so ergriffen unsere Herren

eins von den oben angegebenen Mitteln, die die pfalzgräflichen Räte vorgeschlagen hatten, nämlich, daß seine Gnade die Bestätigung gäbe und einritte und des Rats Eid anstehen bliebe und man sich wegen eines Austrags auf einen Obmann einigte, wiewohl es der Rat sehr ungern that und es auch nur that, um dadurch Drangsal und Ärger zu vermeiden.

So schlug unser Herr, der Bischof, zum Obmann unseren gnädigen Herren von Speier oder Herrn Götz von Alletzheim und Diether von Handschuhsheim vor, der Rat schlug den Kaiser, Herrn Ludwig von Isenburg, Grafen zu Büdingen, eine der Städte Straßburg, Basel, Frankfurt, Köln vor. Davon wollte der Bischof keinen annehmen und gab bei jedem nach seinem Gefallen eine Ursache an, warum er sie nicht nehmen wollte. Da wollte auch der Rat keinen von denen annehmen, die der Bischof vorschlug; und der Rat bat mit flehentlichen Worten, daß seine Gnade alles von dem Rate annehme, wie es von altem Herkommen sei, doch es half nichts. Darauf antwortete der Bischof: „Ihr gebet gute Buhler, Ihr ließet ungern ab.“ Und als der Rat keinen von denen, die er als Obmann vorgeschlagen, annehmen wollte, wurde seine Gnade erregt und zornig und sagte im Zorn: „Ihr müßt mir den Eid leisten, und sollten Haut und Haar darnach gehen.“ Dann sprach er die Worte: „Es soll dazu kommen, daß Ihr mich bitten werdet: wir wollen Euch gern schwören, denn Ihr seid unser Herr.“ Unter anderem sagte er auch: „Der Eid, wie ich ihn Euch vorgehalten habe, ist von altem Herkommen und steht so in meinem Kapitelbuch. Ich habe auch Eueren Eid, von dem Ihr redet, in meinen Büchern, aber der ist abgethan, und zuletzt ist mein Eid von Eueren Eltern geschehen, den will ich auch haben und will ihn auch nicht anders geschworen haben.“ Darauf antworteten die Ratsfreunde: „Gnädiger Herr, wir wissen nicht anders, als daß unsere Eltern unseren Eid geleistet haben, und den finden wir auch in unseren Büchern.“ Darauf sagte der Bischof: „Wer von Euch darf schwören, daß Euer Eid vormals geleistet worden wäre?“ Und er nannte die alten Meister, Herrn Nikolaus Mergetheim, Claus Duchkauf und Herrn Georg Hemspach, ob sie das schwören dürften, und er wollte in diesen Dingen bei der Gemeinde bleiben. Darauf gaben sie keine Antwort. Darauf wollte der Bischof sein Recht stützen, daß er es hätte auf der Ratsfreunde Eide gestellt, die hätten es aber nicht auf ihre Eide nehmen wollen.

Darauf, als die Ratsfreunde die angegebene Meinung und die zornigen Worte und Drohworte an den Rat brachten, erschrak der Rat und war bekümmert und in Sorgen, denn der Bischof hatte ziemlich viel Reisige in der Stadt. Es war Mitternacht, und unser gnädiger Herr, der Pfalzgraf, war zu Dirmstein mit seiner Begleitung, die auch dem Rate als größer angegeben worden, als sie war. Dadurch wurde der Rat bewogen, aus Furcht auf den Vorschlag einzugehen, doch ließ er den Bischof noch einmal bitten, von seinem Vorhaben abzustehen und Gnade und Milde zu beweisen, denn der Rat hatte Hoffnung, man werde sich über die Dinge hernach, wenn er eingeritten, gütlich, allein oder durch die beiderseitigen Freunde vergleichen, so daß man des Obmanns nicht bedürfte; und da seine Gnade gesagt hatte, er wolle die Dinge an die Gemeinde bringen, und ob einer von den Altmeistern auf seinen Eid sagen könnte, daß der Eid also geleistet worden wäre, so wollte das der Rat annehmen. Aber der Bischof sprach: „Ich habe es gesagt, aber es war meine Meinung nicht, das ist wohl zu bedenken, daß ich eine solche Sache nicht an die Gemeinde bringen oder auf Eueren Eid stellen kann, denn wenn einer von Euch das schwüre, so wäre es, als ob ein Bauer im Odenwald dem andern einen Eid liehe." Dieses schmähliche und verächtliche Wort mußte der Rat auch hinnehmen; dazu sagte er noch: „Ich will Euch dazu bringen, daß Ihr mir den Eid nach meinem Willen schwören müßt, das sollt Ihr zu Euerem großen Schaden inne werden; denn ich will in die Stadt kommen, wann ich will; und ich habe alle diejenigen, die mir dazu helfen."

Und da der Bischof nicht von dem Obmann und dem Austrag abstehen wollte — — — und heftige Drohworte gebrauchte, so brachten dies die Ratsfreunde an den Rat. Und da es nicht anders sein konnte, so nahm der Rat den Bischof von Speier zum Obmann an, denn der Rat besorgte große Ungnade, und er bedauerte die Kosten und Vorbereitung des Bischofs und seiner Freunde und der Stadt und Bürger. Hätte der Rat den Obmann nicht angenommen, so wäre der Einritt unterlassen geblieben, was einigen vom Rate besser geschienen hatte, als auf solchen Vorschlag einzugehen; aber das war der kleinere Teil vom Rate.

Da das dem Bischof mitgeteilt wurde, daß der Rat den Obmann angenommen hätte, da war es geschlichtet, und die Glocke schlug zwei Uhr nach Mitternacht. Darauf sagte

der Bischof: „Wir wollen nun gute Freunde sein und wollen mit einander essen und tanzen, und ich will mich anschicken zum Einritt. Aber es ist späte, ich besorge, es möge vor Mittag nicht sein, und habe gedacht, daß es am Nachmittag um ein Uhr geschehe, denn die Köche und Reiter können sich nicht rüsten, und ich muß es von Stund an meinem Herrn, dem Pfalzgrafen, zu wissen thun. Ich bitte auch, laßt mir einen Boten hinaus." Das that der Rat. Da sagte der Bischof: „Liebe Freunde, legt Euch schlafen, um sechs Uhr wollen wir weiter reden von dem Vergleich und, was nötig ist, beschließen." So wurde morgens von dem Vergleich geredet, der in Schriften zu versiegeln sei, wie es auch geschah.

Während dem war der Rat übereingekommen, mit dem Bischof folgendes zu reden: „Lieber gnädiger Herr! Uns kommt vor, daß viele fremde Leute hereinkommen werden, und daß unser gnädiger Herr, der Pfalzgraf, desgleichen Euer Gnaden auch viel Reiter haben; auch sind schon viel fremde Leute in der Stadt. Darum bitten wir Euer Gnaden, uns die Stadt schützen zu helfen. Es ist bei uns altes Herkommen, wenn viel fremdes Volk der Fürsten oder Herrn oder sonst in die Stadt gekommen ist, daß dann die Fürsten ihre Hofmeister oder Hauptleute das Versprechen thun lassen, die Stadt nicht zu schädigen, darüber bitten wir Euer Gnaden uns zu raten. Und bei dem Bischof stand Herr Götz von Alletzheim, Herr Hans von Cronberg und Doktor Bernhard. Da antwortete der Bischof: „Liebe Freunde, meinethalb und meiner Freunde halb ist es nicht nötig, Ihr werdet wohl sicher sein; mein Herr Pfalzgraf ist ein so ehrbarer, frommer Fürst, daß es auch nicht nötig ist. Ich habe mit meinen Freunden nicht über dritthalb hundert Pferde, und mein Herr, der Pfalzgraf, hat nicht mehr als zweihundert Pferde." Darauf sagte Herr Götz: „Liebe Freunde, mein Herr ist in viel Städten gewesen, und ich war mit seinen Gnaden zu Nürnberg, Straßburg und an anderen Orten, aber ich habe eine solche Zumutung nie gehört. Es ist nicht nötig; und meint ihr, daß seine Gnaden übel thun?" Da sagten die Ratsfreunde: „Liebe Herren, so lassen wir es auch dabei;" und so wurde freundlich davon geredet. Aber es ward verkehrt und der Stadt dem Fürsten gegenüber schlimm ausgelegt; und es kam an den Rat, der Pfalzgraf wäre sehr unwillig gewesen, denn man hätte ihm ein Gelübde zugemutet und ihm nicht getraut, und man hielte ihn für einen Verräter und Fleischverkäufer, wie die hernach

geschriebenen Schriften das zeigen. Da antwortete der Rat und sagte, es wäre nicht in der Gestalt geschehen, sondern es sei vom Rate aus mit unserem Herrn von Worms geredet worden, und als man seine und seiner Ritter Rat und Antwort vernommen, habe es der Rat dabei gelassen.

Danach ließ man den Anlaß und die Bestätigung schreiben; und man rüstete sich zum Einritt auf ein Uhr Nachmittags. Aber es verzog sich bis nach zwei Uhr. Das machte, daß die Briefe von des Pfalzgrafen und des Bischofs Schreibern noch nicht geschrieben waren; und sie wurden zum drittenmale schlecht geschrieben; und es ward gesagt, daß der Bischof und der Pfalzgraf und ihr Hofgesinde sehr unwillig darüber gewesen wären, daß sie so lange vor der Stadt halten sollten, denn es war kühl und es regnete. Aber es war nicht des Rats Schuld, sondern der Briefe, die noch nicht geschrieben noch versiegelt waren. Der Bischof wollte aber nicht einreiten, es wären denn die Briefe übergeben.

Als nun die Briefe im Beisein der Ratsfreunde und des Ratsschreibers fertig geschrieben worden waren, ritten der Stadtschreiber und des Bischofs Schreiber in das Feld, wo die Fürsten und Herrn und unser Stadt-Banner und die Ratsfreunde mit denen von Speier hielten. Da die Schreiber kamen, ritten die Fürsten näher nach der Stadt zu und die Ratsfreunde näher zu den Fürsten, bis auf den Acker jenseits der steinernen Brücke,[1] nämlich der Bürgermeister, Herr Hans Walsporn, und Herr Claus Duchkauff und die Redemeister, nämlich Herr Georg Hemspach, Johann Wolf und Andreas Pauli, der Stadtschreiber.

Als nun der Bischof mit den Fürsten und Herren auf dem genannten Acker zu den Ratsfreunden kam, und die Ratsfreunde stille hielten und ihre Hüte und Gogeln (eine Art Kopfbedeckung) abthaten, hielt der Bischof still. Da redete Herr Georg Hemspach von des Rats wegen: „Hochwürdiger Fürst, gnädiger Herr! Der Rat hat uns nach alter löblicher Gewohnheit hierher gesandt, Euern Gnaden zu Euern bischöflichen Würden und Ehren Glück zu wünschen und besonders auch zu Euerem Einreiten, Euer Gnaden mitsammt unseren gnädigen Herrn und der werten Ritterschaft zu empfangen und demütig und fleißig zu bitten, dem Rate und der Stadt freundlich und gnädig zu sein und ihre Freiheit

[1] Auf der Straße von Worms nach Neuhausen. Boos U. B. III, S. 193.

zu confirmieren und zu bestätigen; was dann der Rat und die Stadt Euern Gnaden thun soll, will der Rat auch willig sein und damit Euer Gnaden bitten, daß Euer Gnaden keinen, der aus der Stadt verwiesen wäre, mit Euern Gnaden einführe; wenn aber einige derselben Geleit begehrten, das will ihnen der Rat Euren Gnaden zu Gefallen geben." Darauf antwortete Bischof: „Liebe Freunde, Ihr habt mir vormals zu meinem Bistum zwei oder dreimal Glück gewünscht und jetzt zum Einreiten abermals; dafür danke ich Euch. Die Bestätigung der Freiheit habe ich mich erboten, Euch zu geben, damit sollen auch die erwähnten Anlaßbriefe übergeben werden. Wegen der Ausgewiesenen wisset Ihr Euch wohl zu halten."

Damit hieß der Bischof seinen Schreiber die Bestätigung lesen. Das geschah. Darauf stabte[1] ihm Andreas, der Stadtschreiber, den Eid: „Also was der Bestätigungsbrief enthält, das wollen wir stet und fest halten, getreulich und ungefährlich, als uns Gott helfe und die Heiligen." Dafür dankte man ihm mit den Worten: „Gnädiger Herr, wir danken Euern Gnaden;" und damit ritt der ganze Zug weiter gegen die Stadt, gar zierlich in der Ordnung, nämlich zuerst vier von den Stadtsöldnern, danach unsere Freunde von Speier, danach unser Bürgermeister und Bürger von Worms, alle in demselben Kleide und mit glänzendem Harnisch wohl gerüstet, alle mit Speeren; und es trabten unsere Ratsfreunde von Worms mit 12 oder mehr Pferden vor dem Stadtbanner, das führte ein Mann in ganzem, glänzenden Harnisch sehr wohl gerüstet; es war eines Bürgers Sohn, genannt Jakob Agerzheimer, danach der Bürgermeister und andere Ratsfreunde, in ihren festlichen schwarzen Röcken, auf Satteldecken, danach der Bischof und seine Freunde, der Pfalzgraf und Bischof von Speier mit 400 Pferden oder mehr.

Und als man vor das Münster kam, blieb jedermann halten, bis der Bischof vor St. Stephans-Kapelle abgesessen war. Da war eine Schranke gemacht, damit er nicht, wenn er absaß, von denen gedrängt würde, die das Pferd begehrten, auf dem er eingeritten war.[2] Es war auch der Bürgschaft

[1] Der Eid wurde der schwörenden Partei von ihrem Gegner, später von dem Richter, „gestabt", indem der Stabende den im Urteil formulierten Eid vorsprach, der Schwörende ihn unter Berührung des ihm vorgehaltenen Stabes, unter Anrufung Gottes, Wort für Wort nachsprach. Schröder Dtsch. Rechtsgeschichte S. 358.

[2] Das Pferd, das der Bischof bei seinem ersten feierlichen Einzug ritt, gehörte demjenigen, dem es gelang, zuerst in den Sattel zu kommen.

gesagt worden, daß keiner von ihnen nach dem Pferde trachten sollte, denn es war vielleicht vorher ausgemacht, wem das Pferd werden sollte.

Und der Bischof ging, als er abgesessen war, in St. Stephans-Kapelle und legte seinen bischöflichen Ornat an. Da kamen die Herrn vom Dome mit Fahnen und Reliquien und einem Baldachin in Prozession und führten ihn in den Chor. Den Baldachin trugen 4 Ritter, Dienstleute des Pfalzgrafen. Das hätten nach alter Gewohnheit 4 Ratsherrn thun sollen, aber es war eine Neuerung. Vor dem Baldachin gingen die oben genannten Ratsfreunde, die den Bischof empfangen hatten, und vor den Ratsfreunden die Heimbürger der Stadt mit einem Stabe bis vor den Chor; da blieben die Ratsfreunde stehen. Die Herren gingen in den Chor, da sang man te deum laudamus.

Da der Bischof in dem Chor war, ritt jedermann in seine Herberge. Unser gnädiger Herr, der Pfalzgraf, blieb nicht über Nacht hier. Einige sagten, der Schwachheit seines Leibes halber, andere sagten, aus Unwillen darüber, daß der Einritt sich so lange hinausgezogen hätte, oder weil man dem Bischof Eintrag gethan und nicht nach seinem Willen gethan hätte, oder ihn im Felde nicht sonderlich empfangen hätte, oder weil die Ratsfreunde im Felde nicht abgesessen wären, als sie ihm und dem Bischof entgegenritten, sie zu empfangen, oder weil man von Ratswegen begehrt hätte, daß der Fürsten Hofmeister oder Marschälle geloben sollten, der Stadt beim Einreiten keinen Schaden zuzufügen. Und es wurde viel darüber geredet.

Da der Bischof nach dem Tedeum aus der Kirche kam, schenkten ihm die Ratsfreunde einen vergoldeten Becher, der bei hundert Gulden kostete, und dazu Wein und Hafer, nämlich ein Fuder Wein und 30 Malter Hafer, denn es war wohlfeil, und man hatte vorher nie einen Bischof so köstlich beschenkt, was als wohl angelegt in diesem Handel vermerkt wird. Danach ging man zum Essen, und alte und neue Räte waren zweimal zum Essen geladen. —

Danach auf Remigii (1. Oktober) verhandelte der alte und neue Rat über die Irrung und nahmen den Vergleich vor, Beisitzer zu wählen; und dabei dachten sie, daß es gut wäre, fernerhin einen gütlichen Vergleich zu suchen, und daß es gut wäre, das Kapitel oder des Bischofs geborne Freunde, die Kämmerer, zu bitten, ihm raten zu helfen, wie man einen Vergleich finden und die Dinge beilegen könnte. Und im Rate war man der Meinung, daß man vor allem bei dem Kapitel und den Freunden versuchen sollte, ob sie zu einem

Vergleich helfen möchten; und das that man; nichts desto-weniger wollte man auch thun, was zum Vergleich gehörte, damit nichts versäumt würde.

Als der Rat seine Freunde zum Kapitel geschickt und gebeten hatte, ob sie etwas zum Vergleich thun könnten, erbot sich das Kapitel gutwillig und begab sich zu unserem gnädigen Herrn, dem Bischof. Da antwortete ihnen der Bischof, der Rat habe ihn und seine Freunde geschmäht, wenn ihm dafür eine Entschädigung vom Rate gegeben würde, so könnte er danach über die Irrung desto besser verhandeln. Das teilte das Kapitel dem Rate mit und begehrte, daß der Rat einige Mittel angebe, und wozu sich der Rat verstehen könnte. Darauf beriet sich der Rat und faßte den Beschluß, wieder zum Kapitel zu schicken und ihm zu danken, und da man von ihm unter anderem gehört, daß unser gnädiger Herr sich beklage, daß ihm und seinen lieben Freunden Schmähungen und Schande von dem Rate widerfahren sein sollten, die er nicht vergessen könnte u. s. w., so besorgte der Rat, seine Gnade sei aufgebracht und das möchte den gütlichen Vergleich hindern; und wiewohl der Rat schon früher dergleichen Reden von dem Unwillen seiner Gnaden vernommen habe, so habe der Rat doch die Hoffnung gehabt, es sollte nichts daran sein, da man das aber von ihren Würden gehört, so sehe der Rat ein, daß etwas daran sei; darum dünkte es dem Rate jetzt gut, daß man von Rats wegen eine Botschaft schicke, seine Gnade demütig und fleißig zu bitten, denn man besorge nicht allein seine Ungnade, sondern auch die des Pfalzgrafen; danach möge man desto füglicher in den Sachen handeln, und man bitte deshalb das Kapitel, daß es auf Mittel denken sollte, die zum Ausgleich dienten, was denn der Rat mit Ehren und ohne Abbruch seiner Freiheit und Gerechtigkeit thun könnte, dazu wolle der Rat willig sein. Geschehen am 3. nach Remigii (7. Okt.). Darauf schickte der Rat seine Freunde zum Bischof, die schieden gütlich von ihm mit Worten, aber die Werke waren fern davon.

Den Donnerstag danach kam dem Rat von unserem Herrn von Speier ein Tagbrief zu, der den Tag (zum Schiedsgericht) kurz ansetzte, nämlich auf Mittwoch nach Lucas dem Evangelisten (22. Okt.); aber der Rat war mit seinen Räten und Beisitzern noch unfertig und schickte deshalb zu dem Bischof von Speier und ließ ihn bitten, den Tag acht oder vierzehn Tage zu erstrecken.

Aber der Rat konnte keine Hinausschiebung des Tages erlangen, denn es bestand die Absicht, wenn des Bischofs Sachen ausgetragen würden, dann wollte auch der Pfalzgraf an den Rat. Darum eilten sie, daß der Rat nicht Hilfe suchte. Also sandte der Rat zwei Botschaften aus, eine nach Frankfurt und die andere nach Speier, Straßburg und Basel, und baten, ihnen auf dem Tag zu helfen, ihnen zu raten oder sich als Beisitzer gebrauchen zu lassen.

Indes auf Montag nach Dionisii (13. Okt.) kam unser Herr von Worms, dem schenkte man den Wein. Danach am Dienstag früh sandte das Kapitel seine Freunde auf den Bürgerhof, diese erklärten, daß sie die Sache gerne in Güte beigelegt sähen, und sie begehrten den gemeinen Eid, den die Bürger dem Rate schwören und auch den Eid, den der Rat dem Bischof leisten wollte. Da ließ ihnen der Rat den Bürgereid lesen, den die leisten, die ihr Bürgerrecht erwerben, mit dem Erbieten, ihnen eine Abschrift zu geben. Man gab ihnen auch den Eid, den der Rat dem Bischof zum Einritt leisten wollte. Damit gingen sie weg, um weiter mit dem Bischof zu verhandeln.

Danach schickten sie wieder zu dem Rate und begehrten eine Abschrift des erwähnten Bürgereids; die gab ihnen der Rat. Sie suchten und gaben allerhand Mittel und Wege wegen des Eides an, durch die die Irrung beigelegt würde, aber auf unverfängliche Weise, denn es gebürte dem Rat nicht, nach des Bischofs Meinung nachzugeben und er besorgte dem Reich und der Stadt Abbruch zu thun.

Es wurde auch gefordert, daß die Gemeinde dem Bischof schwören sollte, weil das aber nicht also Herkommen war, wollte der Rat keine Änderung machen; auch wollte es die Gemeinde nicht thun. Und als sich die Dinge hinauszogen und man drei oder vier Tage verhandelt hatte, wurde die Gemeinde unruhig, und der gemeine Mann hätte gern gewußt, worüber man so lange verhandelte, und warum kein Austrag gefunden werde, und was es bedeute.

Da der Rat das vernahm, ließ er ein Gebot in alle Zünfte ausgehen und beschied alle Zunftmeister, dazu aus jeder Zunft zwei der redlichsten Leute, dazu alle, die je in dem Rat gewesen waren, in den Rat und machte sie mit der Sache bekannt, um es an die Zunft zu bringen. Da das geschah, gaben alle Zünfte dem Rate die Antwort, sie sollten dem Bischof gegenüber thun, wozu man ihm verpflichtet wäre, und sollten ihrer Freiheit und dem alten Herkommen

und ihrer Gerechtigkeit nichts vergeben, sie wollten Leib und Gut dem Rat zur Verfügung stellen. Das hörte der Rat gerne.

Da der Bischof merkte, daß er nichts ausrichtete, und seinen Eid nicht erlangen konnte, da ließ er von der Gemeinde ab und verlangte diesmal nicht mehr, daß ihm die Gemeinde schwören sollte, und schickte nach den Trefflichsten im Rate, nach einigen allein, nach anderen zu zweit oder zu dritt und gab ihnen gute Worte, wie sie so hartnäckig wären und ihm so wenig trauten; er wolle ihnen keinen Abbruch thun an ihrer Freiheit, ihrem Recht und Herkommen, und bat sie, daß sie eine der Meinungen, wie sie nachher geschrieben stehen, annehmen sollten. Darauf gaben dieselben Ratsherrn weislich zur Antwort, es stünde nicht allein bei ihnen, sondern bei dem Rat und der Gemeinde, und sie gehörten zu dem heiligen Reiche. Dazu hätten sie gelobt und geschworen, die Stadt und Gemeinde beim alten Herkommen zu halten. Sie baten seine Gnaden, sich gutwillig und gnädig zu beweisen, der Rat wollte ihm gerne thun, was man ihm thun sollte.

Da nun in Betreff des Eides kein Ausweg gefunden werden konnte, ritt der Bischof mit Unwillen hinweg, und beide Teile schickten sich an zu dem Rechtstag zu Speier vor dem Obmann und den Beisassen laut des Vergleichs. Und alle Irrung bestand darin, daß der Bischof in dem Eide das Wort „unsere Freistadt Worms" nicht zulassen wollte, denn er wollte nicht, daß der Rat ihm gegenüber sagte: „unsere Stadt oder Freistadt", sonst gönnte er dem Rate wohl, überall so zu sagen und zu schreiben, auch ihm gegenüber, ausgenommen in dem Eide. Er wollte auch nicht, daß Worms eine freie Stadt ihm genüber wäre. Doch gab er zu, daß es eine „gefreite Stadt" wäre, aber nicht „ganz frei".

Da man nun nach Speier zu dem Rechtstag kam mit den Freunden der Städte Basel, Straßburg, Speier und Frankfurt, wurde beratschlagt, ob man in dem Vergleich bleiben oder versuchen sollte, auf dem Rechtsweg, wie die Juristen meinten, herauszukommen, oder ob man gütlich verhandeln sollte. Da wurde beschlossen, daß man dem Vergleich gemäß handeln sollte und sich zum Rechten schicken.

Da nun die gerichtlichen Verhandlungen begannen, suchten Schiedsrichter und Beisitzer einen Ausgleich. Der ward nach der Vergleichungsurkunde gefunden; und die größte Irrung war über die Worte „unsere Freistadt" und über das

Schirmen und Handhaben. So kam man zuletzt auf den Eid, der in der Rachtung geschrieben war. Der Bischof meinte auch, der Rat sollte ihn an der Stiege öffentlich schwören. Das wurde ausgemacht. Der Rat hätte es gern anders gesehen, aber es ging nicht anders, denn es wurden Gewalt- und Drohworte gebraucht.

Der Pfalzgraf war mit dem Bischof einverstanden und wider den Rat. Der Bischof war bei allen Fürsten sehr wohl gehört und verdient, und hatte für sich der Fürsten Räte wider den Rat, nämlich des Pfalzgrafen, des Bischofs von Mainz, des Markgrafen von Baden und Würtemberg und dazu alle Gelehrte und treffliche Ritterschaft im Lande. Auch traute der Rat dem Obmann, dem Bischof von Speier, nicht, denn er hatte die gleiche Sache mit der Stadt Speier.

So hatten wir von niemand Hilfe und Beistand. Die erwähnten Städtefreunde fürchteten sich so sehr wie wir, und bei jeder Gelegenheit rieten sie auf ihre Eide, daß wir die Rachtung und den Eid annehmen sollten, denn wir vergäben uns nichts und thäten es mit Ehren; und da der Rat darin hart blieb, wurden die Städtefreunde unwillig und sagten: „Wollt Ihr nicht folgen, so hättet Ihr uns wohl daheim lassen können.“ Dazu erbot sich der Bischof, uns Brief und Siegel darüber zu geben, daß er uns keinen Eintrag thun wolle oder durch den Eid nicht mehr Rechte über uns und die Stadt erlangen wolle, auch daß er uns nicht mit Reisen, Schatzung oder anderer Dienstbarkeit beschweren wolle. Aber wir waren der Meinung, daß wir die Briefe nicht annehmen sollten, denn sie gäben Beweis, daß der Bischof solche Rechte über uns erlangen möchte, die wir ihm nicht zugestehen.

Da nun solches zu Speier in dem Rat der Städtefreunde und unserer Freunde für gut befunden ward, schickten die Städtefreunde ihre Botschaft von Speier nach Worms in unseren Rat, da auch die Zünfte versammelt waren und hielten die Rachtung vor. Da wurde die Rachtung durch den gemeinen Rat vergleichsweise angenommen, in der Hoffnung, so mehr zu erlangen, als durch die gerichtliche Verhandlung.

Aber es half nichts, wiewohl der Bischof unseren Freunden gesagt hatte, wenn wir uns gütlich erwiesen, so wollte er uns viel Gutes thun.

Als nun die Städtefreunde und wir vom Tage von Speier heimkamen, fing der Pfalzgraf Feindseligkeiten an, und 4 Tage danach wurden uns die Unseren gefangen und uns

des Pfalzgrafen Geleit versagt, daß die Unseren sich nicht rühren durften. Und als wir unsere Freunde zu dem Pfalzgrafen schickten, konnten unsere Freunde kein Gehör erlangen und riefen den Bischof an, der war Kanzler und gewaltig am Hofe. Aber er sagte unseren Freunden, er wollte uns nichts Gutes thun, sondern wider uns sein, wir ließen denn die Gemeinde ihm auch schwören. Darauf redeten unsere Freunde und sprachen: „Gnädiger Herr, wir meinten, wir wären ganz vertragen.“ Da sagte der Bischof: „Nein, die Gemeinde soll mir auch schwören, so ist der Eid und Rat, wie man auf dem Sperwerzagel thut, ohne meinen Willen, den will ich auch nicht leiden. So geschieht mir auch durch Euere Bürger Eintrag in meinen Zöllen; aber wenn mir die Gemeinde schwört, so will ich thun, was Euch lieb ist.“

Darauf sagten unsere Freunde, der Eid auf dem Sperwerzagel wäre ehrbarlich und viele Jahre herkommlich; die Gemeinde hätte nie geschworen; man gebe auch die Zölle; und wenn darin eine Irrung geschehe, so wäre es dem Rat nicht lieb. Darauf sagte der Bischof: „Wir wollen mehr davon reden.“

Auch baten unsere Freunde, daß er auf St. Martinstag den Rat wollte besetzen und die Stadt mit Rat und Gericht zum besten versehen, und wenn seine Gnade einen Tag festgesetzt habe, nach der erwähnten Rachtung den Eid vom Rate entgegenzunehmen, den Tag wolle der Rat annehmen, aber die Gemeinde könne der Rat nicht schwören lassen. Das enthielte auch die Rachtung nicht, so wäre man auch dazu nicht veranlaßt gewesen. Der Rat könne auch die Gemeinde dazu nicht drängen nach ihrer Verpflichtung gegen das Reich und ihren Eiden und Gelübden, die der Rat alle Jahre der Stadt leistete, Gemeinde und Bürger bei ihren Freiheiten, Gewohnheiten und ihrem alten Herkommen zu halten.

Darauf sagte der Bischof: „Was geht das das Reich an? Hieltet Ihr auch zu mir, das wäre Euch das beste, denn wenn wir einander treu wären und zusammen hielten, so wären wir gegen jedermann stark genug. So wollte ich auch bei dem Pfalzgrafen ein gutes Wort für Euch einlegen, daß er Euch gnädig wäre.“

Darauf antworteten unsere Freunde wie vorher und baten um Gnade und gaben gute Worte. Aber der Bischof meinte immer, daß ihm die Gemeinde schwören sollte, denn er und seine Pfaffheit wäre nnicht sicher und sie drohten

ihnen. Darauf wurde auch geantwortet, daß solches nicht geschehe, wenn aber jemand seinen Gnaden solches vorbrächte, der thäte es nicht aus gutem Willen. Aber der Bischof meinte, es wäre wahr, daß einige aus der Gemeinde gedroht hätten, darum wolle er sicher sein. Zuletzt sagte aber doch der Bischof: „Ich will sehen, ob ich Euere Bürger, die gefangen sind, ledig machen kann, wenn ich dann nächstens nach Worms komme, wollen wir weiter reden."

Der Tag, an dem der Eid geleistet werden sollte, war auf Samstag vor Martini (8. Nov.) festgesetzt. An demselben Tag, Nachmittags um 2 Uhr, that der eingesessene Rat den Eid nach dem gütlichen Entscheid im Beisein dreier vom Kapitel und fünf oder sechs Edelleute, des Bischofs Freunde; und der Bischof stabte selbst dem Rat den Eid; und als der Rat den Eid geleistet hatte, meinte der Bischof, daß ihm Andreas,[1] der Stadtschreiber, auch schwören sollte. Der antwortete, er dürfte es nicht thun laut seiner Verschreibung, die er dem Rat übergeben, des Inhalts, daß er keinem Herrn zu Dienst oder verbindlich sein sollte; so enthielte es auch nicht die Rachtung, auch gehöre er nicht zum Rate. Da ließ es der Bischof dabei und sagte, er wisse wohl, wo es geschrieben stünde, daß ihm der Schreiber schwören sollte, und es möge sein, daß es in dem Wormser Rechtsbuch im letzten Kapitel stehe.

In der gütlichen Verhandlung wegen des Eids wurden folgende Fassungen aufgestellt: Zuerst gaben unsere Herrn vom Rate den rechten Eid von altem Herkommen, der in allen Büchern der Stadt geschrieben steht. Er lautet also: „Daß wir Bürgermeister und Rat in unserer freien Stadt Worms dem ehrwürdigen in Gott Vater, Herrn N., unserem Bischof zu Worms, der hier zugegen steht, so hold und so getreu als von Rechts wegen eine freie Stadt, die von dem Reiche gefreiet und gefürstet ist, sein soll, und ihn vor Schaden zu wahren ohne alle Arglist und Gefährde, so uns Gott helfe und alle Heiligen."

Den folgenden Eid wollte der Bischof nicht annehmen, weil „freie Bürger und unsere Stadt" darin stand und sagte, er gestände zu, daß Worms eine freie Stadt wäre, aber nicht ihm (dem Bischof) gegenüber, er könne wohl zugeben, daß der Rat schriebe unsere Stadt, aber nicht ihm gegenüber, besonders im Eide.

---

[1] Andreas Bellendorfer, Doktor und Domherr (Boos III. S. 599 A. 1).

„Daß wir Bürgermeister und Rat der Stadt Worms als freie Bürger dem ehrwürdigen in Gott Vater, unserm Herrn dem Bischof, der zugegen steht, getreu und hold zu sein, ihn vor Schaden bewahren, seinen Nutzen fördern, seine und seines Stiftes Rechte und Freiheiten handhaben und beschirmen wollen in unserer Stadt nach unserem Vermögen ohne Gefährde, als uns Gott helfe u. s. w."

Das ist der Eid, den der neue und alte Rat beschlossen und angegeben haben: „Daß wir Bürgermeister und Rat der Stadt Worms dem ehrwürdigen in Gott Vater, Herrn Johannes, Bischof zu Worms, der hier zugegen steht, getreu und hold sein, ihn vor Schaden hüten, seinen Nutzen und Bestes getreulich fördern wollen, wie solches von unsern Eltern und Vorfahren auf uns gekommen ist ohne Gefährde, als uns Gott helfe u. s. w."

Der Eid nach des Bischofs Meinung:

„Daß wir Bürgermeister und Rat der Stadt Worms von der ganzen Gemeinde wegen dem ehrwürdigen in Gott Vater, Herrn Johannes, unserem lieben Herrn und Bischof zu Worms, der hier zugegen steht, und dem Stift getreu sein und sie vor Schaden hüten und alle ihre Rechte und Freiheiten handhaben und schirmen wollen ohne alle Arglist, so schwören wir, als uns Gott helfe und die Heiligen."

Den folgenden Eid hat das Domkapitel angegeben.

„Daß wir Bürgermeister und andere Bürger von der ganzen Gemeinde wegen in dieser freien Stadt Worms mit Vollmacht hergeschickt, dem ehrwürdigen in Gott Vater, Herrn Johannes, unserem gnädigen Herrn und Stift getreu und hold sein, ihn vor Schaden behüten, sein und seines Stifts Freiheiten und Rechte schirmen und handhaben wollen getreulich ohne alle Gefährde und Arglist. Also schwören wir, so uns Gott helfe und die Heiligen."

Ebenfalls von dem Kapitel angegeben:

„Daß wir Bürgermeister und Rat für uns und die Gemeinde der freien Stadt Worms unserem gnädigen Herrn Bischof Johannes, der allhier zugegen ist, und seinem Stift getreu und hold sein, ihn vor Schaden behüten, seine und des Stifts Rechte und Freiheit handhaben und schirmen wollen getreulich ohne alle Arglist und Gefährde. Also schwören wir u. s. w."

Hernach folgt die Rachtung des neuen Eides:

„Wir Ludwig von Gottes Gnaden Bischof von Speier

bekennen und thun kund öffentlich mit diesem Brief u. s. w.,[1] daß die von beiden Parteien vorgeschlagenen Eidesformen ungiltig sind, und Bürgermeister und Rat zu Worms unserem Herrn von Worms den nachstehenden Eid in 4 Wochen, den nächsten nach dem Datum dieses Briefes auf denselben Tag, der ihnen 8 oder 10 Tage vorher bezeichnet wird, geloben und schwören sollen in seinem bischöflichen Sale in Worms im Beisein zweier oder dreier aus seinem Kapitel und einiger anderer seiner Freunde, desgleichen auch in Zukunft einem jeden Nachfolger unseres Herrn von Worms bei seinem Einreiten, wenn er der Stadt Worms Privilegien, Freiheiten und Gewohnheiten nach altem Herkommen bestätigt u. s. w. — — — wie der Eid hier von Wort zu Wort geschrieben steht.

Wir Bürgermeister und Rat der Stadt zu Worms geloben und schwören dem ehrwürdigen in Gott Vater, unserem Herrn, Herrn Johannes, dem Bischof zu Worms, der hier zugegen steht, getreu und hold zu sein und ihn vor Schaden zu behüten ohne alle Gefährde und Arglist, als uns Gott helfe und die Heiligen.

Hiernach soll zwischen den genannten Parteien die oben genannte Irrung für sie und ihre beiderseitigen Nachkommen gerichtet und geschlichtet sein und solches also, wie oben gesagt, in ewigen Tagen gehalten und befolgt werden, wie sie das auch beiderseits auf- und angenommen, zugesagt und bei guten Treuen versprochen haben. Doch soll dieser oben geschriebene Vertrag und Entscheid allen anderen Entscheiden und Verträgen, die vormals zwischen Bischöfen und Bürgermeistern und dem Rate zu Worms geschehen sind, keinen Abbruch oder Verletzung thun oder bringen; in derselben Weise sollen Feindseligkeiten und Arglist in allen obgeschriebenen Dingen aus- und abgethan sein. — (Folgen die üblichen Formalitäten.)

Auf den oben genannten Tag zu Speier wurde viel verhandelt, ehe der Rat diese Rachtung über den Eid annehmen wollte, aber die Städtefreunde rieten ernstlich dazu und meinten, man sollte es um des willen nicht zu Krieg und Kosten kommen lassen, weil man nicht in der Lage wäre, Kriege zu führen, denn es wäre diese Zeit nicht günstig, da der Pfalzgraf so gewaltig und denen von Worms ungnädig

[1] Hier folgt im Text eine längere Ausführung, die wir als unwesentlich weglassen; ebenso lassen wir den Schluß der Rachtung aus.

wäre und auch der römische Kaiser keine Hilfe oder Beistand leisten könnte, weil er selbst viel Krieg hätte und den Rat um Hilfe angerufen und ernstlich Hilfeleistung geboten hätte; und da ihm der Rat keine Hilfe geleistet, hätte er auch um des Rates willen keinen Eifer gezeigt. Und es war der Städtefreunde Rat und Meinung, man sollte diesmal Frieden machen. Hernach wenn ein anderer Bischof würde, könne man füglich wieder aus der Rachtung gehen, denn der Vergleich sei erzwungen und nach dem Recht ohne den römischen Kaiser nicht beständig. Und es sollte aufgezeichnet werden, daß der Rat fürderhin keinen Bischof in die Stadt kommen lasse, er thue denn die Drangsal des Eides ab und lasse den Rat wieder zu seiner Gerechtigkeit kommen. Und wenn man solches anfangen wollte, so wäre es not, daß man sich vorher weislich bedächte und Rat hielte, und besonders, daß man bewirke, daß ein römischer König oder Kaiser dem Rat verböte, dem Bischof zum Abbruch des Reichs und der Stadt den Eid zu leisten, auch daß man sich dem Bischof zu Recht erbiete, ob nach Gestalt der Sache der Rat durch die Rachtung gebunden sei. Auch ist es nötig, des Pfalzgrafen und des Erzbischofs zu Mainz Gunst zu erlangen, und so man im Rate der Meinung wäre, Widerstand zu leisten, so ist ohne Zweifel zu entscheiden, daß der erzwungene Eid nicht binde. Auch so hat der Rat in offener Ratssitzung erklärt, daß er nicht freiwillig die Rachtung eingehe, sondern daß er aus Furcht vor großer Beschwerde die Rachtung annehme, wie auch der Vergleich und Kompromiß bei der Nacht durch Drängen gemacht wurde. Die Rachtung kann auch nach der Meinung der Juristen die Nachkommen des Rats nicht so hart binden, aber in billigen, rechten Sachen kann der Rat wohl seine Nachkommen verpflichten.

Vom bischöflichen Einritt.

Hiernach folgt die Zurüstung des Rates zu dem Einreiten eines Bischofs.

Viel Mühe, Kosten und Arbeit hat der Rat und die Gemeinde für den Einritt eines Bischofs. Darum haben einige alte Bürger, die Weisheit hatten, geraten, man solle mit dem Bischof reden, daß er sich und der Stadt die Kosten und die Arbeit spare und von dem Rate hinnehme und wiederum dem Rate mit Eiden, Gelübden und Bestätigung leiste, was sich gebürt. Aber die Pfaffen lassen es nicht

dazu kommen und achten das Einreiten für eine große Herrlichkeit und Pracht.

Wenn ein Bischof zu Worms von dem Stuhle zu Rom bestätigt und in ruhigem Besitz des Stiftes ist, so kann er einreiten, doch soll er sich zuvor wegen aller Irrung und was sonst nötig ist, mit dem Rat vertragen. Und wenn das geschieht, so ist gewöhnlich und von altem Herkommen, daß der Bischof sich über die Anordnung und den Tag des Einreitens bei Zeit vereinige, damit er sich danach zu richten wisse. Wäre aber Hader und Krieg um das Bistum, darum soll sich der Rat nicht bekümmern und zu keiner Partei stehen, es sei denn, daß man guten Nutzen davon hätte, also daß eine Partei dem Rate des Stifts Nutzung und Herrlichkeit, Zölle und Wage und anderes dergleichen übergebe, sonst ist es das allerbeste, daß man sich nicht in die geistlichen Sachen einmische, denn dadurch ward Mainz verloren.[1]

Wenn der Bischof einreiten will, so ist nötig, daß der Rat der Stadt zu Ehren sich gehörig rüste; also daß einige aus dem Rat und andere ehrliche Bürger und ihre Söhne in ein und derselben Kleidung auftreten, die Farben der Stadt und keine fremden Farben oder des Bischofs Farbe und Kleidung führen, denn es thut dem Hoheitsrecht der Stadt Abbruch und bringt dem Bischof Dienstbarkeit; und man findet nicht, daß es die alten Ratsherrn gethan haben. Aber der obengenannte Bischof brachte es mit seinen guten Worten dazu, daß der Rat seine Farbe führte, die war gelb, schwarz mit grauen Strichen im roten Kleide. Dadurch geschah der Stadt nichts Gutes und es brachte Uneinigkeit in der Gemeinde hervor, sodaß die Gemeinde sagte: „Macht es sich, daß wir überfallen würden, so schlügen wir schier unsere Nachbarn wie die Fremden und handelten so, als ob wir ihre Farben nicht kennten."

Es ist Herberge zu bestellen für die Fürsten und Herren, die mit dem Bischof einreiten, mit dem Rate des Bischofs, denn dieser Bischof brachte seine Freunde meist bei den Pfaffen unter, da hatte er keine Kosten. Ein Pferd gab als Stallmiete 6 Pf., eine Person für den Schlaftrunk 6 Pf. und als Schlafgeld 2 Pf.

Für die Zeit des Einreitens ist es nötig die Thore und Posten zu bestellen, doch vorsichtig, daß die Fürsten und

[1] Siehe unten die Denkschrift über das Kriegswesen.

Herrn nicht merken, daß man Mißtrauen habe und Verräter fürchte.

Einige Thore, die man entbehren kann, sind geschlossen zu lassen und nicht zu öffnen, doch sind einige Wachen daran zu stellen.

Einer vom Rat ist auf den Münsterturm zu schicken, der auf des Bürgermeisters Bescheid warte, daß nicht leicht ein Auflauf oder Aufruhr gebe.

Die Schranken und Ketten in der Stadt sind in Ordnung zu bringen, daß man sie aufthue, wenn es nötig ist, und wenn das Einreiten geschieht, daß man zu den Herbergen kommen könne; denn es giebt viel Unwillen, wenn die Leute auf den Gassen halten müssen und können nicht in die Herbergen kommen. Es ist gewöhnlich, daß der Rat unsere Freunde und Eidgenossen von Speier bittet, sich zu rüsten mit einigen Gewaffneten, ungefähr mit 30 Pferden, um uns unseren Bischof empfangen zu helfen. Und wenn die von Speier kommen, schickt man ihnen entgegen, sie zu empfangen und in ihre Herberge zu führen, die ihnen unsere Herren bestellen, und es ist gewöhnlich ihnen die Herberge zu bezahlen, so thun auch die von Speier unseren Freunden, wenn ihr Bischof zu Speier einreitet.

Man soll die Thore bewachen, doch vorsichtig; und vor Zeiten haben unsere Eltern von den Freunden Gelübde genommen, daß sie der Stadt keinen Schaden zufügten, und diese mußten auch ihre Waffen an den Thoren lassen. Das mag man nach den Zeitumständen thun, doch sollen Gewaffnete mit dem Harnisch gerüstet an die Thore gestellt werden, wenn der Bischof einreitet, das steht zierlich, wenn es auch nicht nötig wäre.

Auf den Tag des Einreitens sollen sich die Ratsfreunde in dem Hause eines Bürgers oder des Hauptmannes sammeln; dahin sollen auch die von Speier kommen, und dann sollen unsere Freunde ungefähr mit 40 Pferden und die von Speier mit einander dem Bischof im Harnisch wohl gerüstet entgegen reiten.

Man soll auch zwei oder drei Ratsherrn abordnen, die mit dem Stadtschreiber den Reitern nachreiten in ihren schwarzen Röcken ohne Harnisch auf ihren Satteldecken oder in Lederhosen, als ob sie spazieren ritten, die den Bischof und Fürsten und Herrn empfangen, wie es gewöhnlich ist, und den Eid und den Bestätigungsbrief über die Freiheiten

der Stadt entgegennehmen; und von diesen Ratsherrn hat jeder einen Knecht bei sich, der ihnen aufwartet.

Wenn der Bischof einreitet, soll man sich mit ihm genau über die Stunde bereden, daß man nicht lange im Felde zu halten und zu warten braucht um der Fürsten und Herren willen, die mit ihm einreiten.

Es ist gewöhnlich, daß wenn der Bischof zur Mainzer Pforte einreitet, ihm die Ratsfreunde aus der Stadt bis an die steinerne Brücke bei der Wiesenmühle entgegenreiten. Da bleiben die Stadtreiter und die von Speier halten. Die alten Ratsherrn reiten über die Steinbrücke zu dem Bischof und empfangen ihn und die Fürsten, die bei ihm sind, mit feinen, ziemlichen Worten und wünschen ihm Glück und bitten ihn, ein gnädiger Herr zu sein und dem Rate und der Stadt ihre Freiheiten, Rechte und Herkommen zu bestätigen und zu thun, wie gewöhnlich und Herkommen ist; was dann der Bürgermeister und Rat ihm dagegen thun sollen, dazu seien sie willig. Darauf hört man des Bischofs Antwort und empfängt von ihm den Eid und den Bestätigungsbrief über die Freiheit der Stadt. Denselben Brief liest dann der Stadtschreiber; und wenn der Brief gelesen ist, sagen die Ratsfreunde züchtiglich: „Gnädiger Herr, nach altem Recht und Herkommen hat uns der Rat befohlen, den Eid zu empfangen, den soll der Stadtschreiber Euern Gnaden staben.“ Darauf stabt er den Eid, und der Bischof legt zwei Finger auf seine linke Brust und spricht dem Stadtschreiber nach: „Was der verlesene Brief enthält, das wollen wir stet und fest, getreulich und ohne Hindernis halten, als uns Gott helfe und die Heiligen!“ Darauf dankt man dem Bischof und reitet in die Stadt.

Wenn man im Felde den Bischof empfangen hat und er geschworen hat, so reitet man folgendermaßen in die Stadt. Zuerst reiten 4 Stadtknechte, je zwei und zwei, danach die von Speier, je zwei und zwei, danach der Stadt seidenes Banner mit dem gemalten Stadtwappen; das übergiebt man einem adligen jungen Ratmann oder Bürger. Nach dem Banner reiten unsere Freunde von Worms mit dem Harnisch gerüstet und danach die alten Ratsherrn, danach der Marschall der Fürsten und Herrn als Vorreiter, danach Pfeifer und Trompeter, danach die Fürsten selbst und der Bischof, darauf der Haufe-Reiter.

In solcher Ordnung reitet man bis vor des Bischofs Saal. Da sitzen der Bischof und die Fürsten ab vor der

St. Stephans-Kapelle, desgleichen die alten Ratsherrn. Da streitet man sich um des Bischofs Pferd, auf dem er eingeritten ist. Und wenn der Bischof abgestiegen ist, so geht er in die Kapelle und zieht sich aus und zieht seinen bischöflichen Ornat an. Dann kommt die Pfaffheit zu ihm und führen ihn in den Dom in den Chor, da singt man te deum laudamus; desgleichen gehen die Fürsten auch mit dem Bischof, und zunächst vor dem Bischof gehen die alten Ratsherrn bis in die Kirche.

Es ist auch vor Zeiten die Gewohnheit gewesen, daß vier Ratsherrn den Himmel oder Baldachin trugen, unter dem der Bischof ging, aber das geschah diesmal nicht, sondern 6 Ritter thaten das. Hätte man es aber dem Bischof vorher gesagt und begehrt, so wäre es vielleicht geschehen; doch daran ist nicht viel gelegen. Aber vor dem Bischof und dem erwähnten Baldachin sollen die Ratsherrn hergehen als diejenigen, die das Geleit in der Stadt geben. Inzwischen bleibt der ganze Hause der Reiter vor dem Münster halten, und wenn das Tedeum aus ist und die Fürsten und Herrn aus der Kirche kommen und wieder die Pferde besteigen, so reitet man in die Herberge. Danach geht man zu Tische in des Bischofs Saale, der pflegt den Rat und auch die Hauptleute der Speierer einzuladen.

Auf den Tag des Einreitens soll der Rat dem Bischof nach der neuen Rachtung den neuen Eid schwören, wozu uns dieser Bischof durch Gewalt und List gezwungen hat. Gott wolle es bessern.

Den Zünften ließ der Rat eine gute Zeit vor dem Einreiten sagen, daß sie sich mit ihrem Harnisch und ihrer Kleidung rüsteten, desgleichen auch den Dienstknechten, nach ihrem Vermögen. Also rüsteten sich gewöhnlich die Zünfte nach Vermögen, jegliche Zunft mit ihrer Kleidung und ihrem Banner, in so großer Zahl wie möglich. So rüsteten sich auch die Knechte, etlige trugen Büchsen und Spieße, etliche Hellebarden, etlige Schwerter. Sie waren in Rotten aufgestellt. Desgleichen ordneten sich auch die Zimmerknechte mit ihren Äxten zusammen; und auf den Tag des Einreitens sammelten sich die Zünfte vor der Münze, desgleichen auch die Knechte; und zur festgesetzten Stunde gingen die Knechte alle, je zwei und zwei geordnet, miteinander und hatten einen Hauptmann, der war viel im Kriege gewesen und konnte die Knechte wohl ordnen, daß sie einen Tanz und ein Rädlein machten. Dazu hatte man ihnen einen Pauker

bestellt mit einer Pfeife; und am Sonntag vor dem Tag des Einreitens waren die Knechte auch vor die Münze bestellt, sie zu mustern, da machten sie einen Tanz und ließen sich sehen. Dazu schenkte ihnen der Rat den Wein, und am Tage des Einrittes waren die Knechte in der Vorstadt aufgestellt, von dem Mainzer- bis an das Martinsthor, und standen mit ihren Wehren auf einer Seite, je einer an dem anderen. So waren auch die Zünfte geordnet, hintereinander zu gehen, jede mit ihrem Banner, wie sie nacheinander mit ihren Kerzen zu gehen pflegen, bis an das Martinsthor, da teilten sie sich und standen zu beiden Seiten, je einer hart an dem anderen, durch die Kämmerergasse bis vor das Münster, schön geordnet, in ihrem glänzenden Harnisch und Kleidung, so daß der ganze Zug der Reiter durch sie reiten mußte, und so hatte der Rat und die ehrbare Gemeinde viele Kosten, sich dem Bischof und der Stadt zu Ehren zu rüsten.

Aber es ward von dem Bischof nicht wohl belohnt. Die Zünfte gingen nach dem Einritt mit ihren Bannern geordnet in ihre Häuser, da waren einige beauftragt, Tag und Nacht im Harnisch zu bleiben und zu wachen, bis die Herrn wieder weg waren. Die anderen kleideten sich aus. Während der Zeit waren auch die Thore außen und innen und die Türme und Posten mit Gewaffneten besetzt. Es hatte auch der Rat in einige Eckhäuser in den Gassen Büchsen bringen lassen, das wurde den Herren bekannt, und sie waren darüber sehr aufgebracht; deshalb, wenn es nötig wäre, solche Anordnungen zu machen, so sollte man es heimlich halten. Aber in dieser Zeit dachte der Rat, es wäre nötig, da man in Streit mit dem Bischof wegen des Eides war.

Nach dem Einritt schenkte der Bischof den Zünften 2 Fuder Wein und 2 Ochsen, daß sie zusammen speisen könnten; er schickte auch zu allen Zunftmeistern und ließ ihnen danken und entschuldigte sich bei ihnen: an der Irrung, die zwischen dem Rate und ihm entstanden, wäre er nicht schuld, sondern der Rat, der nicht thun wollte, was sich gebührte, und er gab den Zunftmeistern viel gute Worte. Das legte ihm der Rat nicht gut aus, sondern er war der Meinung, daß der Bischof gern Zwiespalt zwischen dem Rat und der Gemeinde hervorgerufen hätte. Aber die ehrbare Gemeinde hielt in allem gehorsam zum Rate und wußte wohl, an wem die Schuld war; denn der Rat hatte seine Freunde in alle Zünfte geschickt und die Irrung bekannt gemacht.

Durch den Marktmeister wurde auch geboten, alle Gassen zu fegen, den Schmutz wegzuführen, die Häuser mit Wasser, Stallung, Heu, Hafer, Stroh, Bettzeug und Brot zu versehen, das Vieh daheim zu halten, alle Karren und Wagen auf den Viehmarkt zu stellen; die Dörfer, die ihre Pferde und Kühe auf die Bürgerweide trieben, durften sie an dem Tag nicht durch die Stadt treiben.

Der Rat kaufte 2 Fuder Wein, um ihn den Fürsten und Herrn zu schenken, nämlich dem Bischof ein halb Fuder Wein und 25 Malter Hafer, dem Pfalzgrafen eine Ohm Wein in Flaschen, dem Bischof von Speier in seiner Herberge 6 Viertel, dem Deutschmeister in seiner Herberge 4 Viertel und den Grafen 2 Viertel und einigen tapferen Rittern und Knechten nach Verhältnis. Außerdem hatte der Rat einen silbernen Becher bestellt, der bei 70 Gulden kostete, den schenkte er auch dem Bischof.

Außerdem bat der Bischof, einen Tanz zu veranstalten; das geschah auch im Tanzhause. Dazu gab der Rat Licht, und der Bischof gab Kerzen vom Hofe und für die Frauen Trank und Zucker. Das Tanzhaus war auch mit Schranken und mit einigen Thürhütern versehen, damit es kein Gedränge gebe.

Zu der obenerwähnten Gabe, die der Bischof den Zünften machte, gab der Rat den Zünften und den Knechten, die in eine Zunft gehörten, auch eine Beisteuer, nämlich jeder von den großen Zünften 10 Pfd. Heller und den anderen 6 oder 8 Pfd., je nachdem sie Leute und Knechte hatte; denn es dünkte dem Rate gut, daß die Knechte bei den Meistern um geringere Kosten äßen, auch deshalb, daß die Leute beieinander seien und die Knechte züchtig wären.

In diesem Jahre hatte der Rat die Bäcker gestraft und 300 Pfd. Heller von ihnen zur Strafe genommen, weil sie nicht nach der Vorschrift des Rates gebacken hatten, wiewohl sie vorher oft gütlich ermahnt worden waren auf die Klage, die die Zunftmeister und die Gemeinde über sie geführt hatten. Diese 300 Pfd. gingen bei der Gabe und Steuer, die den Zünften gegeben wurde, drauf.

Die unten Verzeichneten haben sich gerüstet, dem Rate zu Ehren zu reiten; und der Rat hat jedem 2½ Elle lündisch Tuch zu einem Reitrock gegeben, oder so viel er nötig hatte. Rüstung und Pferd stellte jeder auf seine Kosten:

Herr Rupprecht Windeck Bürger . . . 4 Pferd
Herr Max Wagentriber . . . . . 4 „

Johann Steffan	4	Pferd
Johann Lisperg	4	„
Georg Brune	4	„
Wilhelm Stude	4	„
Thomas Antz	4	„
Agerzheimer führte der Stadt Banner .	1	„
Swerthenne	4	„

Den oben genannten, die 4 Pferde hatten, erlaubte der Rat, je einen Knaben zu halten.

Peter und Adam Hofmann zum Stern Gebrüder	4	„
Der junge Bohel	1	„

Hans Zeller, Adam Schreiber, Peter Goltsmit, Friedrich Schemmels Tochtermann, Nifergalt Maler, Volfrag, Peter Halbquart, Symon von Schonberg, Jacob Bentz, der Trompeter, Wennel Scherer, der Narr Kussepfennig, Jacob Scherer 1 Pferd
Dazu kamen die Söldner der Stadt und Marstaller 4 „

Die unten verzeichneten Ratsherrn und Redemeister haben den Bischof empfangen und den Eid von ihm genommen:

H. Hans Walsperg, Bürgermeister.
H. Georg Hemspach.
H. Claus Duchkauff.
Johann Wolffgin.
Andreas Stadtschreiber.

Jeder hatte einen Knecht.

Es war verordnet, daß die genannten Reiter sich gleich rüsteten, ein jeder mit einem glänzenden Eisenhut, und keiner führte eine seidene Binde, als die Knaben und Junker, die anderen alle mußten einen Eisenhut und keine seidene Binde haben. Das verdroß einige Junge sehr, die sich auch hübsch und stattlich deuchten, und jeder führte einen rot gefärbten Spieß und keine Armbrust. Das stand gut, denn der Rat besorgte, der Adel hätte seinen Spott damit. Deshalb wurde es, wie sichs gebührte, angestellt, jedoch hübsch und zierlich mit geeigneten Personen.



V.

Tagebuch des Reinh. Noltz.

1493.



ER Juni begann schön und warm; aber ungefähr in seiner Mitte kamen etliche kalte Frosttage, doch ohne sonderlichen Schaden. An dem Pfingstdienstag, der in dieselbe Zeit fiel, wurde ein junger Geselle, ein frischer und freier Knecht, wegen Mutwillen und Uebermut — er wollte nicht Frieden halten — in der Nacht vor der St. Martinspforte an der Linde ergriffen. Und als man ihm seinen Gürtel und Täschchen abnahm, fand man bei ihm falsche gegossene Münzen und alles Werkzeug, womit man solche verfertigt. Und nachdem das Urteil gesprochen, wurde er am Montag nach unseres Herrn Leichnamstag hinausgeführt vor die St. Andreaspforte, in einen Kessel gesetzt, mit Holz und Pulver belegt und verbrannt. Der Arme nannte sich Hans Gröning von Erfurt. Er starb so christlich und tröstlich, als bisher keiner gestorben war. Der allmächtige Gott sei ihm gnädig!

Der Oktober, der zweite Herbstmonat, war auch schön und warm und es wuchs ein ziemlich guter und redlich viel Wein in diesem Jahre.

Und da des Königs Majestät[1] den Rat und den Bischof vorgeladen hatte, um etliche Sachen und Angelegenheiten der Stadt zu erkunden und zu entscheiden, sandte der Rat eine Botschaft von sechs Pferden an die königliche Majestät, zu der auch ich, Reinhard Noltz, abgeordnet war. Und so ritten

[1] König Maximilian („der letzte Ritter"); er regierte von 1493—1519.

Horg Hemspach, ein alter Neuner[1], ich und Adam der Stadtschreiber[2] mit dreien Knechten von Worms an einem Montag, dem Elftausendjungferntag, aus und kamen in 14 Tagen nach Wien in Oesterreich. Der Weg ist nahezu 110 Meilen weit.

Wir zwei ritten aber nicht weiter als bis Regensburg; daselbst setzten wir uns auf der Donau in einen Kahn, den wir dort kauften, und fuhren hinab bis nach Wien. Als wir dorthin kamen, da war der König mit großer Macht wider den Türken in Kroatien gezogen. Kurz vor diesen Tagen hatte der Türk über 8000 Christen getötet, fortgeschleift und umgebracht, daß ein Jammer zu sehen und zu hören war. Wir lagen bis in die vierte Woche in Wien und warteten auf den König, denn es wollte sich niemand am königlichen Hofe unseres Handels annehmen, bevor der König zugegen wäre.

Ebenso lag daselbst auch unser Gegner, der Bischof von Worms. Er war sowohl in eigener Person erschienen als auch als Gesandter des Pfalzgrafen, dessen Kanzler er war und der ihn an den königlichen Hof zum Leichenbegängnis des Königs, der kurz zuvor gestorben war, geschickt hatte.[3] Du findest hier gedruckt, wie und von wem und auf welchen Tag dieses Leichenbegängnis abgehalten wurde, aber in Sonderheit sollst Du wissen, daß ich, Reinhard Noltz, auf diesem Leichenbegängnis mit meinem Herrn und Gesellen als Vertreter des Rats und der Stadt Worms an einen Ehrenplatz gestellt worden sind und daß wir auch in eigener Person zum Opfer gingen, in der Ordnung, wie es sich gebührte. Wir waren von allen Städten, die da waren, die Vordersten. Wir standen nach den Fürsten unter des Königs Majestät

[1] Mitglied des Neunerrats. Neben dem Sechzehner- oder Zwanzigerrat bestand noch ein Neunerrat; er setzte sich hauptsächlich aus den alten Geschlechtern von Worms zusammen; er repräsentierte das stabile aristokratische Element in der Wormser Verfassung. (Boos U. B. III S. Einl.)

[2] Adam von Schwechenheim wurde nach dem Tode des Andreas Pauli 1492 Stadtschreiber von Worms. Von ihm wird noch häufig die Rede sein. Der Stadtschreiber war der wichtigste Beamte in der städtischen Verwaltung, nicht bloß der Chef der Kanzlei und der Protokollführer des Rats, sondern der Vertrauensmann der Regierung, durch dessen Hände alle Fäden liefen und der in seiner Person die Kontinuität der städtischen Politik bildete. (Boos U. B. III Einl.)

[3] Friedrich III. war am 19. August 1493 gestorben. Das feierliche Leichenbegängnis fand am 6. Dezember statt.

und auf derselben Seite. Nach dem Leichenbegängnis gingen wir in den königlichen Hof und kamen — nämlich der Stadtschreiber und ich, denn unser alter Herr und Geselle war krank geworden — in die Schlafkammer der königlichen Majestät. Darin fanden wir die gesandten Ratsfreunde von Nürnberg und etliche Fürsten und andere Herrn. Und wir erlangten bei dem König Gehör und auf unsere Vorstellungen gar tröstlichen und gnädigen Bescheid. — Den November lagen wir ganz in Wien; von demselben konnte ich aber hier des Wetters wegen nichts schreiben. Auf St. Martinstag wurden Heinrich Michel und Johann Eberbach Bürgermeister. Den Rat besetzte dieses Jahr Doktor Pleninger, der Vikar des Bischofs von Worms, der um dieselbe Zeit bei uns zu Wien lag. Bei derselben Gelegenheit wurde ich mit meinem anderen Mitschöffen von den Sechzehnern zum Bürgermeister vorgeschlagen; Heinrich Michel hätte mich auch gerne zum Genossen gehabt. Aber ich erntete die Früchte meiner Botschaft an den königlichen Hof nach Oesterreich. Denn der Bischof hatte befohlen, mich zu übergehen. Und so geschah es auch. Bald nach Martini kam der Bischof zu mir und dem Stadtschreiber, während wir zur Winterszeit in Wien lagen, und fragte, ob wir wüßten, wer unsere Bürgermeister wären. Wir sagten, wir wüßten wohl den einen, den anderen von den Sechzehnern wüßten wir nicht. Da sagte er unserem Stadtschreiber, daß wegen mir, Reinhard Noltz, auf St. Martinstag des Amtes halber viele Verhandlungen stattgefunden hätten, weil etliche mich haben wollten, andere nicht. Darüber erschrak ich sehr, denn ich wußte wohl, daß auf seine Veranlassung oder seinen Befehl diese Verhandlungen nicht geschahen. Und als ich nach Hause kam, vernahm ich der Wahrheit gemäß von dem Rat, daß es eitel erdachte Lügen waren. Dieses Mal wurde Schultheiß Johann Schildknecht, ein Wirt zum Schwanen, Graf der Kürschner Wigand, Richter Adam Küren und Dieter Schröter. In demselben Monate und um dieselbe Zeit sahen wir in Wien viele schöne Fische, darunter wohl 18 Hausen;[1] das sind Fische, von denen man nur die Hausenblase nimmt. Unter ihnen war einer, der 16 Spannen einer Manneshand und einen Finger lang war. — Auch vom Dezember lagen wir noch mehr als die Hälfte in Wien, und es fiel viel Schnee daselbst. Acht Tage vor dem Christtag ritten wir von Wien weg und

[1] Hausen ist ein Donaufisch.

blieben am Christtag still in Passau. Nach Worms kamen wir am heiligen Dreikönigsabend. Als wir hierher kamen, lagen drei Männer wegen Diebstahl gefangen. Zwei von ihnen wurden auf die Bitten ihrer Frauen wieder freigelassen, weil ihr Diebstahl geringfügig war und sie auch viele kleine Kinder hatten. Der dritte hieß Niklas Betschwager; der war hier seßhaft und hatte Bretter, Meißel, Korn und anderes gestohlen. Er ward kurz vor Fastnacht gehenkt. Gott sei ihm gnädig!

1494.

Auf unserer Reise von Wien ritten wir am Neujahrstag aus der Stadt Nürnberg und kamen am Sonntag, am Abend der heiligen drei Könige, hier nach Worms. Adam, der Stadtschreiber, und ich hatten Jörg Hemspach, den Neuner, mit einem Knecht in Wien gelassen; er kam nach sechs Wochen nach. Von der königlichen Majestät hatten wir an den Grafen Ludwig von Isenburg, einen frommen Mann, die Bestellung als Richter mitgebracht. Er nahm den Befehl an und berief den Bischof, die Pfaffheit und den Rat von Worms auf Sonntag reminiscere nach Mainz.[1] Der Rat sandte sofort Abgeordnete, unter denen auch ich war. Und als wir gerade im Verhör vor dem kommissarischen Gericht als Gesandte des Rats waren, kamen von seiner Majestät dem König Briefe und Befehle, daß die Ladung, das kommissarische Gericht und alle Verhandlungen der Parteien vor demselben aufgehoben seien; die Briefe brachten auf Veranlassung des Bischofs reitende Boten des Herrn Ludwig von Baiern, später Graf Löwenstein genannt, des alten seligen Pfalzgrafen Friedrich liebes Kind, von Frau Klara geboren, der um dieselbe Zeit am königlichen Hofe als Gesandter des Pfalzgrafen weilte.

Also schieden wir wieder von Mainz.

Zwei Tage vor St. Paulus Bekehrungstag in demselben Monat war der Bischof uns von Wien zu Pferd nachgekommen. An dem St. Paulustag bat er, eine Ratsversammlung auf seinem Saal abzuhalten, er hätte etwas mit dem Rat zu reden. Es geschah. Und als der Bischof, nachdem der Rat seine Sitze eingenommen, in den Saal kam, gab er vielen von ihnen die Hand mit günstigem Gruß.

---

[1] Um als Bevollmächtigter den Streit zwischen dem Bischof und dem Rat von Worms zu entscheiden.

Ich stand am Ofen unter ihnen und wurde von ihm übersehen. Und die ersten Worte, die er redete, waren: „Meister Reinhard und der Stadtschreiber haben Euch berichtet, wie klein ich mich Euch gegenüber benommen hätte; ich hätte darum gebettelt, den Handel, der zwischen mir und der Stadt Worms schwebt, zu einem günstigen Ende zu bringen. Ich wollte aber, daß Ihr, wenn Ihr von mir etwas sagen wollt, die Wahrheit sagt, sonst möchte ich böse darüber werden;" solche und andere ernste Worte sprach er. Darauf antwortete ich: „Gnädigster Herr, so wie es Ew. Gnaden darstellen, ist es nicht geschehen. Euer Gnaden ist nicht wahr berichtet worden. Der Stadtschreiber und ich haben bei unserer Hierherkunft von unserem Herrn Erwähnung gethan, Euer Gnaden hätten sich in Wien gnädig gegen uns gezeigt. Wir hatten nicht die Neigung Euer Gnaden gering zu achten, und sind auch zu gering dazu. Aber Euer Gnaden werden mir daraus keinen Vorwurf machen, daß ich nach meinem Eid und Pflicht für den Rat nach Wien zu dem Entscheidungstag gegangen bin. Ich habe auch den Rat gebeten, die Verantwortung für meine Handlungen dem Bischof gegenüber zu übernehmen." Das geschah auch in dieser Sitzung, und der Bischof sagte: „Wohlan ich will mir aus dieser Kleinigkeit nicht viel machen", und anders mehr.

Der Juni war nach seiner Art ziemlich warm. Als die königliche Majestät in Kempten lag in der Absicht, nach Branbant zu gehen, wie es auch nachher geschehen ist, sandten unsere Herrn vom Rat eine Botschaft nach Kempten und Füssen um Bestätigung der Freiheiten der Stadt Worms, denn der Kaiser war ein Jahr zuvor gestorben. Diese Bestätigung brachten sie denn auch mit, dazu in Sonderheit die Bestätigung des Kaufs und Vertrags der Hausgenossen.[1]

[1] Im 12. und 13. Jahrhundert bildeten sich Münzgenossenschaften zur Beschaffung des Silbers und Prägung des Geldes. Seit dem 13. Jahrhundert heißen sie nach dem Münzhause die Hausgenossen. Im Laufe des 13. Jahrhunderts waren die Hausgenossen überall durch Vermischung mit den altbürgerlichen Geschlechtern in dem städt. Patriziat aufgegangen. Später verloren diese Hausgenossenschaften ihre Bedeutung, weil die Münzherren die Prägung 2c. selbst übernahmen. Aber sie hatten in den Städten doch noch Vorrechte. In Worms errang die Zunftpartei einen vollständigen Sieg über die aristokratische Partei, die zum Bischof hielt; Adam von Schwechenheim (der Stadtschreiber) setzte es durch, daß der Kaiser die Vorrechte der Hausgenossen aufhob und sie in die Zünfte eingliederte. Ihr Gesellschafts- und Geschäftshaus, die Münze, verkauften sie dem Rate, der daraus ein neues Rathaus machte.

Auf Freitag vor Viti und Modesti, es war der 13. Tag des Monats (13. Juni), kam die Königliche Majestät zu Worms eingeritten. Und auch seine Gemahlin, genannt Maria Blanca, eine geborene Herzogin von Mailand, kam des Abends 6 Uhr zu Schiff den Rhein herabgefahren, nachdem sie beide mit dem Pfalzgrafen von Speier nach Heidelberg zur Kurzweil gegangen waren. Und als die Ratsfreunde,[1] wohl 24 zu Pferde, unter dem Baldachin hielten, um sie daselbst zu empfangen, trieb sie, da der Rhein sehr groß war, den Rhein herab bis an den Neuturm. Dort ritt sie zuerst zur Liebfrauenkirche; deshalb mußten die Ratsfreunde auch dorthin reiten, um sie zu empfangen. Und da Bewaffnete — vier und mehr aus jeder Zunft — von dem Rheinthor an bis hinauf auf den Marktplatz aufgestellt waren, mußten dieselben laufen und sich von der St. Martinspforte an durch die Kämmererstraße bis auf den Markt aufstellen. Denn der König hatte den Rat wissen lassen, daß er es geschehen lasse, wenn man seine Gemahlin feierlich empfangen wolle. Aber seine Majestät der König selbst wollte spät und in der Nacht kommen und keinen festlichen Empfang und Hofieren haben. — Also ward die Königin von den berittenen Ratsfreunden am Neuthor empfangen und ungefähr mit folgenden Worten begrüßt: „Allerdurchlauchtigste, großmächtigste Königin, allergnädigste Frau! Euerer königlichen Majestät und des heiligen Reichs getreue, gehorsame und ganz willige unterthänige Bürgermeister, Rat und ganze Gemeinde der Stadt Worms sind über Euerer königlichen Majestät Ankunft hoch und herzlich erfreut und haben uns befohlen, Euere königliche Majestät in aller Unterthänigkeit dienstlich zu empfangen. Dieselben heißen Euere königliche Majestät in Gott willkommen und wünschen Euerer königlichen Majestät ein langes glückliches Leben und Regierung und entbieten Euerer königlichen Majestät ihre unterthänige, ganz willige gehorsame Dienste und was sie an Ehren, Liebe und Gutem vermögen, zu allen Zeiten unterthäniglich. Euerer königlichen Majestät möge Bürgermeister, Rat und Gemeinde samt der Stadt in Gnaden befohlen sein, sie möge ihnen eine gnädige Fürbitterin bei unserem allergnädigsten Herrn, dem römischen König sein, und auch selbst ihre gnädigste Königin sein." Darauf antwortete der Hofmeister der Königin, Herr Niklas von

[1] Ratsfreunde = Ratsmitglieder.

Virnion, für die Königin, denn sie konnte kein Deutsch, mit gar gnädigen Worten, die man nicht alle aufzuschreiben braucht. Und als die Königin ihr Gebet zu unserer lieben Frau[1] verrichtet hatte, setzte sie sich wieder auf ihr Pferd mit vielen ihrer Jungfrauen, die auch ritten, und kamen so herein bis an das Backhaus zum Sueel.[2] An diesem Ort stand der ganze Rat und viele andere Leute, fremde und einheimische; da ward sie mit ähnlichen Worten, wie oben, empfangen; und dort nahm sie der Rat unter den Baldachin, den vier Mann vom Rat trugen. Darunter ritt die Königin weiter, und es folgte ihr der ganze Rat auf dem Fuße bis auf den Domhof,[3] mitten auf dem Platz. Da stieg sie ab mit allen ihren Jungfrauen und Frauen. Daselbst standen der Bischof und der Probst mit etlichen andern Prälaten in Chorkappen, und sie hatten silberne und goldene Kleinodien aus dem Heiligtum in ihren Händen. Und der Bischof bestrich sie und neigte sich tief zur Erde und führte sie dann in den Chor, wo man den Antiphon „Ista est speciosa etc.“ sang.

Unterdessen kam dem Rate die Botschaft, daß auch der König über den Rhein herüber gekommen wäre. Da liefen die Ratsfreunde rasch an die Rheinpforte, den König zu empfangen. Auch die reitenden Ratsfreunde hielten an der Anfahrt und warteten auf die königliche Majestät. Und so wurde der König am Rhein von den reitenden und an der Brücke[4] am Rheinthor von den übrigen Ratsfreunden, die zu Fuß waren, gar herzlich empfangen und zwar auch mit solchen Worten, wie oben erwähnt bei der Königin, nach seiner Gebühr. Und es war ganz dunkle Nacht. Deshalb hatten unsere Herrn viele Fackeln hinaustragen lassen, ebenso den Baldachin, aber der König wollte nicht darunter reiten. Doch mußten wir ihn vor ihm hertragen bis in seine Herberge, des Bischofs Hof. Und diesmal trug ich, Reinhard Noltz, mit Jürgen Brunen und anderen Ratsfreunden den Baldachin je an einer Ecke. Der König ritt die Schlossergasse herauf. Also gingen die Ratsfreunde mit dem König bis in den Hof an die steinerne Treppe; da saß der König ab, und wir schieden von ihm und legten uns schlafen.

---

[1] In der Liebfrauenkirche.
[2] Der Name ist verdorben.
[3] Der heutige Schloßplatz; an der Stelle des heutigen Heyl'schen Gartens stand das bischöfliche Palais, in dem sie abstieg.
[4] Es ist die Zugbrücke gemeint.

Die Geschenke, die der König und die Königin bekommen haben, findest Du bei Rat klar beschrieben.[1] Aber damit Du auch davon wissest, so wurden ihnen beiden vier Fuder Wein, jedem ein altes und ein neues geschenkt; der Wein lag in acht neuen Halbfuderfässern auf acht Karren. Außerdem wurden ihnen geschenkt: hundertundzwanzig Malter Hafer auf Karren, jedem 60 Malter; und die Futtermeister führten den Hafer vor und hinter dem König her, denn es gab sich nichts anders. Dazu schenkte man für beide Küchen der königlichen Majestät bei vierzig Stück Fische: Hechte und Karpfen, auch etliche Salmen, woran die Königin, wie man erzählte, großen Gefallen hatte. Und am Nachmittag schenkte man der Königin einen vergoldeten silbernen Schaubecher, der hundertundzwanzig Gulden wert war, mit hundert gar alten Gulden darin; desgleichen dem Könige auch einen, der anderthalb hundert Gulden gekostet hatte; in diesem Becher war aber nichts

Ebenso machte auch der Bischof und die gemeine Pfaffheit, jeder besonders seine Geschenke, aber nicht so kostbare.

Und als des Morgens die Königliche Majestät begehrte, daß der Rat und die Gemeinde seiner Gnaden huldige, ließ ihn der Rat wissen, daß alles vorbereitet und zugerichtet und alle Menschen gerne bereit und froh darüber wären, wenn die königliche Majestät so gnädig wäre und die Huldigung auf dem Platz vor der neuen Münze[2] entgegennehmen wollte. Dahin würde man die Gemeinde bescheiden, indem man die Hofglocke läute. Der Bischof und die Pfaffen arbeiteten mit aller Macht dawider, da solche Huldigungen der Römischen Kaiser und Könige immer auf dem Bischofssaal stattgefunden hätten. Aber der König ließ sich durch solches alles nicht irren und ritt herab auf die neue Münze, wo es fürwahr zierlich und köstlich hergerichtet war. Und wiewohl die Gemeinde vormals keinem König gehuldigt oder geschworen hatte und es auch dem Rate schwer wurde, so wollte es doch nicht anders gehen, denn die von Speier hatten sich in demselben Jahr und bei derselben Gelegenheit mit allen Kräften dagegen gesträubt,

---

[1] Laut Acta Wormatiensia I Fol. 2 b gab es ein „bergamenes buch von emofahung Keyser und Kunig sagende“; dasselbe ist leider verloren (Boos U. B. III. S. 378 Anm. 1).

[2] Der heutige Marktplatz; die Münze stand zum Teil auf dem Platze der Dreifaltigkeitskirche und zum Teil auf dem Platze der sogenannten Hauptwache.

daß die Gemeinde schwöre und mußten es schließlich doch thun und fielen noch in Ungnade.[1] Auch hatte der Rat zu derselben Zeit Streit mit dem Bischof und den Pfaffen, wie Du vor und nach diesem geschrieben findest; deshalb durfte man sich durch nichts irren lassen, sondern mußte dem König zu Willen sein. Und so wurde von dem Rate jeder in seine Zunft beschieden, um seine Gesellen zu unterrichten, daß sie sich bei dieser Handlung gutwillig zeigten; und so geschah es auch. Und als es Zeit war, wurden vier von uns an den königlichen Hof gesandt; diese gingen auch vor der königlichen Majestät her bis vor die neue Münze, da saß der König ab. Auf seinem Barett hatte er einen Kranz von weißen und roten Grasblumen, gerade wie der gemalte Kranz, den Frau Kriemhilde auf dem Bild an der Münze in der Hand hat.[2] Und als die königliche Majestät auf

[1] Die deutschen Freistädte wollten dem König als ihrem Herrn nicht schwören, sondern bloß als Oberhaupt des Reichs Gehorsam schuldig sein in Reichssachen (Boos U. B. 378 A. 5).

[2] Die Zornsche Chronik p. 199 berichtet zum Jahr 1493: Desgleichen wurde die neue Münze mit k. m. Helden, Drachen und andern Bildern durch den berühmten Meister Nikolaus Niwergolt schön hergerichtet. Das nächste Jahr darnach hat man die alte Münze auch malen lassen . . . Da sitzt der Kaiser in seinem kaiserlichen Gewand auf dem Throne, auf der rechten ein zweiköpfiger, auf der linken Seite ein einköpfiger Adler. Darunter stehen folgende Worte:

Fridericus III. Imp. Aug.
Renovata . Est . Haec . Basilica . M . CCCC . XC. II.
Astra Deo nihil maius habent, nil Caesare, terra.
Sic terram Caesar, sic Deus astra regit.

(Friedrich, Imperator Augustus,
Dieser Bau ist im Jahre 1492 erneuert worden.
Die Sterne haben nichts Größeres als Gott, die Erde nichts Größeres als den Kaiser; darum regiert der Kaiser die Erde, darum Gott die Sterne.)

Darauf kommen die Bilder der Frau Kriemhilde und des hörnernen Siegfrieds mit zwei liegenden Riesen; darunter stehen folgende Worte (in lat. Sprache): „Die Freiheit, die die Vorfahren geschaffen, möge die Nachwelt zu erhalten streben; denn es wäre schimpflich, das Errungene nicht schützen zu können. Deswegen sind die Wangionen, die einst schon mit Julius zusammengekämpft, dir, Kaiser, in ewiger Treue verbunden." — Zorns Handschrift enthält von einer Hand des 18. Jahrhunderts eine Reihe von zum Teil wertvollen Bemerkungen. Zum Aufenthalt Maximilians 1494 heißt es Fol. 202: „Der Saal der Münze war bei der erzählten Huldigung geziert mit schönen Tapeten, oben und vorn über das Gesims herab mit goldenen Stücken und der Boden des Gesimses mit seidenen Teppichen

die Stube der Münze kam und begehrte, daß der Rat und die Gemeinde einen etwas weitläufigern Eid als den altherkömmlichen schwöre, war der Rat in großer Bedrängnis, denn der Kaiser Friedrich[1], der Vater der königlichen Majestät, hatte vier Jahre vorher eine Erklärung und Entscheidung[2] gegeben, daß alle und jegliche Verträge, die zwischen dem Bischof und dem Rat und der Stadt geschlossen worden wären, tot und kraftlos sein sollten; ebenso sollten sie von dergleichen Eiden und Gelübden entbunden sein. Den Inhalt dieser urkundlichen Erklärung, die von dem Rate nimmermehr gebrochen würde, brachte der Rat zur Kenntnis der kgl. Majestät mit der unterthänigen Bitte, diese Deklaration und Bescheid der kaiserlichen Majestät in Gnaden aufrecht zu erhalten und zu handhaben; sie brachten die kaiserliche Urkunde vor die königliche Majestät mit dem Begehr, sie vorlesen zu lassen. Nach diesen Vorstellungen und nachdem seine königliche Majestät sich mit einigen seiner Räte beraten hatte, erhielt der Rat die Antwort: die königliche Majestät habe die nicht unbilligen Vorstellungen eines ehrbaren Rats in allen Gnaden angehört und es sei der Majestät Wille und Absicht, gegen den ehrbaren Rat nach dem Inhalt dieser Urkunden und Deklaration zu handeln. Seine Majestät wolle sie nicht lesen und sie nicht lesen hören; was sein Herr und Vater einem ehrwürdigen Rat unter seinem Insiegel hätte gnädig zu handen kommen lassen, wolle seine Majestät mit aller seiner Macht bewahren und halten. Darauf schieden die Ratsfreunde; die übrigen standen unten auf dem Platz vor der Münze: die Fußknechte, deren der Rat in dieser Zeit 20 hatte, hielten alle in demselben Kleid mit ihren Speeren den Platz, wo der Rat stand, umringt. Auch die Zünfte standen in ihrer Ordnung alle auf dem Platz, und es regnete so sehr, wie man es in Jahresfrist noch nicht gesehen hatte. Die königliche Majestät

belegt; der andere Boden war mit lauter grünem, blühendem Klee bestreut, die hinteren Fenster waren mit weißen Lilien zierlich verdeckt, die Treppe draußen mit wohlriechendem Klee und Gras bestreut; die Lehnen bis hinauf mit wohlriechenden Blumen geziert, worüber der Kaiser sich sehr freute.

[1] Friedrich III., der Vater Maximilians, von dessen Tod — im Jahre 1493 — oben erzählt worden ist.

[2] Die Urkunde Friedrichs ist vom 21. Mai 1489 und befindet sich noch in dem Wormser Archiv.

saß am Fenster; an dem Fenster daneben stand seiner Majestät Kanzler, Dr. Konrad Sturzel, und hatte ein Buch in seinen Händen; daraus las er den Eid vor, der zu leisten war und den alle vom Rat und der Gemeinde mit erhobenen Fingern nachsprachen. Er lautete wie folgt: „Wir huldigen und schwören, dem allerdurchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Maximilian, dem römischen König, als unserem allergnädigsten König und rechten Herrn treu und gehorsam zu sein, Euer Gnaden Nutzen und Bestes zu wollen und vor Schaden zu bewahren und alles zu thun, was getreue und gehorsame Unterthanen ihrem rechten Herrn schuldig und pflichtig sind laut kaiserlicher und königlicher Freiheit, unter der wir stehen, und als freie Bürger getreulich und ohne Hinterlist, so wahr uns Gott helfe und die Heiligen." Darauf redete ein Herr, genannt Veit von Wolkenstein, ein sehr vertrauter Rat und Freund der königlichen Majestät, folgendes: Der König hätte zu großem Gefallen solche gehorsame gutwillige und unterthänige Huldigung des Rats und der Stadt gesehen, und seine Gnaden wolle einem ehrwürdigen Rat und der würdigen alten Stadt ein allergnädigster Herr sein. Darauf wurde wieder einer der Ratsfreunde der Stadt zu dem Könige geschickt, der ihm für solches gnädige Annehmen und für die Gnade und Gunst, die er durch seinen Redner habe erweisen lassen, Dank sagen sollte.

Damit verließ der König das Haus; dort waren etliche Domherren, die dem König nachgefolgt waren und sprachen darüber mit vielen Wechselworten, wie unangenehm dem Stift und dem Bischof die Huldigung sei. Einer unter ihnen, ein gelehrter und lobenswerter Mann,[1] der zu jener Zeit Domdechant war, sagte zu jenen Gesellen, indem er nach dem König deutete: „Gehet hin, dort sitzet er am Fenster, und heißt ihn noch eine Huldigung veranstalten, nach Eurem Gefallen."

Nach vorbeschriebener Huldigung hat die Königin begehrt, am Abend zu tanzen.[2] Dazu wurden berufen an zwanzig ehrbare Frauen in ihren ehrbaren Kleidern. Da tanzte mit der Königin Pfalzgraf Philipp, der Kurfürst, zur linken Hand, und acht Grafen tanzten vor und nach mit Fackeln in der Hand züchtig umher und etliche Grafen und Herrn mit

---

[1] Er hieß Georg von Gemmingen (Boos U.-B. III 381 Anm. [1]).
[2] Diese Erzählung von dem Tanze ist nicht aus dem Tagebuch Noltzens, sondern aus der Zornschen Chronik; wir setzen sie zur Ergänzung hierher. (Siehe B. U.-B. III Anm. [1].)

Hofjungfrauen. Es wurden jedoch nicht viele deutsche Tänze getanzt. Den zweiten Tanz tanzten andere Fürsten, Grafen und Herren und Edle mit Hofjungfrauen und Bürgerinnen. So wurde mancher Tanz getanzt bis nach Mitternacht. Als drei Tänze vorbei waren, kam der König aus seinem Gemach und redete mit der Königin, und sie waren sehr fröhlich. Als man scheiden wollte, ging der König zu den Bürgerinnen und gab jeder seine Hand, lachte und war sehr freundlich. Danach ging der König und die Königin hinweg. Der König führte selbst seine Frau. Doch hatte man vorher den Frauen und Jungfrauen Zucker und Wein in goldenen Gefäßen bringen lassen. Auch die Fürsten, Grafen und Herren kamen und besahen sehr eifrig die Bürgerinnen und lobten sie sonderlich um ihrer ehrsamen Kleidung willen. Keine hatte einen Schmuck, sondern sie waren alle fein, schlicht und ehrbar gekleidet mit Ausnahme der Frau des Advokaten. Diese hatte Schmuck um das Haupt und hatte das Hals- und Brusttuch auf den Nacken zurückgeschlagen. Am andern Tag tanzte man abends wieder. Die Königin war diesmal deutsch gekleidet mit zurückhängendem Haar und einem roten Barettlein auf dem Kopf. —

Nachdem die Königliche Majestät den Bischof, die gemeine Pfaffheit und den ehrbaren Rat zitiert und vorgeladen hatte wegen verschiedener Verletzungen und Schäden, die der Bischof dem Rat und der Stadt zugefügt hatte, und wegen deren wir im vergangenen Jahre, wie beschrieben, im Auftrag des Rats in Wien waren, und nachdem von beiden Seiten der König ernstlich auf gnädige Verhandlung und Austrag dieses Streites gedrängt worden war, kam vom Hof der Bescheid, daß zwei scharfe Schriftstücke verfaßt worden seien, in denen beiden Parteien befohlen worden sei, ihren Streit ruhen zu lassen bis zur Rückkunft der königlichen Majestät. Diese Entscheidung und Schriftstücke wurden von beiden Teilen angenommen; von dem Bischof jedoch mit Hinterlist. Denn dieselbe Nacht, als die königliche Majestät weggeritten war, reiste ihm der Bischof nach und erlangte von ihm den schriftlichen Befehl[1] (für die Stadt), daß man ihn seines Gebrauches und alten Herkommens nicht entwehren oder entsetzen solle. Dieses Mandat ließ er gleich am anderen Tag durch seinen Notar Erlewin mit Zeugen den

---

[1] Dieses Mandat Maximilians befindet sich noch im Wormser Stadtarchiv.

Bürgermeistern und Ratsfreunden auf der neuen Münze mit großer Feierlichkeit verkünden. Darüber befiel den Rat eine sehr große Betrübnis, und etliche Unerfahrene wurden ganz erschreckt, denn es stimmte gar nicht zu der königlichen Deklaration und dem königlichen Abschied. Der Rat ließ sich dadurch bewegen, Adam, den Stadtschreiber, und mich, Reinhard Noltz, dem König nach Mastricht nachzuschicken, damit wir alles dransetzten, um das Mandat zu entkräften und ungiltig zu machen. Das thaten wir auch und erlangten von der kgl. Majestät ein Mandat, daß das Mandat, welches er in Mainz zum Vorteil des Bischofs gegeben habe, des Königs Wille und Meinung nicht gewesen wäre; er hätte auch nicht der Entscheidung, die sein Herr und Vater, unser allergnädigster Herr (Friedrich III.), erteilt hätte, Abbruch thun wollen. Zugleich lud er beide Parteien auf den nächstfolgenden Mariä Empfängnistag ein, vor ihm zu erscheinen. Damit schieden wir vom Hof und kamen mit dem gnädigen Bescheid heim. Und als der angesetzte Tag kam — es war im August — ordneten die Herrn vom Rat zu diesem Tag nach Antorf in Brabant den Advokaten Dr. Jakob, den Neuner Hamman Liszpurger, mich Reinhard Noltz und Adam, den Stadtschreiber, ab. Als wir nach Andernach unterhalb Koblenz kamen, holte uns ein Bote vom Rat mit Brief und Schein ein, in denen stand, daß der König diesen Tag infolge der eifrigen Bemühungen des Bischofs aufgehoben habe; dadurch wurden wir nach gepflogenem Rat bewogen, den Doktor und Liszpurger hinauf nach Worms zu senden. Ich, Reinhard Noltz, und der Stadtschreiber fuhren hinab nach Brabant, um am königlichen Hof gnädigen Bescheid zu erreichen. Und als wir nach Mecheln kamen, stieg der König gerade zu Pferd, um nach Antorf spazieren zu reiten und die Stadt zu sehen. Wir folgten dem Hof nach; dort wurde die römische Königin mit solchen Freudenfeuern, Beleuchtungen und anderem Spiel und Kurzweil empfangen, wie es in unseren Landen keiner glauben würde, weshalb ich es auch unterlasse zu beschreiben. Nach drei Tagen kamen wir wieder nach Mecheln, wo dann der König war. Und da wir zwei, der Stadtschreiber und ich, die Lage unseres Streits betrachteten, beschlossen wir, allein auf die Bestätigung des Dekrets, das die königliche Majestät in Bezug auf die Verträge fünf Jahre vorher erlassen hatte, hinzuarbeiten, denn die königliche Majestät hatte uns kurz zuvor, bei der Hudigung zu Worms, gnädig

darauf vertröstet. Diese unsere Absicht und Anschlag geriet durch eine günstige Wendung des Glücks und durch unsere Bitten, und wir erhielten mit emsiger und fleißiger Mühe, mit Kosten und Arbeit die Bestätigung, die uns am St. Bartholomäustag von dem König zugesagt worden war und die uns vor allem in die Hand gegeben wurde. Mit ihr schieden wir fürwahr mit großen Freuden und brachten sie unseren Herrn und Ratsfreunden nach Worms.[1] Im September beratschlagte man, wie man nach dem Dekret und der Konfirmation leben sollte, und man beschloß, daß alle Verträge und Eide, die zwischen dem Rat und der Pfaffheit bestanden hatten, nichtig sein sollten und keiner zu halten sei; aber der Rat machte einen anderen Eid für die Bürgermeister und den Rat.

An dem dritten Tag des Oktobers begannen die Bürgermeister und der Rat die Amtshandlungen und besetzten den Rat von Neuem mit alten und neuen Räten. Von den Neunern ward Hans Baumann, von der Gemeinde Johann Wolf, ein Weber, Bürgermeister; Schultheiß wurde Hans;[2] Grafen und Richter habe ich nicht aufgeschrieben, weil ich sie nicht kannte. Man wählte zwanzig Männer von der Gemeinde in den Rat. Und man nannte sie die Zwanzigmänner, niemand nannte sie die Sechzehner, denn die vier Bischofsmänner hatte man abgeschafft und dieselben Vier und die Sechzehn zusammengerechnet, also daß es zwanzig waren. Und sobald man die Bürgermeisterstellen und den Rat besetzt hatte, sandte man Meister Reinhard und Johann Schiltknecht, den Wirt zum hinteren Schwanen, nach Antwerpen zu dem König, wo auch um dieselbe Zeit der Bischof von Mainz war und der Markgraf von Baden und viele andere Fürsten.

Als man am dritten Oktober, wie oben erzählt, den Rat besetzt und auf der neuen Münze am Fenster mit der Verlesung des Dekrets und der Bestätigung ausgerufen hatte und die Hofglocke geläutet wurde, kamen gleich am Nachmittag die pfalzgräflischen Räte und wollten alte und neue Räte wählen, nämlich der Deutschmeister von Nyperg und Hermann Boos, der Hofmeister, und Johann Morschemer, derzeit Burggraf von Alzey; dieselben hatten den Befehl, diese Maßnahmen des Rats zu verhindern; es wäre ihnen gesagt

---

[1] Diese Urkunde, am 24. August 1494 in Mecheln ausgestellt, befindet sich noch heute im Wormser Stadtarchiv. Das Siegel hängt an rotweißblauer Schnur. (Boos U.-B. III 382 Anm. 2.)

[2] Der Name ist ausgelassen.

worden, daß dieses Ausrufen erst am Sonntag nachher stattfinden sollte. Da sie aber hörten und sahen, daß es geschehen und nicht zu ändern war, änderten sie ihr Verhalten und begehrten nur, einen Tag zur Entscheidung zwischen dem Bischof und dem ehrbaren Rat vor ihrem gnädigsten Herrn Pfalzgrafen zu verabreden. Dieses wurde ihnen vom Rat, um den Fürsten zu ehren, zugesagt. Dieser Tag wurde acht Tage später von dem Fürsten in eigener Person und in Gegenwart vieler seiner Räte, Grafen und Herrn eröffnet. Beide Teile wurden, wie es nötig, verhört; der Bischof redete selbst und Adam, der Stadtschreiber, im Auftrage des Rats gegen ihn. Und als der Fürst hörte, daß die kaiserliche und königliche Majestät so viel mit Dekreten, Konfirmation, Urkunde und Siegel gehandelt hatte, entschlug er sich der Entscheidung und ließ beiden Parteien sagen, er ließe jeder ihr Recht, wie es ihnen zukomme, angedeihen. Darauf schickte sich der Bischof noch in derselben Stunde an und fuhr hinab nach Antorf in Brabant, wo der König gerade war.[1] Er war am Montag um neun Uhr zu Schiff gegangen und den Rhein hinabgefahren. Das erfuhr man am Dienstag Nacht, und am Mittwoch ließ man früh vor Tag den Stadtschreiber Adam hinaus. Der ritt in 6 Tagen bis nach Antwerpen in Brabant und war anderthalb Tage eher da als der Bischof. Am dritten Tag nämlich kam der Bischof vor den König und verklagte den Rat ꝛc. Der Bischof verlangte Restitution alles dessen, dessen er entsetzt war. Dawider arbeiteten die Boten des Rats so sehr, daß er abgewiesen und beiden Parteien ein Tag für die Entscheidung auf Nikolai gesetzt wurde. Am[2] folgenden Tage früh Morgens ritt der Stadtschreiber mit einem Knecht von Brüssel aus nach Worms in fünf und einem halben Tage und kam am Mittwoch, am St. Elisabethtag, ehe der Rat aufgestanden, nach Worms und sagte ihm Bescheid. Der Bischof hatte unterdessen heimgeschrieben und allen seinen Freunden zu Heidelberg und sonstwo verkündet, daß er Restitution und allen seinen Willen erlangt hätte, worüber der Rat sehr niedergeschlagen und erschrocken wurde. Als aber der Stadtschreiber sie anders

[1] Die folgende Erzählung von der Abfahrt des Bischofs ist nicht aus Noltzens Tagebuch, sondern aus den Acta Wormatiensia I. fol. 42 (Boos U. B. III 384, 3).

[2] Das Folgende ist wieder aus den Acta Wormatiensia mit Ausnahme weniger Sätze.

berichtete, war der Rat und jedermann froh, und sie rüsteten sich zu dem Gerichtstage.

Der König schrieb zu derselben Zeit einen Reichstag nach Worms auf Purificatio Mariae (2. Februar) aus, auf dem alle Kurfürsten, Fürsten, Herrn und Stände des Reichs zu erscheinen hatten, und sandte überall Briefe hin.

Die Herren von Worms kamen auf den St. Nikolai-Abend nach Antorf zu Meister Reinhard und dem Wirt: nämlich Hamman Lißperg, Hans Brun, Henchin Stephan, Philipp Summern, derzeit Advokat der Stadt Worms, Adam, der Stadtschreiber, Hans, Stadtknecht, Kilian, Bartholomäus, Söldner, Hans Wetterhaus von Gießen. Sie nahmen zwei Pferde aus dem Marstall des Rats mit; die thaten ihnen gute Dienste. Sie fuhren am Sonntag Clementis (23. November) von Worms weg und kamen denselben Abend nach Oppenheim. Man hatte zwei Knechte vorgeschickt, um ein Schiff und anderes, was man nötig hatte, wie Wein, Brot und anderes zu bestellen. Das war bestellt, und so fuhren sie weiter, so daß sie am vierten Tag in Köln waren, dann fuhren sie weiter, bis unterhalb Neuß in ein Städtchen mit Namen Urso. Da erhob sich ein starker Wind in der Nacht, sodaß sie einen Tag still liegen mußten; sie mochten nicht fahren, weil sie meinten, es würde besser Wetter werden. Doch der Wind wurde stärker; und sie wollten von der Stelle kommen, denn die Zeit war so kurz, daß sie den Termin nicht mehr erreichen konnten. Sie wollten auch von Köln nicht über Land nach Aachen reiten, wegen der Räubereien, die von dem Stift in Lüttich in der Umgegend von Mastricht getrieben wurden. Aus Fürsorge hatten sie von Andernach einen Knecht zu Land nach Antwerpen reiten lassen, um anzusagen, daß des Rats Botschaft auf dem Weg wäre. Auch hatten sie die Urkunden über des Rats Freiheiten und anderes zur Sache Dienliche bei sich. Zu Urso dingten sie einen Wagen und einen Karren und fuhren über Land. Es war ein gar wildes und ungestümes Wetter mit Wind, Schnee und Regen. Also fuhren sie und gingen sie und behalfen sich bis nach Nymwegen, wie sie konnten, denn es ist arm an Fahrzeugen und Gespann in jenen Landen. Zu Nymwegen setzten sie sich auf ein Schiff, wofür sie Speisen und was man im Schiff zum Kochen nötig hatte, bestellt hatten. Da aber erhob sich ein großer Wind ihnen entgegen; und sie mußten auf dem Wasser mit dem Segel lavieren. So kam der Sturmwind in die Segel und warf das Schiff bald auf die eine, bald auf die andere Seite,

sodaß niemand im Schiff stehen, ja kaum sitzen konnte. So fremd und schrecklich war das Fahren, daß sie alle in großen Sorgen und Aengsten und ganz erschrocken waren. Auch fielen die Töpfe am Herd um und verschütteten etliche Speisen. Obwohl sie am Feuer saßen und ein jeder einen Topf hielt, half alles nichts; wenn ein Sturm kam und das Schiff so that, als ob es ganz umstürzen wollte, erschraken sie und vergaßen die Töpfe, jeder wollte sich halten. Etliche sahen jämmerlich aus, und es brach ihnen, obwohl es sehr kalt war, der Notschweiß aus; sie vergaßen Hunger, Durst, Kälte, Weib und Kind. Etliche riefen, man solle ans Land fahren; das ging aber nicht recht an. In solchen Aengsten und Nöten kamen sie nach Diele, da ward es besser. Darnach fuhren sie nach Herbern, da lagen sie die Nacht; morgens fuhren sie weiter. Der Stadtschreiber ritt über Land nach Tempel und bestellte Wagen zur Fahrt nach Herzogenbusch; er selbst ritt weiter nach Herzogenbusch. Da traf er den Knecht, der ihm von Antwerpen aus entgegengeritten war und ihm sagte, wie der Bischof sich eile und auf Verhörung dränge, denn der festgesetzte Tag sei erschienen. Deshalb ritten der Stadtschreiber und der Knecht eilends für den folgenden Tag nach Antwerpen und meldeten dem Hofe, daß die Ratsfreunde an emsiger Arbeit seien zu kommen, aber das Unwetter habe sie verhindert. Nichtsdestominder drängte der Bischof auf die Restitution.[1] Am Freitag, dem St. Barbara-Tag, wurden die Fürsten und Herren und der kgl. Majestät Räte zu Hof berufen, um die Sache zu hören.

(Es folgte dann die Verhandlung. Das Urteil wurde am 15. Dezember gefällt; es fiel zu Ungunsten der Stadt aus, wurde aber nie vollstreckt.)

* * *

1495.

Im Jahre 1495 auf Mittwoch nach reminiscere (18. März) kam der römische König Maximilian nach Worms und hielt da einen großen Tag[2] mit den Kurfürsten, Fürsten,

[1] Nämlich auf die Restitution in seine Herrschaftsrechte, um die es sich in dem vorliegenden Prozeß vor dem König und den Reichstag handelt.

[2] Hier und in dem Folgenden ist von einem der bedeutendsten aller deutschen Reichstage die Rede. Er wurde am 26. März 1495 in Worms eröffnet. Der Kaiser hatte ihn berufen, weil er

Städten und allen Ständen, geistlichen und weltlichen, um einen gemeinen Frieden zu machen und einen Zug gegen die Türken und den König von Frankreich, ferner einen Zug nach Rom um die Kaiserkrone zu beschließen. Er ist mit Ehren vom Rate empfangen worden, nach der Gewohnheit mit dem Baldachin. Zur Herberge ist er nach altem Herkommen in des Bischofs Hof gewesen.

Der Erzbischof von Mainz, ein Graf von Henneberg, kam mit dem König nach Worms aus den Niederlanden; er war der Kanzler des Reichs. Zur Herberge war er in der Hanegasse[1], in einem Hofe, zum Dirolf[2] genannt, worin Hamman Lißperg, ein Ratsherr von Worms, wohnte; auch die römische Kanzlei hatte er bei sich im Dirolf. Auch einen Hof ihm gegenüber hatte der Bischof von Mainz, genannt den Jabenhof, in diesem Hof war die Küche; und es war von einem Hof zum andern ein Gang über die Straße gemacht.

Darnach am Montag nach oculi (23. März) kam der Erzbischof Hermann von Köln, ein Landgraf von Hessen, zu Schiff; dem ritt der König und der Bischof von Mainz mit ihrem Hofgesinde vor die Stadt an den Rhein entgegen. Er ward bei St. Andreaspforte, in eines Domherren Hof, genannt Herr Johann von Hattstadt, beherbergt.

Am Samstag nach reminiscere (21. März) ging die gemeine Bürgerschaft von Worms vor den römischen König und bat ihn unterthäniglich, die Bürger dabei zu behalten und zu behandeln, was ihnen sein Vater, ihr Herr, Kaiser Friedrich III. seligen und rühmlichen Angedenkens gegeben

---

zu dem Kriege gegen die Türken, gegen Karl VIII. von Frankreich und dem Zuge nach Rom der Beihilfe des Reiches an Geld und Truppen bedurfte. Auf diesem Reichstage wurde zum ersten Male ein Entwurf einer Reichssteuer „der gemeine Pfennig" eingeführt; das Reichskammergericht wurde eingesetzt: der ewige Landfriede d. h. das Verbot jeglicher Fehde und Eigenmacht auf ewige Zeiten, wurde beschlossen; ferner wurde eine jährliche Versammlung der Reichsstände beschlossen, und zwar sollte sie alljährlich zu Ostern in Frankfurt zusammentreten, um die Durchführung des Landfriedens und die Verwendung der Reichssteuern zu überwachen und für die Vollstreckung der Kammergerichtsurteile zu sorgen. Diese periodische Reichsversammlung ist nie ins Leben getreten. — Die Seele der Reformbestrebungen war **Berthold von Henneberg, Kurfürst von Mainz.** Am 7. August wurde der Reichstag geschlossen.

[1] Hanegasse ist H a g e n straße.

[2] Die Dirolf gehörten zu den ältesten Wormser Geschlechtern.

hätte; sie wollten auch die Rachtung,[1] die sie mit dem treulosen Bischof geschlossen hätten, die auch abgethan sei, wie oben steht, nicht mehr beschwören und halten; auch wollten sie keinem Pfaffen mehr unterthan sein, sondern allein dem römischen Reich als freie Bürger, wie sie es allezeit gewesen seien. Darauf redete der König im Beisein des Bischofs von Mainz durch Herrn Veit von Wolkenstein, er wolle sie dabei belassen und ihnen ein gnädiger Herr sein. Für die Bürgerschaft redete Meister Philipp Summerer, Licentiat und Advokat der Stadt Worms: sie kämen deshalb, weil der Bischof und die Pfaffen sagten, was der Rat in dieser Angelegenheit handle und thue, das geschähe nicht mit Willen und Wissen der Gemeinde. Da hörte der König, daß es der gemeine Wille wäre und Rat und Gemeine einig wären.

Auf Dienstag nach oculi (24. März) kam der Erzbischof Johann von Trier, ein Markgraf von Baden, zu Schiff. Alsbald kam auch der Pfalzgraf Philipp, der Kurfürst, an den Rhein geritten und mit ihm sein Sohn Ludwig. Da ritt der König ihnen entgegen mit allen Fürsten und Herrn vor das Rheinthor an den Rhein. Der Bischof von Trier war zur Herberge in der Petersstraße in einem Hofe, zum Holtmont[2] genannt, worin Meister Peter vom Stein, der Licentiat, genannt von Kreuznach. Der Pfalzgraf und sein Sohn waren zur Herberge in der Kämmerergasse in dem Flörsheimer Hof;[3] auch den Hof zum Bären gegenüber hatte er; über die Straße war ein Gang gemacht.

Graf Eberhard von Württemberg, der Aeltere mit dem Bart, kam gen Heidelberg geritten. Der Pfalzgraf und sein Sohn ritten ihm von Worms aus entgegen. Die waren Feinde. Sie kamen danach alsobald nach Worms in des Pfalzgrafen Schiff. Der König ritt ihnen mit allen Fürsten und Herrn vor die Stadt an den Rhein entgegen. Graf Eberhard wurde beherbergt in der Zwerchgasse in einem Hofe, genannt zum Dirolf, worin Hans Hartleib, genannt Wolfspurg, derzeit Ratsherr und Neuner zu Worms; das war am Montag nach judicia (6. April). Der Rat hatte zu jener Zeit auch vierundzwanzig Fußknechte mit Hellebarden ausgerüstet im

---

[1] Rachtung = Vertrag.
[2] Das Geschlecht der Holtmont starb im 15. Jahrhundert aus. (Boos III S. 390 Anm. 4.)
[3] Das pfälzische Geschlecht derer von Flörsheim besaß in Worms einen Hof. (Ebendas. A 5.)

Sold, die mußten vorauslaufen und mancherlei Irrungen verhüten; es gingen allezeit mit jedem Bürgermeister zwölf, wo er in der Stadt ging.

Herzog Friedrich von Sachsen, der Kurfürst, kam geritten am Donnerstag nach judica (9. April); der König ritt ihm mit allen Kurfürsten und Herrn vor das Mainzer Thor entgegen. Er hatte seine Herberge in der Kämmerergasse in dem Wonheimer Hof neben dem Kaufhaus; da wohnte Philipp Wolf von Lautern, genannt Stein, Ratsherr.

Die Kurfürsten und auch die anderen Fürsten hielten Rat auf dem Bürgerhof, der der Stadt Rathaus ist; jeder Kurfürst hatte auch seine eigene Stube für seine Räte in dem Haus; und danach gingen sie zur Versammlung in den großen Saal. Auch waren die freien und Reichsstädte oft auf diesem Haus zur Beratung mit den Fürsten. Auch der König war manchmal auf dem Rathaus zur Beratung mit den Fürsten; oft auch waren die Fürsten zu Rate bei dem König auf seinem Hof; ebenso waren die Reichsstädte bei der königlichen Majestät in seinem Hof. Die freien und Reichsstädte hatten ein besonderes Haus, darin sie zu Rat saßen. Das war das Schuhmacherzunfthaus nahe bei dem Bürgerhof.[1] Wenn die Fürsten, Herrn und Städte Rat halten wollten, so ritt der Marschall, das war Herr Wilhelm von Pappenheim, herum von eines Fürsten Hof zum andern und entbot sie zum Rat auf den Bürgerhof oder zu dem König in seinen Hof, oder wo sie dann hinkommen sollten.

Auch wenn man einem Fürsten entgegenreiten wollte, so ritt der Marschall auch um bei den Fürsten und sagte ihnen, sie sollten zu Hof reiten zu dem römischen König, um dem Fürsten, welcher es denn war, entgegenzureiten. Dann ritten die Fürsten an den Hof zum König und mit ihm aus. Wenn sie wieder in die Stadt ritten, so ritten die Fürsten mit dem König in seinen Hof; danach ritten die Fürsten mit dem Fürsten, dem sie entgegengeritten waren, in seinen Hof und Herberg. Und dann am anderen Tag ritt der Fürst, dem man entgegengeritten war, zu den Fürsten, die ihm entgegengeritten waren, in deren Hof und Herberge von einem zum andern und besuchte sie also.

---

[1] Jede Zunft hatte ihr eigenes Haus, wo die Genossen schmausten oder zu ernsten Geschäften sich versammelten, wie dies noch jetzt zum Teil in Basel und Zürich der Fall ist. (Boos III, 391 a 2.)

Der König begehrte auch einen Turm, in dem ein Gefängnis wäre. Der Rat gab ihm den St. Martinsturm und das Pfauenthor. Auch hatte der Marschall einen, der die Leute griff und fing zusammen mit den Stadtknechten. Man nannte ihn den Profoß.

Auf Dienstag nach judica (7. April) fing der König an, auf dem Saal, die alte Münze genannt, Kammergericht zu halten; und es war Kammerrichter Graf Eitelfritz von Zollern. Es währte aber nicht mehr als ein halbes Jahr, da kam das Kammergericht nach Frankfurt.

Der Markgraf von Brandenburg kam geritten und mit ihm der junge Herzog Heinrich von Mecklenburg; dem ritt der König mit den Fürsten vor die Stadt entgegen. Der Markgraf war zur Herberge in der Hagengasse bei dem Augustinerkloster in einem Hofe, darin der Bürger Heinrich Mage wohnte, und er hatte noch einen Hof dabei, darin der Ratsherr Ludwig Lißpurger wohnte; die beiden Höfe waren durch einen Gang verbunden. Der junge Herzog von Mecklenburg war zur Herberge in der Zwerchgasse in einem Hofe neben St. Kilian, worin wohnte der alte Ratsherr und Nenner Baumann.

Auf den Palmtag ging der König mit allen Fürsten mit Palmen in den Bischofshof und in das Münster, doch besonders und nicht mit den Pfaffen. Der Bischof von Worms that das Amt mit den Palmen, aber die Messe sang er nicht.

Auf Mittwoch nach dem Palmtag ließ der Profoß einem Niederländer von dem Stadthenker durch einen Backen brennen. Vor der neuen Münze lag der Niederländer an einem Halseisen; der Henker brannte ihn mit einem Eisen, auf dem ein Adler war. Er hatte von dem König übel geredet. An diesem Mittwoch ging der Bischof von Mainz, Herzog Friedrich von Sachsen, der Kurfürst, Markgraf Friedrich von Brandenburg, der junge Herzog von Mecklenburg, Graf Eberhard von Württemberg, der Alte mit dem Barte, in das Predigerkloster zu Worms und blieben darin die drei heiligen Tage, Donnerstag, Charfreitag und Osterabend. Darin hörten sie Messe und Predigt und kommunizierten; auch gegessen und gewohnt haben sie in dem Kloster. Darnach am Ostertag zog jeder wieder in seinen Hof und Herberge. Der Bischof von Trier war in dieser heiligen Zeit in das Kloster Kirschgarten vor dem Speirer Thor mit etlichen seiner Grafen und Edlen geritten und darin

geblieben bis zum Osterabend. Da ist er wieder in die Stadt in seinen Hof und Herberge geritten. Der Pfalzgraf und sein Sohn sind in dieser heiligen Zeit in das Kloster Schönau geritten. In den Osterfeiertagen sind sie wieder nach Worms in ihren Hof und Herberge gekommen. Der Bischof von Köln blieb in seinem Hof und ging immer in das Münster; auch hat er am grünen Donnerstag zwölf armen Menschen die Füße gewaschen und sie ganz neu gekleidet. Der König ist auch in seinem Hofe geblieben.

Auf den Charfreitag brannte in der Frühe um 5 Uhr ein kleines Häuslein in der Hagenstraße, dem Augustinerkloster gegenüber, worin Thiel Metzler wohnte.

Auf den Ostertag war der König mit den Fürsten im Münster in dem Chore, und der Bischof von Worms sang die Messe dazu. Am Ostermittwoch hielt man nach alter Gewohnheit unserer Frau einen Dienst; da war auch der König und alle Fürsten in der Liebfrauenkirche draußen; sie kamen wieder herein, ehe die Prozession mit dem Sakrament kam; und der König ritt alsobald auf das Weidwerk und die Fürsten zu Rate auf den Bürgerhof. Und da die Pfaffen wieder aus der Liebfrauenkirche mit dem heiligen Sakrament gingen und an die Allerheiligen-Kapelle kamen, da wollten sie auf den Martinsturm gehen, um zu sehen, ob Gefangene auf dem Turm wären, wie sie es auch längere Zeit vorher gethan hatten. Da sagte ihnen der Rat glaublich, es wäre lange Zeit und viele Jahre niemand droben gefangen gewesen. Das half alles nichts, sondern sie wollten ihr altes Herkommen und Gewohnheit gehalten haben oder sie wollten nicht durch das Thor gehen. Doch der Rat wollte sie nicht hinauflassen. Deswegen trugen die Pfaffen das heilige Sakrament in die Allerheiligenkirche in der Vorstadt und ließen es daselbst stehen und liefen alle von dem heiligen Sakrament wie die Jünger von unserem Herrgott und jeder auf dem nächsten Wege nach Hause. Aber der Rat ging in seiner Ordnung in das Münster und jedermann mit ihm und auch die Zünfte mit ihren Kerzen, ebenso die Prediger-, Barfüßer- und Augustinermönche; aber die Karmeliten liefen mit den Pfaffen durch das Neuthor hinaus aus der Stadt, wie sie es auch vor Jahren gethan.

An demselben Samstag, es war St. Marxtag, wurde zur Mitternacht Margarethe, Meister Reinhard Noltzens Tochter, geboren; es war im April. Die Nywergoltin, eines Malers Frau, hub sie über die Taufe.

Am Nachmittag läutete man die St. Petersglocke, und die Pfaffen gingen ohne Wissen des Rats und holten das Sakrament wieder und trugen es feierlichst mit dem Baldachin in den Dom; der Marschall hatte die Pfaffen auf den Turm gelassen ohne Wissen des Rats, denn er hatte die Schlüssel zum Thor. Es waren am Nachmittag alle Herren von den Stiften dabei; aber die Orden, die Räte und die Zunftkerzen waren nicht dabei. Und alle Menschen redeten sehr übel über die Pfaffen.

Landgraf Wilhelm der Jüngere von Hessen und Marburg kam am Samstag vor quasimodogeniti (25. April). Der König ritt ihm mit allen Fürsten, Grafen und Herren vor das Mainzer Thor entgegen. Er war zur Herberg in der Speirerstraße in einem Hof zum Hollerbaum, darin Jost Wickel, Ratsherr und Neuner von Worms, wohnte. Alsbald, nachdem der Landgraf in die Stadt gekommen war, kamen Herzog Hans von Baiern, Graf zu Sponheim und Simmern, geritten. Und der König ritt ihm mit allen Fürsten vor die St. Andreaspforte entgegen. Er war zur Herberge in der Wollgasse in einem Hof, darin wohnte Hans Warspach von Kreuznach. An demselben Abend läutete man auf dem Münster Sturm; es war aber kein Schade.

Auf Freitag nach dem Ostertag (24. April) errichtete man dem König auf dem Obermarkt hinterm Schwanen bei dem Tanzhaus[1] den Königsstuhl, damit er die Regalien verleihe.

Am Dienstag nach quasimodogeniti (28. April) des Morgens früh brach ein sehr großes Feuer in der St. Markuspfarrei aus. Man läutete Sturm von 1 Uhr an bis um 4 Uhr. Und es verbrannte eines Domherrn Haus; derselbe hieß Rixinger und wohnte am St. Magnus-Kirchhof. Auch hinten daran in dem Hollerbaum in der Speirerstraße verbrannte ein neues Haus im Hof Holler; ebenso eine Scheuer und ein Stall mit 6 schönen Pferden darin und Ochsen und Hühnern. Das war in der Herberge des Landgrafen Wilhelm von Hessen und Marburg, wie oben steht. Jost Wickel war Herr des Hofes.

An diesem Dienstag begingen in dem Münster der König und alle Fürsten des Markgrafen Siegmund von Brandenburg Tod. Dabei war auch Markgraf Friedrich von Brandenburg, der Bruder des Verstorbenen. Alle Altäre waren mit

[1] An dem Platz, an dem jetzt die Pfälzische Bank steht, stand noch bis vor einigen Jahren das Tanzhaus, von dem hier die Rede ist.

schwarzen Tüchern behangen, oben und unten mit weißen Kreuzen aus Tuch. Der Bischof von Worms sang die Messe, und an die Lichter waren die Wappenschilde des Markgrafen von Brandenburg gehängt. Auch der Rat der Stadt ging in das Münster.

Am Donnerstag nach quasimodogeniti (30. April) kam Reinhard, König von Jerusalem und Sicilien, Herzog von Lothringen, mit dem Bischof von Köln und vielen Grafen und Herren gen Worms geritten. Und der römische König ritt ihm mit allen Fürsten, geistlichen und weltlichen, Grafen und Herren, mit all ihrem Hofgesind entgegen. Und da der römische König vor das Thor kam zu dem König von Sicilien bei dem großen heiligen Haus, da sprang der König von Sicilien von dem Pferd und ging dem römischen König zu Fuß entgegen, drei bis vier Schritte, da wollte der römische König auch vom Pferd herunter. Da erwischte ihn der König von Sicilien und warf ihn wieder in den Sattel, ehe er zur Erde kam. Und da sie in die Stadt einritten, ritt neben dem König auf der Rechten zunächst der Bischof von Mainz, nebem diesem der Bischof von Trier; auf der linken Seite zunächst der Bischof von Köln, neben diesem der König von Sicilien, und hinter dem König ritt Herzog Friedrich von Sachsen, der Kurfürst und Marschall mit einem bloßen Schwert und neben ihm der Pfalzgraf.

Die anderen Fürsten ritten vor und nach dem römischen König durch die Stadt bis in seinen Hof. Danach ritten die anderen Fürsten alle mit dem König von Sicilien in dessen Hof und Herberge. Er war zur Herberge hinter dem Predigerkloster in einem Hofe, wo der Ratsherr und Altbürgermeister Jörg Brune wohnte.

Zu derselben Zeit ging der Pfalzgraf Philipp, der Kurfürst, mit seinem Sohn, Herzog Ludwig, in die Judenschule und hörten sie singen. Und der Pfalzgraf gebot seinen Edeln und Dienern, züchtig zu sein und die Juden ungeirret zu lassen.

Das Jahr 1495 war ein sehr gutes, fruchtbares Jahr an Wein und Korn und allen Dingen; und es war ein trockener, warmer Sommer und sehr schön, sodaß man allezeit den Markt mit Wasser begießen und mit Fässern darauffahren mußte. Das war der Obermarkt, worauf man stach[1] und wo des Königs Majestät saß. Darum löschte man den Staub.

[1] Turniere abhielt.

Wie die königliche Majestät gesessen hat und die Lehen geliehen und Herzoge und Grafen zu Rittern geschlagen und gemacht hat, findest du in einem gedruckten Büchlein gebunden; auch welche Fürsten und Herrn in eigner Person und wer die Botschaften gewesen sind, findest du in dem Büchlein.[1] Nahezu alle Tage und in Sonderheit bei jedem Fürsten, wenn er seine Regalien empfing, ward scharf gerannt und gar ritterlich gestochen von Herzogen, Grafen, Rittern und Knechten, was gar schön und ritterlich anzuschauen war. Auch schlug der König etliche Deutsche und auch Wälsche öffentlich auf dem Königsstuhl zu Rittern.

Um den Markt rund herum waren Schranken gemacht; daran standen die Bürger gewappnet rings herum, je einer an dem anderen, bei vierhundert, wohl gerüstet. An dem Tag der Empfängnis unserer Frau ritten die Fürsten alle hinweg, je einer nach dem andern, doch ließen sie ihre Räte noch einige Zeit in Worms; ebenso etliche Reichsstädte.

Der Rat schenkte dem römischen Könige, da er an diesem Tage nach Worms kam, einen Salm, der dieselbe Nacht gefangen war; er war zu dieser Zeit selten und kostete sieben Gulden; es war ein großer Dank gegen den König. Und man schenkte ihm auch alsbald vier Stück Wein, wovon eines vierthalb Ohm hielt, und sechzig Malter Hafer. Und als die Königin kam, da machte ihr der Rat auch Geschenke, wie du bei dem Rate genau beschrieben findest. Der Rat empfing auch die Kurfürsten, jeden in seinem Hof und Herberge, sobald er in die Stadt kam, und schenkte ihm desgleichen ein halbes Fuder Wein und zwanzig Malter Hafer. Den anderen Fürsten schenkte der Rat jedem zwei Ohm Wein und auch zehn Malter Hafer und empfing sie auch, wenn sie in die Stadt kamen, in ihrer Herberge. Auch jeder Gesandtschaft von den Reichsstädten schenkte der Rat. Ebenso schenkte der Rat eines jeglichen Fürsten Botschaft sechs Vierling Wein. Auch schenkte der Rat den Fürsten und Städten, wenn sie auf dem Bürgerhof Rat hielten, reichlich und oft Wein und Malvasier.

Dieser Reichstag zu Worms wurde der große Reichstag genannt, denn man meint, daß kein römischer König seit hundert Jahren einen solchen Reichstag gehalten hat: von Fürsten, geistlichen und weltlichen, persönlich und durch ihre Legationen und Botschaften vertreten, und von Reichsstädten. Er währte wohl ein halbes Jahr. (Siehe oben Anm.)

[1] **Dieses Büchlein ist nicht mehr vorhanden.**

Auf Mittwoch nach Bartholomäi (26. August) kämpfte der römische König Maximilian bei der neuen Pforte mit einem Walonen, genannt Claude de Vauldrey, der in Hochburgund geboren war.[1] Der Markt war hübsch und schön und lustig zugerüstet mit Sand und mit Schranken rings umher, wie auch da, wo des Königs Majestät saß. Dieses Mal waren an die Schranken Bretter geschlagen, die waren halb entzwei geschnitten und aufrecht der Länge nach angeschlagen; oben waren sie spitz zugeschnitten. Auch standen die Bürger gewappnet daran rings herum, je einer an dem anderen, wie auch da, wo der König saß. Und in diesen Schranken waren andere Schranken aufgeschlagen, auch rings umher; die waren nieder, so daß man sich darüber lehnen konnte; daran standen viele Edelleute. Auch ließ man niemand in die Schranken, außer wer hineinbeschieden war. Man hatte einen hohen großen Richterstuhl aufgeschlagen; der stand auf der Seite nahe bei der neuen Pforte. Da oben saß und war Richter Herr Rudolf, Fürst von Anhalt, und bei ihm die Legation des Königs von Spanien und die Legation von Venedig und andere Herrn, Deutsche und Walonen, die ihr Urteil zu geben hatten, wer im Kampfe das Beste thäte. Auch ließen diese Richter die Waffen wiegen und maßen ihre Stangen und Spieße. Und es wurde das Gebot oft ausgerufen, daß niemand dazu laufen sollte, wenn er nicht dazu beschieden würde. Der König

---

[1] Der folgende Kampf des Königs Maximilian ist allgemein bekannt durch das Gedicht „Deutscher Brauch" von Anastasius Grün. F. Soldan (in „Künzels Großherzogtum Hessen, Lebensbilder aus Vergangenheit und Gegenwart", zweite neu bearbeitete Auflage von F. Soldan, Gießen bei Emil Roth, 1893 Seite 118) behandelt diesen Kampf zum ersten Mal auf Grund der archivalischen Quellen. Er sagt darüber folgendes: „Die Geschichte muß in ihrem unerbittlichen Wahrheitssinne so manches schöne Wahngebilde zerstören und so manches Erzeugnis der Phantasie als das bezeichnen, was es ist; aber sie räumt dem letzteren, wenn es innere Wahrheit enthält, doch die Berechtigung ein, mitzuhelfen an der Darstellung des Geistes der Vergangenheit. So enthält die dichterische Darstellung jenes Zweikampfes von A. Grün nichts, was nicht zu dem Charakter des ritterlichen Königs paßt, und sie hat somit innere Wahrheit." Es folgt dann die Darstellung des Kampfes nach den geschichtlichen Quellen, wie er sich wirklich zugetragen. Die Erzählung unseres Gewährsmannes (oben im Text) stimmt mit dem Ergebnis aus der Kombination anderer Quellen überein. Noltz war offenbar Augenzeuge.

Eine andere dichterische Behandlung des Zweikampfes ist die von C. B. Rappard.

hatte ein Zelt aufgeschlagen, das stand zwischen dem Tanzhaus und dem Schwanen; oben dran war der Reichsschild gemalt. Vor dem Zelt waren Bretter angeschlagen, die waren weiß, rot, gelb und grün bemalt, dicht nebeneinander. Ihm gegenüber bei dem Altenburghaus hatte auch der Walone sein Zelt aufgeschlagen, darauf stand sein Schild und Helm und auch die Schilde des jungen Prinzen Herzog Philipp, des römischen Königs Sohn, die hernach in der Liebfrauenkirche in der Vorstadt aufgesteckt worden sind.

Auch um sein Gezelt waren Bretter geschlagen, die waren grün gemalt. Vier Herren waren dazu beschieden, die Sache in Acht zu nehmen. Diese ritten auf dem Markt im ganzen Harnisch von oben bis unten; das war Graf Eitelfritz von Zollern, derzeit Kammerrichter, Herr Veit und Herr Michel, beide von Wolkenstein, Freiherrn und Gebrüder und Ritter, und Herzog Albrecht von Sachsen, der Alte. Und der König und der Wale ritten aus ihren Zelten und kämpften miteinander. Und es ward also öffentlich mit Recht durch obengenannten Richter erkannt, daß der König den Kampf gewonnen hätte, und gab der Richter dem König eine goldene Kette und einen goldenen Ring; die schenkte der König dem Walonen, der Walone schenkte sie alsbald der Königin. Die Königin stand auf einem Gang gegenüber dem Richterstuhle vor eines Pfaffen Haus, genannt Herr Peter Zan. Der Gang war hübsch zugerüstet mit Gold und Seide und gewirkten Tüchern. Die Königin war sehr traurig und weinte, und es war ihr als Tröster Pfalzgraf Philipp, der Kurfürst, beigegeben.[1]

In diesen zwei Gezelten waren auch viele Edelleute zu Fuß; die scharmützelten nach diesem Kampf sehr miteinander mit Messern und Stangen aus beiden Zelten; das war sehr schön und lustig anzusehen. Am Donnerstag darnach kämpfte der römische König mit Herzog Friedrich, dem Kurfürsten von Sachsen; dabei stieß der König seine Stange auf dem Herzog in Stücke, daß sie in die Luft sprang. Danach kämpften viele Grafen und Herren miteinander.

An dem Donnerstag nach Mariä Geburt (10. September) wurden in einem Dorf über dem Rhein, genannt Bürstadt,

---

[1] König Maximilian vernachlässigte seine zweite Gemahlin nicht nur, sondern war nicht einmal darauf bedacht, beleidigende und herabwürdigende Verlegenheiten von der Person und dem Hofe der Königin fernzuhalten. Oft ließ er sie ganz ohne Mittel; und sie mußte Schulden machen, um ihren Unterhalt zu bestreiten.

zwei Kinder geboren, die mit den Stirnen vorn zusammengewachsen waren.[1] Sie waren mit den Stirnen so aneinander, daß sie über den Augen ein Haupt und eine Hirnschale hatten; es waren sehr schöne, hübsche, wohlgebaute Kinder mit allen Gliedern. Und es waren beides Mägdlein; das eine hieß Anna, das andere Katharina.

Um Nikolai ritt der König von hier weg nach Augsburg; er war lange da. Da schrieb er einen Reichstag nach Lindau an dem Bodensee bei Konstanz aus und ritt dann über das Gebirge gen Mailand. Unsere Herren ritten zu dieser Zeit mit ihm, um wegen des Handels mit dem Bischof, Pfaffenschaft, Rat und Gemeine von Worms bei dem König zu werben.[2] Adam, der Stadtschreiber, erbot sich, er wäre Willens, zu der königlichen Majestät zu reiten, wenn man ihm den Handel anvertrauen wollte; er wolle ihn dem König vorlegen. Das geschah nach etlichen Tagen, und so ritt der Stadtschreiber wieder in das welsche Land in der Absicht, nach Pisa zu reiten, wo die königliche Majestät mit den Florentinern und Franzosen Krieg führte. Er hatte einige Städte gewonnen und lag mit einer bemerkenswerten Anzahl Kriegsvolkes zu Wasser und zu Lande vor einem Schloß und einer Stadt; es war ein Meereshafen, Ligurno genannt, darin waren viele Franzosen. Der römische König hatte viele große Schiffe und Kriegsvolk auf dem Meere, ebenso auf dem Lande; und es waren größtenteils Welsche, die ihm die Venetier, die von Genua, Lucca, Senis und andere zugeschickt hatten, aber wenig Deutsche. Und es war ein so großes Ungewitter auf dem Meere, wie es keinem Menschen je gedachte. Was auch der römische König anfing, die Welschen wollten nicht daran, weder zu Wasser noch zu Land. Und der römische König wurde gewarnt, wie hernach offen erzählt wurde, daß ein Anschlag gegen ihn geplant gewesen, dessen sich die königliche Majestät nicht versehen. Deshalb erhob sich der König und zog in wenigen

[1] Diese Mißgeburt erregte damals Aufsehen und ihrer geschieht vielfach Erwähnung. Auch Sebastian Brant hat sie lateinisch und deutsch besungen. Auf dem Titel ist eine Zeichnung: „Die Stadt Worms und die Mißgeburt." (Ein Exemplar befindet sich hier im Paulusmuseum. (Boos III S. 397 A. 3.)

[2] Maximilian trat im August seinen unglücklichen Feldzug gegen die Franzosen in Italien an. Die obige Erzählung von der Botschaft des Rates in Italien ist nicht aus Noltzens Tagebuch, sondern ein offizieller Bericht aus den acta Wormatiensia.

Tagen wieder heraus über die großen ungewöhnlichen Gebirge auf einem so unmenschlichen Wege, daß viele Pferde und Leute im Schnee und Gebirge abstürzten, erfroren und verdarben.

Zu Pavia kam der Stadtschreiber zum Könige; außerhalb in einem Schloß Alathurno gab ihm der König gnädige Audienz und Vertröstung: wie seine königliche Majestät Willens wäre, wieder in deutsche Lande zu ziehen, so wollte er gnädig darinnen handeln. Danach blieb der Stadtschreiber bei dem Hofe. Nun war es Winter und so ein elender tiefer Weg und Zug mit Schnee, Regen und Ungewitter, mehr denn glaublich und gewöhnlich. Der König zog von einem Flecken und Schloß zum andern in des Herzogs Land, nach Mailand. Doch kam er nicht nach Mailand hinein, wiewohl man dort viele köstliche und großartige Festlichkeiten veranstaltet hatte.[1] Er zog neben vorbei und blieb an keinem Ort über zwei oder drei Tage, und wer konnte, der zog fort, denn es war ein solcher Jammer, Not und Klage um Herberge und Stallung, daß es über die Maßen ging und viele abtrünnig wurden, etliche wurden krank. Und als der König sich zu Como auf See einschiffte, fuhr er bis a Pyatha am See und blieb daselbst. Aber das Hofgefolge zog weiter nach Clavenna. Da zog auch der Stadtschreiber hin. Als aber der König nicht gleich hernach kam und das Gerücht ging, er wolle wieder zurück in die Lombardei, setzte sich der Stadtschreiber auf ein Schiff und fuhr wieder in den See hinaus und begegnete dem König auf dem Wasser. Deshalb fuhr er wieder herum und zog das Veltliner Thal hinaus nach Worms.[2] Das thaten der Stadtschreiber und viele andere, die ihre Pferde in Clavenna hatten; sie fuhren zurück, holten ihre Pferde, ritten nach und holten den König ein und kamen am Christabend nach Worms im Veltlin. Da lag man den Christtag still. Am St. Stephanstag zog man über das Wormser Joch; das war zu dieser Zeit ein so gefährlicher tiefer Weg voll Schnee, besonders da der Berg hoch und gefährlich ist, daß Leute und Pferde abstürzten, die mit großer Arbeit ausgegraben und aufgebracht wurden. Man zog von Morgens früh an den ganzen Tag bis in die finstere Nacht; und es kam einer hier, der andere dort zu

---

[1] Der Herzog von Mailand, sein Schwiegervater, hat ihn wohl festlich empfangen, aber nicht in die Stadt gelassen.

[2] Das heutige Bormio in den Alpen.

den Leuten, und so die anderen Tage fort und fort bis nach Innsbruck. Daselbst wurde der Stadtschreiber nach 14 Tagen abgefertigt und ein neuer Entscheidungstag auf den königlichen Tag festgesetzt, den man abermals beschlossen und hier nach Worms auf Montag nach dem Sonntag misericordias (10. April) domini anno 1497 ausgeschrieben war.

Zu derselben Zeit starb der Bischof von Würzburg, einer von Scherenberg, und es ward Bischof Herr Lorenz von Bibarach. Auch starb der Bischof von Salzburg, als er von Worms wieder heim kam; ebenso starb der Bischof von Eichstedt, als er von Worms heim kam. Der Bischof von Freising starb in dem Kloster zu Frankenthal vor der Stadt Worms; und es ward zum Bischof von Freising des Pfalzgrafen Sohn, genannt Herzog Ruprecht, postuliert; er war noch sehr jung.

Um diese Zeit kam auch Herzog Georg von Baiern, genannt der reiche Herzog, nach Worms. Er war Hofmeister der römischen Königin und hatte seine Herberge in der Kämmererstraße in dem Flörsheimer Hof, wo der Pfalzgraf Kurfürst zur Herberge gewesen war. Er blieb beinahe ein Jahr darin und zog hernach in die Dompropstei hinter dem Hof der Königin. Diesen Winter lag viel Schnee und man fuhr mit Schlitten in die Liebfrauenkirche und wieder zurück. Die Königin, der Herzog Georg, der Pfalzgraf, sein Sohn, daneben auch Grafen und Herrn, Ritter und Knechte, auch etliche Bürger der Stadt fuhren im Schlitten.

Auf St. Gereonstag (10. Oktober) in dem Jahre 1495 besetzte der Rat die Bürgermeisterstellen und das Gericht, obwohl zu der Zeit der König und alle Kurfürsten und auch andere Fürsten und Herrn in der Stadt waren. Und es wurden Bürgermeister von den Neunern Hamman Lißpurger und von den Zwanzigern Meister Reinhard Noltz zur alten Mühle, Schultheiß Balthasar Mentz zum Walde, Graf und Richter weiß ich nicht. Als man die Hofglocke zu der Wahl läutete, war der Bischof von Worms gerade im Kapitel. Und als er die Glocke läuten hörte, warf er seinen Chorhut und Chorrock ab und lief aus dem Kapitel vor den König und beklagte sich sehr darüber, daß die Wormser ihn seines Rechtes entsetzten, und viele dergleichen Worte. Es ward ihm zur Antwort, es wäre geschehen, die königliche Majestät wollte aber dafür sorgen, daß sie wieder zu Frieden kämen.

* * *

1496.

Im Januar lag viel Schnee, und die Königin und ihre Jungfrauen fuhren mit ihrem Hofgesinde oft Schlitten, wie oben geschrieben stehet. Und es war die Königin die ganze Fastenzeit hier in Worms. Am Mittwoch nach Ostern machte man nach der Liebfrauenkirche eine Prozession und Gottesdienst nach Gewohnheit, wie oben steht. Da baten die Pfaffen den Rat, man sollte sie dem Sakrament zu Ehren auf den Turm lassen. Also ließ man sie auf den Turm; aber man that es nicht, um ihre Obrigkeit oder ihr Recht anzuerkennen, sondern um Gottes willen, da sie den Rat in dem Kreuzgang der Liebfrauenkirche baten. Am St. Marxtag (25. April) und in der Kreuzwoche wollten die Pfaffen aber auf den Turm gehen und sehen, ob jemand droben gefangen wäre, wie sie es auch von Alters her gethan hätten, und wollten nicht darum bitten, sondern ihr altes Herkommen gehalten haben. Da wollte sie der Rat nicht auf den Turm lassen, deshalb blieben die Pfaffen in der Stadt und gingen von einer Kirche nach der anderen.

Der März war feucht und es fiel Regen auf St. Benedikttag (21. März). Dann fiel ein großer Schnee, und den Tag danach war große Kälte, und es fror so, daß es viele alte Leute Wunder nahm, sie hätten es noch nie gesehen, daß die Kälte und der Schnee so außergewöhnlich zu dieser Zeit waren. Auf Aschermittwoch, grüne Donnerstag und Charfreitag gingen die Herrn in den Dom, um die Finstermette zu singen, um sieben Uhr vor dem Ave Marialäuten.[1] Sie sangen der Königin zu Ehren in dem St. Laurentiuschor,[2] während die Königin mit ihren Jungfrauen oben in der Kapelle neben ihrer Kammer war.

Nach Pfingsten hatte ein Schneidersknecht, der zu dem Gesinde der Königin gehörte, eine Jungfrau zur Ehe genommen. Und da er seine Hochzeit hatte und zur Kirche ging, da klagte ihn sein Schwager, der Mann der Schwester der Braut, Peter Horn, Maler, wegen etlicher Sachen bei dem Bürgermeister an; und als er zu seiner Braut sollte,

---

[1] Das Ave Marialäuten fand am Abend gleich nach Sonnenuntergang statt. (Boos U. B. III S. 400 A. 2.)

[2] St. Laurentiuschor ist der Westchor und dieser hing baulich mit dem Bischofshof zusammen, wie aus den Plänen im Stadtarchiv hervorgeht. (Boos U. B. III S. 400 A. 3.) Daß an der Nordwestseite des Domes ein Anbau war, kann man heute noch an dem Bau selbst sehen.

legte man ihn gefangen. Doch fand es sich hernach, daß ihm sein Schwager Unrecht gethan hatte, und es ließ ihn der Rat frei und legte seinen Schwager statt seiner in den Turm und strafte ihn.

Am Freitag Morgen, in der Frohnfast (27. Mai) nach Pfingsten sah man zu Worms und in vielen Ländern und Städten drei Sonnen am Himmel stehen und einen Kreis darum, dabei zwei Regenbogen, die rückwärts gegeneinander standen; es fing Morgens früh an und währte bis nach 10 Uhr.

Am Donnerstag (2. Juni) ging die Königin mit dem heil. Sakrament um das Münster, geführt von dem Herzog von Baiern, der Hofmeister der Königin war. Auf St. Johannes-Abend war der Pfalzgraf und sein Sohn in Worms und machten ein Johannisfeuer vor dem Hofe der Königin. Zu dieser Zeit kam auch der Bischof von Lüttich durch Worms; er ritt zu dem König nach Augsburg; er war zur Herberge in Georg Brunes Hof hinter dem Predigerkloster.

Um diese Zeit wurden einige Zünfte, und zwar der größte Teil gegen den Rat aufrührerisch; sie waren durch den Bischof und andere Widersacher, denen der Rat zuwider war, aufgehetzt, wie man wohl vermuten kann. Die Hausgenossen waren sehr im Verdacht, weil sie vom Rat ausgeschlossen waren. Aber sie konnten nichts erreichen, sondern es wurde in Güte beigelegt.

Am St. Margarethentag ging die Königin in die Judengasse in die Schule und hörte sie singen. Und die Juden schenkten der Königin sechs silberne Becher.

Auf den Tag duorum Ewaldorum (3. Oktober) läutete man die Hofglocke, und der Rat und die Bürgermeister besetzten Rat und Gericht; die Königin war dabei. Bürgermeister wurden von den Neunern Meister Reinhard Noltz zur alten Mühle, und von den Zwanzigern Bartholomäus Thyll, ein Weber, Schultheiß wurde Philipp Wolf von Lautern, genannt Stein. Graf und Richter sind mir unbekannt.

1497.

Am Mittwoch nach quasimodogeniti (5. April) kam Markgraf Christoffel von Baden nach Worms. Er war zur Herberge in der Kämmererstraße zum alten Daue[1], darin wohnte Philipp Kneipp selig Witwe.

Am Donnerstag nach quasimodogeniti ritt die Königin von Worms fort nach Füssen zu ihrem Herrn, dem römischen

[1] Wahrscheinlich eine Verschreibung.

König; sie war fast zwei ganze Jahre hintereinander in Worms.[1] Sie hatte einen schönen und großen Hofstaat von vielen schönen und trefflichen Jungfrauen, deutschen und welschen, und so viel, als zu der Zeit kein König und kein Fürst in allen Landen hatte.[2] Auch ritt mit ihr hinweg der Herzog Georg von Baiern, genannt der reiche Herzog, der ein Hofmeister der Königin war, mit vielen Grafen und Herren; auch er war ein Jahr und mehr in Worms gewesen. Mit ihr ritt auch der Bürgermeister von Worms, derzeit Meister Reinhard, nach Speier und auch nach Füssen zum König.

Am Sonntag jubilate (16. April) starb Herr Philipp Rein, magister artium,[3] Pfarrer zu St. Lamprecht in Worms, an den Blattern, und es ward Pfarrer Herr Michel Kircher, Vikar zu St. Martin. Der behielt die Pfarrei nicht eine Woche, sondern tauschte mit einem Altaristen von Alzey; der ward Pfarrer.

Am Sonntag kam der Erzbischof Berthold von Mainz[4] nach Worms. Er hatte seine Herberge wieder in seiner alten Herberge zum Dirolf; dieselbe war auch wieder mit einem Gang über die Gasse von einem Hofe zum andern, wie oben steht, versehen. Der Bischof war Kanzler des Königs und hatte die Kanzlei bei sich im Dirolf wie vorher. Zu dieser Zeit war abermals ein großer königlicher Tag zu Worms. Es waren Botschaften der Kurfürsten und anderen Fürsten, Bischöfe, Aebte, Freiherrn, freie und Reichsstädte da. Und sie hatten beinahe alle Tage Rat und saßen alle bei einander zu Rate auf dem Bürgerhof, wie oben stehet auf dem ersten

---

[1] Wie oben bereits erwähnt, vernachlässigte der König seine Gemahlin sehr und ließ sie häufig irgendwo sitzen und meistens ohne Mittel. Auch dieses Mal mußte sie dem Rat von Worms einen Schuldschein ausstellen, in dem sie versprach, da ihr die Stadt Geld geliehen habe, diese Schuld in 3 Monaten zu bezahlen. Die Urkunde mit 7 Siegeln befindet sich noch im Stadtarchiv.

[2] Noltz übertreibt die Pracht ihres Hofstaates bei Weitem; in anderen gleichzeitigen Urkunden, Briefen rc. ist ihr Hofstaat sehr viel bescheidener beschrieben. (Vgl. für Anm. 1 und 2 Boos III S. 406 A. 1.)

[3] Magister artium entspricht ungefähr unserem Doctor philosophiae.

[4] Berthold von Henneberg, Erzbischof von Mainz, von dem wir oben bei dem großen Reichstag von 1495 gehört haben, daß er die Seele der Reformpartei war.

großen königlichen Tag und gemeiner Versammlung des heiligen römischen Reichs.[1]

Am Montag nach corporis Christi (29. Mai) kam das königliche Kammergericht von Frankfurt wieder nach Worms und ward abgehalten auf der neuen Münze in dem Saal. Darin waren Stuhl und Gerichtsbank aufgeschlagen. Die Kanzlei war in der Stube gegenüber dem Gerichtshaus. Kammerrichter war Markgraf von Baden, er war zur Herberge in der Kämmerergasse im Hof zur Blume.

Um dieselbe Zeit hatte der Bischof von Trier, genannt Johann, ein Markgraf von Baden, einen großen Tag mit der Stadt Boppard vor der Versammlung des Reichs öffentlich hier zu Worms auf dem Bürgerhof wegen etlichen Uneinigkeiten und Streitigkeiten, die zwischen ihnen schwebten. Die Stadt Boppard war eine reiche Stadt und war dem Bischof und dem Stift von Trier etwa vier Jahre vorher von dem Kaiser und römischen König verpfändet. Doch hatte König Maximilian der Stadt Boppard ihre alte Freiheit, Gnadenrechte und Gewohnheiten, die eine lange Zeit hergebracht hatte, konfirmiert und bestätigt trotz der Verpfändung. Auch hatte der König der Sadt Boppard etliche besondere Freiheiten und Gnadenrechte gegeben, die der Bischof von Trier, als er in Worms auf dem ersten königlichen Tag bei ihm war, den König veranlaßte, zurückzunehmen. Auch behauptete der Bischof, die Stadt wäre sein Grundeigen, weil sie ihm verliehen wäre zur Besserung seiner Lehen. Die von Boppard sagten, sie geständen ihm sein Pfandrecht zu und hätten ihn zu ihrem Pfandherrn, aber anders nicht. Denn der Kaiser und König hätte von dem Reiche nichts wegzugeben: darum hieße er „Mehrer“ und nicht „Verminderer“ des Reichs. Darauf wurde dieser Gerichtstag gehalten.

Zu derselben Zeit zog der Bischof mit Macht vor die Stadt Boppard, und viele Fürsten schickten dem Bischof Leute zu Pferde und zu Fuß als Hilfe gegen die Stadt. Der König schrieb dem Bischof und dem Stift, sie sollten gegen die Stadt nichts unternehmen und warnte den Bischof bei harten und großen Strafen. Auch gebot der König den Kurfürsten und anderen Fürsten, dem Bischof keinen Beistand zu leisten. Desgleichen verbot die Versammlung, die wegen diesem Streit zur selben Zeit in Worms tagte, dem Bischof

[1] Hier folgt die Aufzählung aller anwesenden Botschaften, die wir wegen ihrer Länge weglassen.

und den Fürsten, wider die Stadt Worms zu thun oder Hilfe und Beistand zu leisten. Auch ritt der Bischof von Mainz und Graf Adolf von Nassau und von allen Ständen des Reichs eine Person zu dem Bischof von Trier, um ihn abzuhalten. Der König schickte seinen Untermarschall nach Boppard und steckte des Reiches Panier in der Stadt Boppard auf. Das half aber alles nichts, niemand brachte den Bischof von Trier davon ab, sondern er lag vor der Stadt mit Gewalt, damit sie sich ihm ergebe und seinem Willen gehorche. Und der König und das Reich that nicht mehr dazu als Briefe schreiben. Und es ward diesmal auch nicht mehr daraus.

Zu derselben Zeit kamen die Bürgermeister und der Rat und die ganze gemeine Bürgerschaft von Worms um Petri und Pauli (29. Juni) zusammen und versprachen sich alle einander, daß keiner von ihnen mehr Wein holen wollte bei denen, die dem Rat nicht willfahrten. Dazu verpflichteten sich auch die Zünfte schriftlich und versiegelten es mit ihrem Zunftsiegel. Dagegen war der Rat in den Steuern milde gegen sie. Der Rat schenkte im Dimmerstein und in einem Keller neben der neuen Münze Wein aus, weil die Pfaffen vorher das ganze Jahr mit dem alten Maß Wein ausgeschenkt hatten. Auch trieben die Pfaffen Kaufgeschäfte mit Wein und Korn. Sie ließen es sich nicht genügen an dem Wein, den sie von ihren Pfründen bekamen, sodaß der Stadt viel an Steuern und Thorgeld abging.[1]

1498.

Auf purificatio Mariae (2. Februar) hat der Pfalzgraf, Kurfürst Philipp, den Bischof von Worms und den Rat schriftlich zu sich nach Heidelberg geladen und dort unternommen, den Bischof und die Stadt mit einander zu versöhnen und zu vereinen. Es ward durch die Verhandlungen so weit gebracht, daß es zu einem Abkauf kommen sollte. Und es ward

[1] Die Haupteinnahmen der Stadt flossen aus den Steuern, Ungeld auf Wein und Korn. Ursprünglich war der Klerus steuerfrei und die Stadt hatte keinen großen Schaden dadurch. Seitdem der Klerus aber immer reicher wurde, namentlich viele Grundstücke erwarb, aus denen er Wein und Korn zog und sogar Geschäfte mit Wein und Korn trieb, wurde die Steuerfreiheit ein immer drückenderes Unrecht. Deshalb ist die Stadt unermüdlich bestrebt, den Klerus der allgemeinen Steuer zu unterwerfen. Der Klerus kämpfte dagegen mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln. Der Kampf zieht sich durch mehrere Jahrhunderte hindurch. Sehr klar und anschaulich ist er von A. Weckerling in der geschichtlichen Einleitung zu der Denkschrift „Die Hafen- und Uferbauten zu Worms“ geschildert.

verabredet, daß der Rat dem Bischof und den Pfaffen Geld geben sollte für das Recht, den Rat und das Gericht zu besetzen, ebenso für alle Zölle an den Thoren, am Kaufhaus und dem Markt, auch für das Besteuerungsrecht, das der Rat gegen die Zünfte hat; ebenso was er am Gericht hat und für alles, was er in der Stadt Worms von weltlichen Dingen vermeint zu haben, obwohl man ihm kein Recht anerkenne, sondern er sich mit der Zeit hineingedrängt und es an sich gebracht habe, wie oben geschrieben steht. So ward es vereinbart mit diesem Abkaufe, doch mit dem Vorbehalt, daß es beide Parteien, die eine dem Rat und der Gemein, die andere dem Stift, hinterbringen dürfte. So hat sich der Rat und Bischof bereden lassen und angenommen, obwohl es der Stadt schwer ward; aber sie that es um des ewigen Friedens willen. Aber der kleinere Teil des Stifts und der Pfaffen brachte die anderen mit Worten zu ihrer Meinung, und so wollten sie den Vertrag nicht eingehen. Also ward abermals nichts daraus. Der Pfalzgraf schickte seine Räte nach Worms, um mit den Pfaffen zu reden; es half alles nichts. Also ließ man es geschehen und ließ ihnen ihren Willen, denn die Pfaffen waren aus dem Besitz und der Rat in dem Besitz und dachte auch drinnen zu bleiben.

Zu derselben Zeit kam die Versammlung des heiligen römischen Reichs nach Worms, und es wurde Reichstag gehalten und beraten auf dem Bürgerhof, wie auch vorn geschrieben steht. Von der königlichen Majestät ist dagewesen Bischof Johann von Worms und von Dalberg als Anwalt und Herr Herman von Sachsenheim, Ritter und ein Doktor; jedoch nicht viel Fürsten, sondern lauter Pfaffen, die von ihren Bischöfen geschickt waren, und auch nicht viele von den Städten. Deshalb währte dieser Reichstag nur zwei Monate, da berief der König den Reichstag nach Köln. Auch der König kam aus Brabant nach Köln.

* * *

1499.

Am Sonntag quasimodogeniti (7. April) kam in der Nacht eine Botschaft, daß die königliche Majestät in Mainz sei. Deshalb wurde vom Rat der Bürgermeister Wolf, Hammann Lißpurger, Henchin Steffen, Georg Brun, Hans Eberbecher, Niclas Nüvergalt, Peter Scherer zur Heppen, Peter Schreiber und viele von der Gemeinde nach Mainz

gesandt. Und als sie nach Mainz kamen, da hörte sie der König; als sie gehört waren, gaben die Räte des Königs die Antwort, die Wormser sollten den Bischof in seine Rechte einsetzen; wenn das geschehe, wolle der König den Bischof zum Rechten anhalten in allem, was die von Worms ihm vortragen würden. Dagegen sprachen, arbeiteten und eiferten die Gesandten vom Rat sehr, sie könnten es nicht thun. Es half aber nichts, die Räte wollten es also gemacht haben.

Am Samstag nach quasimodogeniti kam Dr. Pleninger, ein Vikar des Bischofs und Domherr, Adalarius Schenk, Schauenburger, beide Domherrn, und Erlewin, Notar des Bischofs, auf die neue Münze und brachten dem Bürgermeister Wolf zwei Mandate, die auf die Entscheidung zu Mainz ergangen waren. Das eine lautete, daß man den Bischof wieder einsetzen sollte in das Recht, Bürgermeister, Rat und Gericht zu besetzen, das andere, daß man der Gemeinde erlauben sollte, Wein bei den Pfaffen zu holen. Ferner stand außer vielen anderen Artikeln in dem Mandat, daß Bürgermeister und Rat in sechs Tagen Antwort geben sollten. Wie diese ausgefallen ist, findest Du hernach. Gott gebe, daß es gut werde! Bei der Ueberlieferung des Mandats war Dr. Pleninger und Erlewin so erregt, daß sie zitterten und weiß waren wie ein weißes Tuch.

An dem genannten Samstag Nachmittag versammelte man den alten und neuen Rat und die hundert Mann von der Gemeinde und las ihnen das Mandat vor. Sie sagten, ehe sie den Bischof wieder einsetzen wollten und ihm schwören, eher wollten sie Leib und Gut daran wagen; der Rat solle in der Sache fest bleiben, sie wollten ihren Leib und Gut dem Rat anvertrauen. Und demnach machte man Morgens dominica misericordias domini ein Herrengebot durch alle Zünfte, wie hernach folgt.

Am Sonntag misericordias domini kamen 800 Fußknechte an das Mainzer Thor und wollten in die Stadt. Der Rat war argwöhnisch, weil der Bischof gerade in Streit mit der Stadt war und am Samstag vorher ein Mandat von dem König überliefert hatte, daß sie ihn wieder einsetzen sollten, und er besorgte, daß es eine abgekartete Sache sei: die Knechte sollten ihn mit Gewalt wieder einsetzen. Deshalb bot Bürgermeister und Rat alle Bürger im Harnisch auf und besetzte alle Gassen und hängte alle Ketten ein.[1] Vom

[1] Die Straßen konnten mit Ketten abgesperrt werden.

Kaufhaus bis an das Speirer Thor stand ein Geharnischter am andern, und so ließ man um 2 Uhr Nachmittags die Knechte durch die Stadt gehen. Es waren etliche pfalzgräfliche Knechte als Geleite dabei, damit den Bauern im Lande nichts genommen würde. Auch die Bauern von Herrnsheim, Pfiffligheim, Hochheim, Leiselheim, Pfeddersheim und viele andere Leute von Dörfern waren im Harnisch, das Gau und die Dörfer zu bewahren, damit die Knechte keinen Schaden thäten. Die Knechte gehörten dem König und wollten zu ihm gegen die Schweizer. Und als sie außen vor die Stadt kamen, sandte der Rat ihnen zwei Fuder Wein und für 15 Pfund Heller Brot gen Frankenthal nach. Die Pfaffen erschraken sehr, als alle Bürger Harnisch anlegten, und besorgten, es solle an sie gehen. Auch war an dem Tag der Bischof hier in Worms und, wie man sagte, Graf Adolf von Nassau. Und der Bischof war sehr erschrocken, als man es ihm sagte, denn er fürchtete, daß ihn die Bürger mit Kolben einsetzen würden. Die Juden mußten das Brot bezahlen. Auch hatte man die Geschütze aus der alten Münze gezogen und hier und da in die Gassen verteilt.

Am Montag danach war ein Herrengebot, und man fragte alle Zünfte, ob sie nach dem Mandat leben wollten. Die Zünfte antworteten wie die andern: sie wollten eher Leib und Gut verlieren, eh' sie dem Bischof schwören und ihn wieder einsetzen wollten.

Am Mittwoch danach kamen vor den Rat die Kommissarien der königlichen Majestät, nämlich Herr Hermann von Sassenheim, der Propst von Stockharten und einer von Salzburg, Dr. Ilsunck, des Bischofs von Würzburg Gesandter, und begehrten, daß man den Bischof wieder einsetzen solle nach dem Mandat, das am Samstag vorher von den Kapiteln überbracht worden sei. Auch brachten die Abgeordneten ein Beglaubigungsschreiben von der königlichen Majestät mit; dasselbe war am Montag nach quasimodogeniti geschrieben, und der Rat war doch erst am Mittwoch danach verhört worden.[1] Demnach war das Beglaubigungsschreiben nicht sehr aufrichtig. Das Mandat war auch an demselben Montag geschrieben. Die Kommissarien begehrten, daß am Montag der Rat auf den Bischofssaal käme und 24 Männer auf einem Zettel verzeichnet mitbrächten, so wollten sie etliche davon ausstreichen und den

[1] Also war das Urteil gegen die Stadt schon vor der Verhandlung geschrieben.

Bischof wieder in seine Rechte einsetzen, wie es von Alters Herkommen wäre. Darauf antwortete der Rat, sie möchten und könnten den Bischof nicht wieder einsetzen; sie sollten auf dem Wege stille stehen, denn der Rat könne es nicht leiden. Darum hätten Bürgermeister und Rat also gerüstet und wären noch in steter Rüstung, dem also zu begegnen, daß sie sähen, daß der Rat es nicht litte noch dulde. Und wie der Rat eine Antwort gegeben, so stand die Gemeinde auch auf, nämlich die hundert Mann und die Zunftmeister, und gaben auch dieselbe Antwort und mit sehr ernstem Angesicht. Für die Gemeinde und die Hundert redete Philipps, der Gerichtsschreiber, der früher im Domstift Türmer war.

Und wie die Antwort lautete, davon gab der Rat den Kommissarien eine Kopie, damit sie weder weniger noch mehr vorbrächten, als die Kopie lautete; auch wollte der Rat der königlichen Majestät eine Botschaft schicken mit einer Kopie dieser Antwort. Da gingen die Kommissarien zu Rat und gaben dem Rat und der Gemeinde folgende Antwort: Sie hätten ihre ernstliche Antwort gehört und hätten auch die Rüstung wohl gesehen; sie hätten von der königlichen Majestät nicht den Befehl, einen Aufruhr zu machen; sie wollten es für diese Zeit dabei lassen und es der königlichen Majestät hinterbringen, wie der Rat und Gemein ihnen geantwortet hätte. Damit nahmen sie die Kopie der Antwort, diesmal wollten sie nicht verhandeln. Viele Domherrn waren nach Neuhausen gegangen: nämlich Hattstatt, Pleninger, Adalarius Schenk und mehr. Der Bischof war in seinem Hof und ging nicht heraus.

Auf Hamman Vohels Haus gegenüber des Bischofs Hof lagen 10 oder 12 geharnischte Mann mit Büchsen und anderen Waffen; wenn die Kommissarien dagestanden hätten, um den Bischof wieder einzusetzen, so hätten die 10 oder 12 in die Saalthüren geschossen und sie aufgefordert, von dannen zu gehen. Auch hatte zu derselben Zeit der Rat vierzig Knechte im Sold, die gegen die Schweizer ziehen sollten; die gingen an die alte Münze und warteten auch auf die Restitution. Auch lagen auf dem Schneiderhaus und dem Lauerhaus[1] Gewappnete, und es waren alle Thore besetzt, damit man keinen Pfaffen, noch auch etwas, was den Pfaffen gehörte, hinausließ. Und wenn ein Geistlicher etwas trug oder auch Pfaffen-Mägde oder Knechte, so

[1] D. i. das Haus der Lohgerber.

mußten sie ausladen und die Pförtner sehen lassen; war es ein Kleinod, so mußte er es wieder in die Stadt tragen. Was daraus werden wird, findest Du hier unten geschrieben. Auch waren alle Thore zu, mit Ausnahme folgender vier: das Mainzer-, Speierer-, Rhein- und Andreasthor. Die in der Pfaffengasse waren zu, und man ließ keinen Geistlichen hinaus.

Am Freitag Nachmittag nach misericordias domini (19. April) legte man Veit Niclassen, den Gerichtsknecht, in den Turm, weil er einen in dem Gerichtshaus über den Kopf gehauen hatte. Der Gehauene war Philipps, des Gerichtsschreibers, Substitut und Unterschreiber; er hieß Veltin und konnte gut singen. Weil er mit seinem Genossen gesungen hatte, hatte Philipps ihn gehauen.

Am Samstag nach Bonifatiustag sandte der Rat viele Briefe aus an Städte, Fürsten, weltliche und geistliche Herrn. Der Brief beschrieb das Recht, das der Rat gegen den Bischof verfocht, wie sich der Handel zwischen Bischof, Pfaffen, Bürgermeister und Rat erhoben hat, wie Du klar in dem gedruckten Brief findest.[1]

Auf St. Jakobstag war ein Herrengebot; man sagte der Gemein, daß sie wo anders, als wo das Fähnlein der Stadt stecke, keinen Wein holen sollten. Wer wo anders hole, den wolle man strafen nach der Ordnung, wie oben stehet. Dieses Gebot wurde der Dalberger halber gemacht, weil sie von Pfingsten an Wein geschenkt hatten, ohne ein Fähnlein zu haben. Es deuchte dem Rat, sie machten des Schenkens zu viel, denn sie hatten allein den Lauf, weil die Pfaffen zu dieser Zeit keinen Wein schenkten. Auch hatten sie so viel Weins geschenkt als je zuvor.[2]

Auf assumptionis Mariae (15. August) hielt man ein

---

[1] Im Wormser Archiv befinden sich einige Exemplare dieses gedruckten Rundschreibens. Es ist datiert vom 8. Juni 1499. (B. III 426 A. 2.)

[2] Schon im Jahre 1261 hatten Dalbergs mit der Stadt Worms eine Sühne geschlossen. Im Jahre 1392 war zwischen beiden von neuem Streit über den Weinschank und das Judengericht zu Worms ausgebrochen, zu dessen Ende man einen Vergleich auf 50 Jahre errichtete. Doch schon 6 Jahre später waren sie genötigt, sich von neuem zu vertragen. Im Jahre 1457 brach der Zwist wegen des Weinschanks wiederum los, worauf er von dem Erzbischof Diether von Mainz geschlichtet wurde. Ein Vergleich von 1459 zeigte jedoch, daß der Streit nimmer rastete. (Vergl. Karl Morneweg, Johann von Dalberg, Karl Winter 1887.)

Herrengebot und verkündete der Gemeinde eine neue Reformation, die der Rat für Rat und Gericht gemacht und geordnet hatte. Aus dieser Reformation kann jeder ersehen, ob er Recht oder Unrecht hat, wie Du dann klar in demselben Buch, der Stadt Worms Reformation genannt, findest.[1]

Auf Mittwoch vor assumptionis (14. August) war ein großes Feuer bei Oppenheim; ein Dorf brannte ab; es hieß Gimbsheim; es ging die Rede, das ganze Dorf wäre abgebrannt, Gott erbarme sich seiner! Das Feuer war beim Branntweinbrennen angegangen.

Am Donnerstag danach ließ der Rat ein Kapitel machen zu St. Paul; es verklagte der Rat einen Pfaffen, er hieß Herr Johann Lutenbach und war Vikar. Er hatte nämlich von dem Rat übel geredet und ihn mit Worten verächtlich gemacht. Der Rat sagte ihm Schutz und Geleite auf, er wolle ihn weder schützen noch schirmen. Danach ging der Pfaffe noch denselben Abend zum Thor hinaus und wollte nicht warten, bis er geschirmt werde.

Auf Dienstag nach Bartholomäi (27. August) wurde Gericht, die Send genannt, abgehalten. Da der Bischof die Urteile auszugeben pflegte, war zu der Zeit ein Drucker von Heidelberg da, der hatte viele der Preßurteile bei dem Vollbrakeshaus am Münster; das Datum des Prozesses

---

[1] Unter Reformationen verstand man gänzliche Umarbeitungen älterer Rechtsquellen oder vollständige Neuredaktionen; sie kamen zuerst in den Städten auf. Die älteste noch fast ganz deutschrechtliche Stadtrechtsreformation war die Kölner von 1437; die bedeutendste: die Nürnberger Reformation von 1479. Sie war zugleich die erste vollständige Verarbeitung des gemeinen und einheimischen Rechts auf dem Gebiete des Privatrechts und Prozesses, während die Wormser Reformation von 1498 durchaus den Charakter eines amtlichen Lehrbuches des gemeinen (d. i. des römischen) Rechts ohne deutschrechtliche Beimischung hatte. Die Reformation enthält nicht nur Privatrecht, sondern auch Straf- und Prozeßrecht. Ihr Geltungsgebiet beschränkte sich auf das Gebiet der freien Reichsstadt Worms. Mit der Einführung des code civil auf dem linken Rheinufer hörte ihre Gültigkeit auf. (Vgl. Schröder dtsch. Rechtsgeschichte.) In der wirtschaftlichen Litteratur und in den Vorlesungen auf den Universitäten ist schon häufig und wird noch immer der Wunsch ausgesprochen, daß ein Werk von der historischen Bedeutung der Wormser Reformation seinen Bearbeiter fände. Auch Boos spricht in einer Anmerkung seines Urkundenbuchs den Wunsch aus, daß ein historisch gebildeter Jurist die Reformation wissenschaftlich behandelte.

lautete: datum in civitate **nostra** Wormatiensi.[1] Der Rat sandte nach dem Drucker, er solle auf den Bürgerhof kommen und solle die Prozesse mitbringen. Als der Drucker auf den Bürgerhof kam, sagte der Rat, er solle das Wort nostra in dem Prozeß austhun, denn der Rat stehe im Rechtsstreit mit dem Bischof um diesen Punkt und könne nicht leiden, daß der Bischof also schriebe und daß er (der Drucker) fürderhin einen Prozeß nach Worms brächte und verkaufe, wo das Wort nostra im Datum stünde, sonst würde der Rat ihm zeigen, daß es ihn verdrieße. Dieser korrigierte danach alle Briefe, die noch nicht verkauft waren: durch den untersten Stadtschreiber wurde in einigen Briefen das Wort nostra ausgethan, in den übrigen durch den Drucker.

Für und für waren die Pfaffen in Unruhe[2] und thaten viel seltsame Reden bis auf den anderen Tag nach nativitatis Mariae (9. September), da läuteten sie des Morgens eine große Glocke im Münster und sangen ein officium von unserer lieben Frau und orgelten, und nach der Messe zogen sie gemeiniglich aus der Stadt, etliche auf Rollwägen, etliche mit Jauchzen, Rufen, etliche mit weinenden Augen. Das ließ man geschehen. Sie meinten, sie hätten die Sache in der Gemeinde also zugerichtet, daß, wenn sie aus der Stadt zögen, so würde Hunger, Jammer und Not entstehen, und die Gemeinde würde den Rat überlaufen, und es würde ein solcher Aufruhr werden, daß sie gerächt würden und man sie anflehen und bitten würde, wieder einzuziehen. Aber Gott, der gerechte Richter, der da weiß und erkennet alle Herzen, gab Gnade, daß sich niemand darum bekümmerte. Alle Menschen waren froh, und man sagte allgemein: wollte Gott, daß sie nie mehr hereinkämen. Es kamen etliche Pfaffen wieder und gingen aus und ein nach ihrem Gefallen. Da kamen etliche aus der Gemeinde und baten den Rat, man sollte die Thore besetzen, damit ihrer keiner eingelassen würde und man sie draußen lasse; sie wären nicht nötig in der Stadt und möchten Unfug anstellen. Das geschah, und man ließ fürderhin keinen mehr herein als aus wichtiger Ursache und auf großes Flehen

---

[1] „gegeben in **unserer** Stadt Worms". Ueber diesen vom Bischof gebrauchten Ausdruck civitas nostra (unsere Stadt) stritt man sich bis zur französischen Revolution. (Boos U.-B., S. 428.)

[2] Am 9. September zogen die Pfaffen aus der Stadt. Noltz erzählt den Auszug nicht; wir setzen dafür die Erzählung aus den acta Wormatiensia hierher. (S. Boos excurs zum J. 1499.)

und Bitten. Da fingen die Bürger an und schenkten Wein, und es waren alle Dinge so wohlfeil, und ein so freundliches einmütiges Wesen in der Stadt, daß es keinem Menschen gedachte, daß es je so bürgerlich und freundlich zugegangen ist. Bei diesem Auszug nahmen die Pfaffen allen Kirchenschmuck mit, brachen die Tafeln von den Wänden ab, nahmen Seile und Schwengel von den Glocken, den Kindermeistern in den Schulen, die nicht mit ihnen ziehen wollten, gaben sie Urlaub und wollten ihnen auch nicht gestatten, daß sie in den Schulen die Kinder lehrten.

Von diesem Auszug der Pfaffheit wurde in allen Landen viel gesprochen. Und wo die Pfaffen in den Tabernen (Trinkstuben) saßen, redeten sie das Ärgste und thaten dem Rate und der Gemeinde viel Schimpf an; von diesen Reden wurden viele dem Rat von guten Gönnern und anderen hinterbracht, also daß die Räte bewogen wurden, ein Ausschreiben ergehen zu lassen. Dieses Ausschreiben schrieb der Stadtschreiber, und es ward nach Speier in die Druckerei geschickt und in 500 Stücken gedruckt. [1]

Am Donnerstag Nachmittag kam nach Worms des Bischofs Hofmeister Werner zum Jungen und brachte einen Brief von der königlichen Majestät wegen des Bischofs. Der König schrieb dem Rat, dem Bischof und den Pfaffen Geleite zu geben und sie nicht zu verspotten, weil der Bischof Anwalt des Königs und der Reichstag hieher nach Worms gelegt sei; der Bischof sollte mit den Beisitzern des Kammergerichts den Reichstag eröffnen. Demnach gab man dem Bischof Schutz und Geleit als dem Anwalt des Königs, aber nicht als dem Bischof von Worms. Danach kam der Bischof auf Samstag hierher nach Worms in seinen Hof und blieb allhier zu Worms.

Am Freitag St. Lukastag (18. Oktober) fuhren unsere Herren nach Heidelberg, und man sagte, daß mein gnädiger Herr Pfalzgraf zwischen dem Bischof und Pfaffen und Bürgermeister gütlich vergleichen wollte. Ob es geschehen ist, findest Du hernach. Vom Rat wurden gesandt Bürgermeister Markhart, Hamman Lißpurger, Meister Reinhard, Jörg Brune, Hans Eberbecher, Bartholomaeus Thiel, der Stadtschreiber Adam mit 4 Knechten.

---

[1] Ein Exemplar befindet sich noch im Stadtarchiv. Dieses Ausschreiben schildert den Auszug der Pfaffen, die Beraubung der Kirchen 2c.

Am Mittwoch nach Simonis und Judae (30. Oktober) hielt der Offizial des Bischofs wieder Gericht zu Worms im Stübel bei dem Saale des Bischofs. Da der Bischof sein Gericht nach Neuhausen verlegt hatte, befremdete es den Rat, daß es wieder in der Stadt sein sollte, da doch die Pfaffen alle aus Worms fort waren. Deshalb sandte der Rat eine Botschaft an diesem Mittwoch zum Offizial in das Stüblein, nämlich Hans Markhart, derzeit Bürgermeister, und Philipp Summer; diese sagten dem Notar Erlewin diese Meinung: nachdem der Bischof das Gericht nach Neuhausen gelegt und daselbst Gericht gehalten hätte, möchte es der Rat wohl leiden, daß sie dort blieben, und da keine Pfaffen in Worms wären, könnte der Rat nicht einsehen, weshalb das Gericht zu Worms wäre, obwohl es der Rat geschehen ließe. Aber wenn einem von ihnen, er wäre Offizial oder Notar oder Pedell (Gerichtsbote), etwas Gewaltthätiges widerführe, wollte der Rat weder Rede noch Antwort geben, damit sie sich danach zu richten wüßten. Desgleichen wurde dem anderen Offizial auch gesagt. Da gab der Offizial den Gesandten diese Antwort: der Rat solle eine Frist von sechs Tagen geben, bis dahin wollten sie es dem Bischof hinterbringen; was er ihnen zur Antwort gäbe, das ließen sie geschehen. Dem Offizial und dem Notar war es bei diesen Verhandlungen nicht wohl zu Mute.

Auf St. Niklastag (6. Dezember) kamen um drei Uhr in der Nacht die Herrn, die, wie oben steht, vom Rat am Elftausendjungferntag zum König geschickt worden waren, wieder nach Worms und brachten gute Botschaft: es war des Königs Absicht, die von Worms nicht in die Acht zu thun, wie das die Pfaffen aussagten, sondern ihnen ein gnädiger König zu sein; den Pfaffen, die von der gemeinen Pfaffheit gesandt waren, nämlich Hattstatten und dem Friesen, sagte er, sie sollten sich wieder nach Worms in ihre Kirchen begeben, wenn ihnen seine königliche Majestät lieb wäre, und viele dergleichen Worte. Darauf baten die Pfaffen um ein Mandat, daß der König den Wormsern gebiete, die Pfaffheit wieder nach Worms zu lassen.

Auf St. Lucientag Abend (13. Dezember) wurde kein König gemacht,[1] denn die Pfaffen waren noch aus der Stadt. Aber der Schulmeister zum Bären[2] machte auf Geheiß des

[1] Es handelt sich hier um ein Schulfest.

[2] In der Sammelhandschrift Nr. 1800 des Wormser Archivs findet sich zum Jahr 1499 folgende Notiz: 1499 wurde in der

Bürgermeisters und Rats am St. Lucientag-Nachmittag einen König; König wurde . . . .[1] Und als es vier Uhr wurde, führten die Kinder den König heim zum Brocken.[2] Sie sangen das carmen und hatten das Stadtbanner mit einem Schlüssel bemalt. Und der Rat hatte eine eigene Krone und Scepter und einen goldenen Apfel machen lassen. Und als sie die Sammlung gemacht hatten, da läutete man in St. Lamprecht salve.[3] Da führten die Schüler den König mit Gesang des carmens zum salve in die St. Lamprecht-kirche, und der König stellte sich mit seinen Dienern in die Stühle im Chor. Als nun der Pfarrer kam, da wurde er zornig und sagte zu dem Schulmeister zum Bären, wo er es gelernt hätte, daß man die Bachanten[4] und Kautschiffer in die Stühle stelle, wo die Doktoren stehen sollten — und viele dergleichen Worte. Der Schulmeister sagte, er hätte anderswo wohl gesehen, daß man einen solchen Bachanten auf den heiligen Altar im Dome gesetzt hätte im Beisein aller Pfaffen, die dazu gehörten und die Messe sangen zur Vesper. Solcher Worte wurden viele zwischen Pfarrer, Glöckner und Schulmeister gewechselt. Man sagte deshalb dem Pfarrer, daß er sich um den König nicht kümmern solle, der Rat hätte es so bestimmt, er wolle es verantworten. — Es wurde auch bestimmt, daß der König bei allen Neunern und Bürgermeistern esse, gleicher Weise wie der König und der Bischof bei den Stiftsherrn der Stadt zu essen pflegten, wenn sie in Worms waren. Also aß der König auf Sonntag nach Luciae mit Jost Wilhelm,[5] einem Altbürgermeister. Am Montag nach Luciae aß der König bei dem Bürgermeister von den Neunern, nämlich Hensis Steffan. Dienstag nach Luciae aß der König bei Friedrich von Lutern, den man nennt von Kreuznach.

Auf Mittwoch nach Luciae kam in der Nacht ein so starker Wind, als man in vielen Jahren nie gesehen oder gehört hat. Er warf viele Schornsteine um; auch Dächer

---

Kämmererstraße im Hause zum Bären eine Schule für die Jugend eingerichtet; der erste Schulmeister wurde Hans Luber von Ridlingen, genannt Weißgerber. (Boos U. B. III S. 430 A. 2.)

[1] Der Name ist in der Handschrift ausgelassen. (Boos U. B. ds.)

[2] Was das sein soll, ist nicht erfindlich. Vielleicht soll es heißen zum Bären.

[3] Salve regina.

[4] Bachanten sind Lateinschüler.

[5] Jost Wilhelm ist offenbar ein Schreibfehler, da ein solcher in der Bürgermeisterliste nicht vorkommt. (Boos U. B. III S. 431.)

stürzten ein durch den gräßlichen Wind. Er warf Hans Zimmermanns, des Stadtknechts, Schornstein um und Herrn Werners Dach und den Markgrafenschild, der oben an der Thüre hing. Auch im Elendenhaus warf der Wind ein Dach um und that sehr großen Schaden an den Häusern der Pfaffen zu unsrer lieben Frau, und auf dem Berge warf der Wind Häuser um. Am Donnerstag wurde einer gefangen, der hatte einige Gänse gestohlen in der Nacht, wo der Wind war. Auch etliche Bretter und anderes hatte er gestohlen. Wie es ihm gehen wird, findest Du hernach.

Am Sonntag nach St. Thomastag (22. Dez.) aß der König bei Meister Philipp Summer, derzeit Advokat der Stadt Worms. Am Morgen ging der König zu St. Johann in die Messe. Und es war ein Stuhl köstlich mit Tüchern behangen; darin stand der König.

1500.

Um dieselbe Zeit war der Horesandt von Altheim[1] in Pfeddersheim und verbot den Bauern im Auftrag meines gnädigen Herrn Pfalzgrafen, sich ferner vor das geistliche Gericht laden zu lassen, und hieß die Pedelle[2] Kegelbuben. Einen hat er vorher gefangen und nach Alzey geführt und gesagt, wenn wieder ein Pedell käme und einen Brief brächte, so müßte er ihn essen und drauf trinken. Alsbald ging der Offizial des Bischofs zum Burggrafen, der in Leiselheim war, und wollte erfahren, ob es so gemeint sei, wie der Horesandt gesagt hatte; der Burggraf gab ihm dieselbe Antwort. Die Pfaffen freuten sich nicht darüber.

Am Dienstag nach Quasimodogeniti (28. April) kam an den Rat eine Ladung von der königlichen Majestät, veranlaßt durch die Pfaffen, die zu Augsburg waren. Der Brief enthielt die Aufforderung, daß der Rat auf den Reichstag zu Augsburg komme, da die Anwälte des Bischofs und der Pfaffheit daselbst wären und darauf warteten, daß man baldigst in der zwischen ihnen schwebenden Sache verhandle. Was draus wurde, findest Du hernach geschrieben.

Am Mittwoch nach Quasimodogeniti (29. April) wurde Jost Wicker zu einem Neuner[3] an die Stelle des Henchen

---

[1] Boos a. a. O. vermutet, daß Alsheim statt Altheim zu lesen ist. Was „Horesandt“ sein soll, ist nicht erfindlich; das Wort ist offenbar verdorben.
[2] Gerichtsboten.
[3] Mitglied des Neunerrats.

Wolff gewählt, und sein Tochtermann Henchen Silberkrämer wurde zu einem Zwanziger[1] an Stelle seines Schwagers von Bürgermeister und Rat gewählt.

Der Mai begann mit Regen. Und am ersten Mai ritten unsere Herrn vom Rate von Worms zu dem königlichen Reichstag nach Augsburg, nämlich Herr Jakob, Advokat, Hamman Lißpurger, Neuner, Philipp Stein, Ratsherr, Adam, Stadtschreiber, mit etlichen Knechten und einem Wagen. Darauf war geladen Wein, ihre Kleider und allerhand Notdurft; und dabei saß Kilian, der war der Herren Koch, und noch ein Knecht. Es wurden deshalb so viele zum Reichstag geschickt, weil die Sache zwischen Bischof, Pfaffen, Rat und Gemeinde verhandelt werden sollte. Auch Hans Zoller war voraus nach Augsburg; er war auf Ostermontag ausgeritten.

Am Freitag nach assumptionis (21. August) kamen von Augsburg Herr Jakob und der Stadtschreiber Adam. Von Augsburg hatten ihnen die anderen nach Ulm[2] einen Boten, der Tag und Nacht ritt, nachgeschickt mit der Nachricht, daß an demselben Tag, an dem sie abgeritten seien,[3] der König in eigener Person mitsamt dem Bischof von Mainz, Herzog von Sachsen, Markgraf Joachim von Brandenburg, Kurfürsten und anderer Fürsten Botschaften auf einer allgemeinen Versammlung einen Urteilsspruch in der Sache zwischen dem Bischof und Rat eröffnet hätten (die Wormser Gesandten waren nicht dazu geladen). Der Spruch ging dahin, daß unangesehen der Gegengründe, die die Wormser vorgebracht hätten, und die als unzulänglich zu beweisen nicht nötig wäre, der Bischof laut dem Urteil zu Antorf wieder eingesetzt werden solle. Die Boten von Augsburg sagten auch, daß am Donnerstag vor assumptionis (13. August) der König in eigener Person in der Versammlung im Beisein der Fürsten und aller Stände des Reichs ungefähr folgendes geredet hätte: „Liebe Freunde! Es sind jetzt 14 Jahre, daß Ihr mich zum römischen König erwählet habt, und ich habe zu Euerem Gefallen und auf Euer Begehr viele Reichstage gehalten, wo ich meistens in eigener Person mit großen Kosten und zum Nachteil meiner Erblande erschienen bin.

[1] Mitglied des Zwanzigerrats.

[2] In Ulm waren sie am 17. August (acta Worm., U. B. S. 456).

[3] Von Augsburg waren sie am Montag den 16. August weggeritten. (acta Worm., U. B. S. 456).

Und was Ihr zum Besten vorgenommen und geraten habt, bin ich gefällig gewesen, wie auch jetzt hier zu Augsburg. Deshalb ist meine ernstliche Meinung und Begehr, Ihr wollet solches und was überkommen ist, treulich und fest halten, so will ich als Euer Herr und König Leib und Gut, so viel ich vermag, in Eueren und des Reichs Dienst stellen. Wenn solches nicht geschieht, habe ich mir vorgenommen, nicht zu warten, bis mir meine Feinde meine Krone nehmen und mir abheben, sondern ich will sie selbst vor mir nieder auf die Erde werfen und sie in Stücke schmeißen. Wer der Meister davon wird, der habe sie."

Die Gebotsbriefe vom Könige kamen dem Rat zu Handen am Mittwoch in der Fronfasten, am St. Lamprechts Abend (16. Sept.). Diese Mandate enthielten zur Strafe und Pön die Acht und Aberacht. Auf die Mandate hin versammelte man den alten und neuen Rat, die Zunftmeister und die verodneten Hundert von der Gemeinde am Dienstag St. Michelstag (29. Sept.). In allen Versammlungen las man Akten von Augsburg vor und darauf die überschickten Mandate. Und es wurde in allen einhellig beschlossen, mit nichten den genannten Mandaten zu gehorchen und lieber die äußerste Not zu sehen und zu leiden als wegen dem Bischof oder den Pfaffen einem einzigen der der kgl. Majestät geleisteten Eide und Pflicht entgegen zu handeln. Danach am Donnerstag, am St. Remigiustag (10 Okt.), wurde die ganze Gemeinde, jeglicher auf sein Zunfthaus gefordert und genannte Handlungen und Mandate vorgehalten und gesagt und der beiden Räte, der Zünfte und der hundert Gutdünken und Beschlüsse verkündet. Dann wurde jeglicher gemeine Mann in dieser Sache gefragt, ob er solchem Ratschlag zustimme. Darauf erklärten sie in allen Zünften gemeinsam und jeder besonders ihre Zustimmung zu dem genannten Beschluß, und sie gaben die Zusage, mit Leib und Gut dem Rat beizustehen.

Am Freitag, dem zweiten Tag des Oktobers, erschienen im Rat drei alte Bürgermeister von Speier, nämlich Paulus Hildebrandt, Diebaldt Beyr und Jakob Burckhardt mit ihrem Stadtschreiber, derzeit Michel Gelfuß, von dem Rat daselbst gesandt mit Beglaubigungsschreiben und Erbieten viel freundlicher und williger Dienste. Sie sagten, wie ihren Herrn und Freunden, dem Rat zu Speier, und auch ihnen die Irrungen und Streitigkeiten zwischen unserem Bischof und Pfaffen und gemeiner Stadt von Anfang an immer sehr leid

gewesen seien und noch wären im Hinblick auf das freund-nachbarliche Herkommen beider Städte, ihrer beider Lage und Verhältnisse. Deshalb hätten sie den Befehl, ihnen zu sagen, wenn der Rat von Worms es haben wolle, so wären ihre Herrn und Freunde und sie bereit, zwischen beiden Parteien gütlich zu vermitteln und es zu versuchen, wenn sie auch ihre guten Freunde und Herrn beider Städte Straßburg und Frankfurt auffordern müßten; sie wollten sich der Kosten, Mühe, Zeit und Arbeit nicht verdrießen lassen; der ganze Rat zu Speier und sie wären dazu ganz willig. Darauf ließ man sie abtreten, und nach einer Unterredung gefiel dem Rat folgende Antwort: der ehrbare Rat hätte mit Dank ihr freundschaftliches, nachbarliches Anerbieten vernommen; er wolle ihnen gerne in Ehren und Liebe, so viel er vermöge, verbunden sein. Auch wegen des Anerbietens einer gütlichen Vermittlung wolle ein ehrbarer Rat wohl leiden, daß sie die Verhandlung vornähmen, wie sie es gut dünke; ohne Zweifel hätten sie aus unserem Ausschreiben ersehen, daß der Rat sich immer zu rechtlichem und gütlichem Vergleich erboten hätte. Laut desselben Ausschreibens und wenn sie, die Gesandten, bei ihrem Widersacher Entgegenkommen fänden, sollten sie den Rat zu allen nur erträglichen Mitteln, wie bisher immer, nicht widerwillig finden. Die Gesandten dankten freundlich für die Antwort und sagten, sie wollten mit dem Widersacher verhandeln, und, was sie erführen, uns schriftlich wissen lassen.

Am Montag nach Dionysii (12. Oktober) schickten unsere Herrn eine Botschaft nach Nürnberg zu der Reichsversammlung, nachdem sie im letzten Abschied[1] zu Augsburg dahin vertagt war, um sich in Acht und Aberacht erklärt zu sehen, wenn man den obengenannten Mandaten ungehorsam wäre. Die Gesandten waren der Neuner Marquardt und der Altbürgermeister Hans Zoller, derzeit Bürgermeister, mit zwei Knechten. Am Allerheiligenabend zu Mittag kamen die Herrn, die man zum König nach Nürnberg geschickt hatte. Was sie gebracht haben, findest Du hernach beschrieben.

1501.

Am Montag nach dem Jahrestag (4. Januar) kam der Bischof von Worms wohl mit 18 Pferden in die Stadt;

[1] „Reichsabschied" ist das offizielle Protokoll über alle Verhandlungen, die auf dem betreffenden Reichstag geführt und zum Abschluß gekommen sind. — Ende August löste sich die Reichsversammlung in Augsburg auf.

der Rat hatte ihm ein Geleite von Montag bis Donnerstag zugeschrieben. Der Bischof wollte wieder eingesetzt sein, wie von Alters her, und wie das Urteil von Antwerpen lautete; er wollte die Hofglocke geläutet haben und auf der Treppe stehen wie früher. Das wollte der Rat nicht thun, weil er der Ansicht war, daß das in dem Urteil nicht stünde. Der Rat gab dem Bischof einen Zettel, worauf 20 Personen aufgeschrieben waren, und protestierte, weil dem Urteil kein Genüge geschehe, wie Du es bei dem Rate klar beschrieben findest.[1]

Am Donnerstag nach dem achtzehnten Januar schickten unsere Herrn eine Botschaft nach Nürnberg zu dem König und des Reichs Regenten, deren es 22 gab: fürstliche, geistliche und weltliche, Städte und andere; und diese 22 hatten alle Angelegenheiten des Reiches zu ordnen. Dem König war seine Gewalt genommen, denn er konnte von Reichswegen nichts thun, sondern diese 22 hießen des Reichs Regenten.[2] Wie lange es währte, findest Du hernach beschrieben. Die Botschaft bestand aus dem Neuner Hans Brun und Philipp Summer, derzeit der Advokat der Stadt Worms, mit zwei Knechten.

Am Freitag nach Jakobi (30. Juli) kamen hierher nach Worms zwei Gesandte des Reichsregiments, die im Regiment in Nürnberg saßen. Der eine hieß Contz Imhof. Sie brachten ein Mandat und Urkunde; die Bürger von Worms sollten ihnen sagen, wie vor Zeiten der Bischof Rat und Gericht besetzt hätte, worauf dann die im Regiment ihr Urteil geben könnten, wie man den Bischof einsetzen solle. Auch gingen sie, die Regenten, zu etlichen Leuten aus der Gemeinde, um auch von ihnen zu erfahren, was ihre Ansicht wäre in dem Handel,

---

[1] Der Bischof wollte den Zettel nicht annehmen, bedachte sich und protestierte ebenfalls.

[2] Auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahr 1500 wurde dem Kaiser eine allgemeine Reichsaushebung bewilligt, die ihm, wenn sie ausgeführt worden wäre, eine ansehnliche Streitmacht verschafft haben würde. Für diese Bewilligung mußte sich nun aber der König in die 1895 von ihm zurückgewiesene Einsetzung eines aus Kürfürsten, Fürsten und Städten zusammengesetzten Reichsregiments fügen. Dieses Reichsregiment ruhte auf ständischer Grundlage und vereinigte in sich nicht nur legislative, sondern auch exekutive Befugnisse in bedenklichem Umfang und beschränkte dadurch an vielen Stellen die Prärogative der Krone. Es kam allerdings dem Ausdruck Noltzens gleich: „dem König war seine Gewalt genommen." (Vgl. Hdb. d. dtsch. Gesch. herausgegeben von Bruno Gebhard, Band I, Seite 644 f.)

ob es ihnen nicht großen Schaden brächte, daß die Pfaffen nicht zu Worms wären, und dergleichen Worte viele: sie hätten das Volk gern gegen den Rat verhetzt. Der Rat wurde es gewahr und schickte zu ihnen und ließ ihnen sagen, daß sie davon ablassen sollten. Hätten sie einen Befehl an den Rat, so sollten sie ihn ihm vorbringen und von dem gemeinen Volk ablassen, dann wolle ihnen der Rat guten Bescheid geben. Das that auch der Rat. Auch hatten sie ein Beglaubigungsschreiben an den Rat, das gerichtet war an die, so sich nennen Bürgermeister und Rat der Stadt Worms 2c. Diesen Brief nahm der Rat nicht an, weil der der Stadt gebührende Titel nicht drauf stünde. Darauf übergaben sie den Abgesandten des Rats die Kopie eines Schreibens mit dem Begehr, Rat und Gemeinde zu versammeln und dem Bischof mit etlichen Personen Geleite in die Stadt zu geben. Da aber der Rat den Inhalt des Schreibens als wider das gemeine Recht, wider die Rachtung, die hier zu Worms geschlossen war, und wider göttlich und natürlich Recht verstoßend ansah, gab man ihnen schriftlich ungefähr folgende Antwort: Dem Rat wäre ihr Thun und die übergebene Kommission und Befehl gar nicht genehm; sie könnten oder möchten auch denselben nicht annehmen, sie hofften es auch von Rechtswegen nicht schuldig zu sein; sie stünden im Rechtsstreit mit dem Bischof vor dem Reichsregiment zu Nürnberg, wo von beiden Teilen der Krieg befestigt[1] worden sei und jeder Teil Artikel übergeben hätte, Kommissarien von beiden Teilen erwählt und angenommen worden seien, um Zeugen zu vernehmen. Wenn der Rat nach Ordnung und Recht vorgeladen würde, so wolle er sich mitsamt der Gemeinde gehorsam und wie Recht ist zeigen; er hoffe, damit sei genug gethan. Und wenn sie die Gesandten der Regenten oder jemandes anderen wären, der solche Antwort und Anerbieten für ungenügend halte, erböte sich der Rat zur Entscheidung vor der königlichen Majestät und ihrem Kammergericht und allen unparteiischen Richter.

Nach diesem Bescheid ritten die gesandten Regenten am St. Lorenztag (10. August) nach Speier und zitierten etliche unserer Nachbaren von Pfeddersheim, Staufen und Hochheim, denen dann durch den Burggrafen von Alzey, derzeit Hans Landschad, Ritter, der des Bischofs guter Freund war, bei hoher und schwerer Strafe geboten wurde, in Speier, wie

[1] D. h. Prozeß anhängig gemacht.

es in der Ladung stehe, zu erscheinen und gehorsam zu sein. Sie sind auch erschienen. Was sie gesagt haben, werden wir hernach gewahr. Auch hatten sie etliche andere von Heidelberg, Ladenberg und aus der Herrschaft von Nassau Saarbrück zitiert.

Danach am Sonntag unsrer Frauen Tag assumptionis (15. August) sandten die Gesandten der Reichsregenten von Speier einen Boten wohl mit 60 Ladungen, und eine jegliche Ladung bestand aus 24 Artikeln. Und als der Bote diese Briefe ausgeben wollte, wurde ihm so rauh unter die Augen gegangen, daß er sich hinter den Bürgermeister flüchten mußte. Der Bürgermeister hat ihn auch auf den Bürgerhof gebracht, daselbst auch die Briefe, deren erst wenige ausgegeben waren, wieder hergeholt, dem Boten in den Busen gesteckt und ihn von zwei Knechten wieder vor das Thor führen lassen. Der Bote sagte: Hülfe ihm Gott dieses Mal aus der Stadt, so wolle er nimmer mehr einen Brief in die Stadt bringen.

Am Sonntag assumptionis (15. August) schrieben alle Regenten des Reichs folgendes: sie hätten die Zeugen in der Sache betreffend die Solemnität verhört, man solle ihnen Geleit geben, sie wollten den Bischof einsetzen. Der Rat antwortete, er hätte ihnen vorher eine Antwort gegeben, dabei lasse es der Rat bleiben. Danach schickten die Regenten dem Rat eine Ladung, daß er am 15. Tag in Nürnberg erscheinen solle seine Achterklärung zu sehen und zu hören.

Am Freitag nach dem heiligen Kreuztag (17. September) kam in der Nacht ein Schreiben von unserem Gesandten aus Nürnberg, daß am Dienstag vor dem heiligen Kreuztag (14. September) ohne Rücksicht auf die wohl begründete und rechtsmäßige Verhandlung und Vortrag wider göttlich, natürlich und geschriebenes Recht und Billigkeit der Rat und die Gemeinde der Stadt Worms in Acht und Aberacht verurteilt und erklärt worden sei von den Regenten, die derzeit zu Nürnberg tagten, wiewohl Kurfürsten und Fürsten und vor allem der Bischof von Mainz zwei Tage vorher weggeritten seien; der Bischof von Mainz habe sich wie Pilatus seine Hände in Unschuld gewaschen. Die Acht ließ der Rat von Stund an, an dem nächsten Sonntag danach in allen Zünften und der ganzen Gemeinde verkünden. Als unsere Gesandten bald danach mit dem Bericht von der Verhandlung kamen, und besonders, wie wunderlich und unnachbarlich die Sendboten der freien und Reichsstädte bei obengenanntem Spruch gesessen hätten, und daß sie unseren Gesandten

in scheinbar freundschaftlicher Weise einen gar zarten Brief und Abschied gegeben hätten, den aber der Rat bei ihrer Rückkunft nicht annahm. Das ließ man auch in der Gemeinde sagen, und daß unangesehen des Richterspruchs und Erklärung der Acht und Aberacht der Rat auf solche unrechte und ungeschickte Verhandlung des Regiments nicht stillstehen, sondern in ihrer Gerechtigkeit prozedieren und fortfahren wolle. Das geschah am Donnerstag nach Mathäi (23. September) in allen Zünften, und die Zünfte stimmten dem zu.

Am Freitag (10. Okt.) danach kamen nach Worms Herr Schweicker von Sickingen, Ritter, Köehorn, Kanzler des Pfalzgrafen, geschickt von dem Fürsten mit der Bitte und dem Begehr, in dem schwebenden Streit die gütlichen Verhandlungen und Unterredungen fortzusetzen, und damit seine fürstliche Gnaden desto bequemer verhandeln könne, möchte man seiner Gnaden zu Ehren in eine Besetzung des Rats und Gerichts einwilligen, wie es am andern Tage geschah. Nach mannigfaltiger Unterredung und Beratung wurde seiner Gnaden gefolgt und zugesagt, zwei Monate stillzustehen, vorbehältlich des Rechts des Rats und gemeiner Stadt.

Der Oktober begann warm, aber mit Regen, und man las um diese Zeit in den Weingärten und zum Teil auch in den Weinbergen. An dem Tag duorum Ewaldorum (30. Okt.) wurde kein Bürgermeister gewählt, sondern die alten Bürgermeister und der Rat blieben, wie sie im Jahre vorher gewählt waren.

Am Samstag s. Dionysii (9. Okt.) kamen hierher nach Worms am Nachmittag meine gnädigen Herrn, nämlich der Pfalzgraf, Herzog Georg, der Bischof von Köln, der Bischof von Würzburg, der Bischof von Speier, der Markgraf von Brandenburg, zwei junge Pfalzgrafen und ein junger Markgraf von Brandenburg und der Landgraf von Hessen und huben gleich am Sonntag Nachmittag danach zu tagen an. Der Bischof von Köln, der Bischof von Würzburg und Herzog Georg waren Vermittler zwischen dem Pfalzgrafen und Landgrafen.[1] Jeder Fürst begehrte ein Geleite von der Stadt Worms; dieses Geleit gab ihnen auch der Rat schriftlich. Der Pfalzgraf hätte gerne den Bischof bei sich

[1] Nach Morneweg (Johann v. Dalberg 2c. Heidelberg 1887) drehte sich der Streit um die dem Landgrafen Wilhelm II. von Hessen verweigerte Belehnung mit einigen Pfälzer und Katzenellenbogener Besitzungen, die der hinterlassenen Gemahlin Wilhelms III. von Hessen als Wittum zustanden.

gehabt. Da aber die Stadt und der Bischof in Streit lagen und man den Bischof nicht in die Stadt ließ, begehrte der Pfalzgraf, daß man ihm und seiner Sache zulieb den Bischof in die Stadt lassen möchte, weil er ihn in der Verhandlung gut brauchen könne. Der Rat sagte es ihm zu und gab ihm das Geleite. Am Sonntag Nachmittag kam denn der Bischof von Worms mit 14 Pferden und wohnte in dem Hof des Herrn Georg von Sachsenheim, Domherrn in Worms.

Der Pfalzgraf wohnte im Flörsheimer Hof, der Bischof von Köln zum hinteren Schwanen, Herzog Georg in des Bischofs Hof, der Landgraf in Wickers Hof, der Bischof von Würzburg im Waltzbornhof, der Markgraf von Brandenburg in des Peters von Kreuznach Haus, der Bischof von Speier in des Peters, des Arztes, Haus, die jungen Pfalzgrafen in des Sickinger Hof; Rat hielten sie auf dem Bürgerhof.

Am Donnerstag nach St. Lukastag ritten die Herrn wieder hinweg. Der Pfalzgraf blieb allein mit seinen zwei Söhnen und seinen Räten in Worms und begann zu verhandeln zwischen Bischof, Pfaffheit, Bürgermeister und Rat und beriet Freitag und Samstag in eigner Person mit den Söhnen und Räten auf dem Bürgerhof. Sie kamen aber in Worms zu keinem Austrag.

Am Sonntag nach Severin (24. Okt.) ritt der Pfalzgraf nach Oppenheim und der Bischof und der Rat sandten auch ihre Botschaft nach Oppenheim. Da wurde der Vergleich geschlossen, daß die Wormser den Bischof wieder einsetzten, doch sollte der Bischof die Besetzung des Rates nicht ändern, sondern er sollte ihn lassen, wie er gewählt war; darnach sollte der Bischof, der Rat und der Pfalzgraf nach Nürnberg schicken und veranlassen, daß die Wormser aus der Acht kämen. [1]

Am Donnerstag Simonis und Judae (20. Okt.) um vier Uhr kam hierher nach Worms der Pfalzgraf Philipp mit zwei Söhnen und der Bischof mit ihm. Am Freitag Morgen um 6 Uhr läutete man die Hofglocke, und danach um 8 Uhr läutete man noch einmal und um 9 Uhr zum dritten mal;

---

[1] Am 18. Okt. schrieb der Rat an die Zünfte, der Kurfürst habe wegen der Acht gewarnt; wenn wir den Bischof wieder einsetzten, würde die Stadt der Acht ledig. Am 25. Okt. erklärten alle 18 Zünfte, der Rat möge ihnen aus der Acht helfen. (Boos U.-B. S. 449 A. 1.)

und der Rat ging auf den Saal, und man setzte den Bischof wieder ein, wie das Urteil von Antorf anordnete. Mein Herr, der Pfalzgraf, mit seinen Söhnen war auch in dem Saale dabei. Und der Bischof ließ die Neuner wählen und auch die Zwanziger. Bürgermeister wurden Hans Brun von den Neunern und Jost Zoller von der Gemeinde, Schultheiß Heinrich Silberbrenner, Graf der Schuhmacher Hans Schlettstadt, Richter Peter Bierbaum und Peter Wolf; die Heimburgen in den Pfarreien wurden noch nicht besetzt; die Pfaffen waren immer noch nicht hier. Was später daraus wird, findest Du hernach geschrieben.

Als Heinrich Silberbrenner Schultheiß wurde, war er krank, sodaß er am anderen Tag, als er schwören sollte, nicht auf den Saal kommen konnte. Danach auf St. Martinsabend (10. Nov.) befahl der Bischof Georg Heimspach und Hamman Lißpurger, zweien der ältesten Neuner, ihm dieses Amt zu übergeben und ihn schwören zu lassen, wie es sich gebühre. Dieses wurde von Rats wegen also gethan ohne Widerspruch und Protestation, aus Furcht vor der Strafe der Acht. Die Verhandlung fand statt auf der Ratsstube im Bürgerhof.

Am St. Katharinentag (25. Nov.) kam allhier nach Worms Herzog Hans von Simmern und der Bischof von Speier und Worms, um einen Schiedsspruch wegen der Losung zu Kreuznach zwischen dem Pfalzgrafen und Herzog Hans zu thun. Am Sonntag danach ritt der Pfalzgraf und Herzog Hans über den Rhein auf die Jagd; die Räte blieben in Worms. Zu dieser Zeit verhandelte der Pfalzgraf auch in dem Streit zwischen dem Bischof von Worms, der Pfaffheit und der Stadt Worms. Der Bischof und auch etliche Pfaffen vom Dom, Herr Gotze Silberberg und Herr Thomann von Straßberg, hatten Geleite; ferner Konrad Caßel, der Dekan zu St. Andreas, Hans Bumann, der Dekan zu St. Paul, Herr Johann Luft, der Dekan zu St. Martin, Hermann Heße, der Dekan zu unserer lieben Frau, und Herr Konrad Feiß. Was sie ausrichten, findest Du hernach geschrieben.

Am St. Lucienabend (12 Dez.) wurde es gehalten wie vorges Jahr. Die Schüler zum Diemerstein machten einen König; König wurde Jost Zoller, der Sohn des Bürgermeisters zur langen Kette. Der König hieß auch Jost.

Der König zum Diemerstein aß am St. Lucientag mit dem Bürgermeister Hans Brune. Am Donnerstag danach

(16. Dez.) aß der König mit Meister Reinhard zur alten Mühle, Neuner und Altbürgermeister.

Am Sonntag nach Luciae aß der König mit Hannman Lißpurger, Neuner und Altbürgermeister. Am St. Thomastag aß der König mit Jost Wickern, Neuner und Altbürgermeister.

1502.

Am Samstag nach conversionis st. Pauli (29. Januar) schickte Pfalzgraf Herzog Philipp jeder Zunft in Worms einen Brief, darin geschrieben stand, daß sich die Zünfte versammeln sollten; seine Gnaden wollte ihnen mitteilen, was und wie er gehandelt hätte in dem Streit zwischen dem Bischof, Pfaffheit, Rat und Gemeinde von Worms. Das hätte der Rat gern verhindert; denn es war nicht ihre Gewohnheit, fremde Herrn in die Zünfte zu lassen, sondern was man der Gemeinde verkünden wollte, das verkündete man erst dem Rat, und danach verkündete es der Rat der Gemein. Es ging aber zu dieser Zeit nicht. Die Zunftmeister trugen die Briefe zu dem Bürgermeister. Man entbot auf Samstag Abend 4 Uhr die Zünfte auf den Bürgerhof, ebenso den alten und neuen Rat. Um 5 Uhr kamen die Räte des Pfalzgrafen, der Kanzler, Morßheim, Schweicker von Sickingen, der Hofmeister, und thaten den Zünften ungefähr folgendes kund. Der Koehorn sprach: Dem Pfalzgrafen sei zu Ohren gekommen, daß etliche im Rat und Gemeinde Willens wären, sich in eines anderen Schirm zu begeben, nämlich in den des Landgrafen, des Widersachers seiner Gnaden. Seine Gnaden hätte aber des Rats Entschuldigung gehört und ihn und die Gemeinde auch entschuldigt; aber er wäre so glaubhaft berichtet, daß etliche da wären. Danach erzählte der Kanzler den Handel zwischen der Pfaffheit und dem Rat wegen des Weinschanks. Danach am Sonntag Nachmittag teilten die pfalzgräflichen Herrn Räte ihnen auch den obengenannten Beschluß mit, und man beschloß, daß die Gemeinde mit ihrer Obrigkeit, dem Rat, sich entschließen solle, was sie in dem Weinschank leiden möchten, und es seiner Gnaden mitteilen solle. Also ging der Rat am Donnerstag nach purificationis (3. Februar) in jede Zunft besonders und legte ihnen den Streit über den Weinschank vor. Die Zünfte blieben dabei: was ein Rat zum Besten vornehme, dafür wollten sie Leib und Gut einsetzen. Man las den Zünften auch das Dekret und die Konfirmation, die der Rat vom Kaiser und König bekommen hatte, vor.

Der Februar begann warm und feucht. Auf Sonntag nach St. Agathe-Tag (6. Februar) gaben der Rat und die Zunftmeister dem Pfalzgrafen auf die vorgeschriebene Rede Antwort. Sie lautete so: daß Rat und Gemeinde sich um keinen anderen Schirm bewerben wollten, auch sich nicht um einen anderen bemüht und Verhandlungen gepflogen hätten; sondern sie wollten in seinem Schirm bleiben und Leib und Gut in seinen Schutz stellen. Des Weinschanks halber: daß die Pfaffen sich eine bestimmte Jahreszeit wählen sollten, wo sie Wein ausschenken dürften oder daß sie nur Wein aus ihren Pfründen ausschenkten und nicht mehr. Wenn sie das nicht thäten, so wollten sie dabei bleiben, was ihnen das Recht gebe; die Pfaffen müßten es geschehen lassen. Was daraus wird, findest Du hernach.

Am Samstag, zu Abend, vor invocavit (12. Februar) kam nach Neuhausen ein Legat von Rom; er hieß Raimund. Er schickte einen Bischof, der mit ihm gekommen war, herein in die Stadt Worms. Der Kardinal oder Legat selbst blieb in Neuhausen. Also schickte er den Bischof zu den Ratsfreunden und ließ ihnen sagen, daß er in Neuhausen wäre. Er wäre nicht in die Stadt geritten aus keiner anderen Ursache, als weil, wenn er bei den Pfaffen eingekehrt wäre, der Rat vielleicht glauben würde, er wäre auf der Pfaffen Partei. Wäre er bei den Bürgern eingekehrt, so glaubten die Pfaffen, er wäre für die Bürger. Auch sei er krank, sodaß er nicht Kreuze machen könne; deswegen habe er es gelassen und sei in Neuhausen geblieben. Er sei darum hergekommen, weil er gehört hätte, daß zwischen der Stadt und der Pfaffheit Streit herrsche; er hoffe, die Sache zu schlichten — und viele andere Worte.

Am Sonntag invocavit (13. Februar), am Nachmittag, schickte der Rat eine Botschaft nach Neuhausen zum Legaten und hieß ihn willkommen; sie redete mancherlei mit ihm über den Streit. Er beschied sie nach Speier, da wolle er hin; auch den Pfaffen bestimmte er einen Tag dorthin. Was daraus wird, findest Du hernach geschrieben. Die Einwohner von Neuhausen läuteten sehr mit ihren Glocken und hatten ein großes Fest mit ihrem Legaten. Er wohnte in Röthers Haus, der ein Kanoniker war. Als die Ratsfreunde zu ihm kamen, lag er auf einem Sitzbett und machte Kreuze über sie und blieb auch so liegen, während die Ratsfreunde mit ihm redeten. Er hatte seinen roten Mantel an.

Am Mittwoch nach Pauli (26. Januar) kamen alle Zunftmeister zum Rat und baten den Rat, ihnen das, was sie vorhätten, zu erlauben, nämlich daß sie fürderhin für immer den Zapfwein anders nicht trinken wollten, als ein Nachbar und Bürger von dem andern, der dem Rat gehorsam sei und das Ungelt erstatte. Der Rat ließ ihnen sagen, er könnte diese Absicht für nichts anders als gut halten; er wolle darin nichts thun, weder gebieten noch verbieten, er ließ es geschehen, daß sie thäten, was dem Rat, der Gemeinde und der Stadt zu Ehren und Nutzen gereicht. Darauf schieden sie ab.[1]

Am Sonntag, dem St. Augustinustag (28. August), ließen die Pfaffen einen Prozeß oder Mandat verkündigen, das sie im Mai vorher von dem Kardinal in Köln erlangt hatten und das ganz nach der Pfaffen Willen und Vorteil war. Es gebot dem Rat und Gemeinde, alle ihre Maßregeln, geschlossene Bündnisse und Eide und Anordnungen abzustellen und den Pfaffen in allem ihren Willen zu thun, auch die alten Verträge wieder in Übung und Brauch zu setzen. Diese Mandate mußten die Pfarrer alle Sonntag verkünden.

An demselben Sonntag, als der Rat den Samstag vorher solches spät erfahren hatte, ließ er alle Zünfte, die ganze Gemeinde den Sonntag Morgen um acht Uhr in das Tanzhaus entbieten und ließ ihnen sagen, daß solch ein Mandat vorhanden wäre und ihnen jetzt in allen Kirchen verkündet werden würde, wie sie erfahren würden. Sie sollten sich durch solches nicht beirren noch erschrecken lassen;

[1] Hier macht der Verfasser einen großen Sprung. Boos ergänzt die Lücke aus dem Archiv. Wir teilen hier das Wesentliche mit. Am 19. März zeigt Haringius Simiania, Doktor beider Rechte, Vikar des Bischofs von Worms, dem Minoritenkloster in Worms an, daß die Stadt exkommuniziert sei. Wiederholt beklagen sich die Pfaffen über die Wormser, sie bedrohten sie am Leben. Am 12. April ermahnt der Legat die Wormser zum Frieden. Der Kardinal hatte ein Mandat gegen die Stadt ergehen lassen, worauf der Rat den König um Hilfe anflehte, indem er Philipp Wolf und Adam von Schwechenheim an den königlichen Hof sandte, namentlich um gegen die Gewaltthätigkeiten des Grafen von Löwenstein und seiner Helfer Schutz zu erlangen. Aus einem undatierten Konzeptschreiben des Rats an den Kardinal Raimundus geht hervor, daß der Kardinal „bei schweren Strafen des Banns" verlangt hatte, „daß wir in Monatsfrist alle und jede solche genannte Statuten, Herkommen und Konventionen ꝛc. abschaffen und aus unseren Büchern tilgen lassen". In einem Brief behauptet der Kardinal, er wäre Deutschland als ein Engel des Friedens geschickt.

der Rat wollte sich darob an den Kardinal und an die königliche Majestät wenden; man hoffe, daß solches unschädlich würde. Darauf schickte der Rat von Stund an zum Kardinal, der in Straßburg war, mit einer Schrift, in der alle Beschwerden über das genannte Mandat standen, mit dem Begehren, solche ungerechte Handlung abzuschaffen. Der Kardinal ließ sich hören, daß er von solchem Mandat nichts wüßte, und er wolle dafür sorgen, daß, wenn es vorhanden wäre, es keine Wirklichkeit erlange. In 14 Tagen wolle er alsdann die Sache gütlich beilegen. Er schrieb darauf dem Bischof und den Pfaffen, sie sollten stille stehen mit dem Verkünden der Prozesse. So geschah es auch. Und als der Kardinal auf seiner Abfahrt nach Heidelberg zu meinem Herrn Pfalzgrafen kam, ließ er beiden Parteien einen Tag im Kloster Lorsch bestimmen; und als die Parteien nach Lorsch kamen, war der Kardinal nach Frankfurt gezogen. Auch die Parteien gingen nach Frankfurt.

Als die Parteien nach Frankfurt kamen, da fanden sie den Kardinal. Und nach mannigfaltigem Verhör und Verhandlungen vereinigte sie der Kardinal auf folgenden Abschied: jede Partei soll nehmen zwei unparteiische Männer, nicht allerhöchsten Standes, und vor denselben alle ihre Beschwerden erzählen und versuchen, sich gütlich zu vertragen. Das nahmen die Gesandten beider Parteien zum Bericht an ihre Herrn an; und es wurde dem von beiden Parteien gefolgt und ein Verhandlungstag auf Freitag vor Dionysii (7. Oktober) nach Oppenheim festgesetzt. Die Pfaffen hatten zu Schiedsrichtern verordnet Dr. Th. Zobell, Domherr zu Mainz, und Dr. N. Worem, Prälat zu Speier. Der Rat bestellte Dr. Andreas Elern, derzeit Offizial des Stuhls zu Mainz, und Hans von Ryn, ein Altbürgermeister von Frankfurt. Von beiden Partein wurden ihre Klagen und Beschwerden den genannten Schiedsrichtern vorgetragen und allerhand Mittel und Vorschläge versucht; es kam aber zu keinem Austrag, sondern es wurde ein anderer Verhandlungstag beschlossen: über 14 Tage auf vigilia Simonis und Judae. (27. Okt.)[1]

[1] Was die Gesandten an den König ausgerichtet haben, darüber schweigt Noltz. Boos (A. B. S. 474 n.) ergänzt die Lücke aus dem Archiv. Die Gesandten am kgl Hofe, Philipp Wolf und der Stadtschreiber, berichten am 9. Oktober, mit vieler Mühe seien sie des bösen Weges halber erst am Sonntag nach Innsbruck gekommen, der König sei am Dienstag danach in der Frühe

Am St. Matthäus Abend (20. Sept.) zwischen zwölf und ein Uhr war ein Meister aus dem Elsaß hier in Worms; er hieß Meister Philipp und stach dem Meister Reinhard Noltz, dem Verfasser dieses Buches, der 5 Jahre am Staar blind gewesen war, den Staar in den Augen und half ihm, daß er alle Dinge wieder sah. Gott sei Lob und Dank. Die Operation geschah in dem Haus zur alten Mühle in der Kämmererstraße.

Am Sonntag nach omnium sanctorum (6. Nov.), nachdem die Gesandten des Rats auf dem letzten in Oppenheim gehaltenen Tag ohne Resultat, aber ohne ihr Verschulden geschieden waren, griffen die Pfaffen wieder zu ihrem und des Kardinals Mittel; es wurde allen Pfarren und auch den Orden befohlen, an demselben Tag wieder die Prozesse zu verkünden. Das thaten sie auch. Der Inhalt war, daß Bürgermeister, Rat, Gemeinde und Einwohner am neunten Tag in Mainz vor einem Exekutor des Gebotsbriefs desselben Kardinals erscheinen sollten; der Exekutor hieß Antonius Leist, Dekan zu St. Johannes daselbst. Sie sollten dort anzeigen, daß sie des Kardinals Gebot und Prozeß Gehorsam und Genüge geleistet hätten, oder sich in die Strafe, die in demselben Mandat angedroht ist, deklarieren und erklären sehen oder den Grund angeben, warum solches nicht geschehen sei. Diesen Tag und Termin hat der Rat verfallen lassen.

Am Martinstag (11. Nov.), als der Bischof und der Rat zusammen kamen, um nach dem Einsetzungsvertrag Rat und Gericht zu besetzen, erschien zuerst Graf und Richter zur Übergebung ihres Amtes, desgleichen die Bürgermeister der Gemeine und gaben dem Bischof kein . . .[1] Gulden. Danach wählte der Bischof die Sechzehner, die Bischofsmänner und das Gericht nach alter Gewohnheit und begehrte auch, einen Neuner zu wählen an die Stelle des Hans Brun, des

„unversehens aller Menschen“ hinweggeritten. Unterdes hätten sie mit den kgl. Räten wegen des Grafen von Löwenstein verhandelt, „aber einen harten Strauß gehabt“. Dann sind sie dem Könige nachgeritten, acht Tage lang im Gebirge, „und wo wir hingekommen, da war der König nicht; kam auch nicht wieder hin. Und wo er war, da konnten wir nicht hinkommen. Und wir hielten uns zwei Nächte in einem Dorfe im Innthal, genannt Flurlingen, auf, in dessen Umgegend der König in den Bergen jagte. Bei Tag ritten wir umher. Gestern, Samstags, ist die Königin auch dahin gekommen; sie wohnt in dem Pfarrhaus auf Befehl des Königs; er kommt aber noch nicht. Die betrübte Königin wartet auch mit betrübtem Herzen.“ Endlich erreichten die Wormser den König in Stams (Stambs, wo ein Kloster war).

[1] In der Handschrift steht xorn, ein unverständliches Wort (Boos U.-B. S. 475 n.), was damit gemeint ist, ist unklar.

abgegangenen Bürgermeisters, der in derselben Nacht gestorben war und noch unbegraben lag. Nach der Wahl ging der Rat mit dem Bischof heraus auf die Treppe, um die Ämter auszurufen, so viele vom Rat und Gericht jährlich nach Gebühr zu erneuern sind. Und Hamman Lißpurger rief folgendes aus: „Liebe Freunde! Hier stehet man, Rat und Gericht zu besetzen. Nach alter Ordnung ist von den Neunern Bürgermeister Niclas Stephan, und hier stehet mein gnädiger Herr von Worms und hat erwählt ihm zum Gesellen[1] von der Gemeinde Jörg Mettenheimer aus den Vieren, die ihm der Rat vorgeschlagen hat." Als der Bischof diese Rede hörte, rief er in eigener Person mit lauter Stimme in die Rede: „Liebe Freunde, ich gebe sie, also soll man sagen, nicht meine Person zu würdigen: hier steht unser Gnaden, Herr von Worms, und giebt N. u. N. (zu Bürgermeistern)." Er protestierte auch vor seinem Notar Erlewein gegen alle solche Handlungen und sonderlich dagegen, daß der Henker nicht auf seinem Pferde zugegen war, denn der Henker hatte das viertägige Fieber.[2] Dann ging er fort. Schultheiß wurde Melchior Michel, Graf Huns Craße, Richter Michel . . . .[3], ein Tuchweber, und sein Geselle Christmann Metzler von Bingen.

Am anderen Tag, als die gewählten Gerichtsleute vor dem Bischof und dem Rat ihr Amt empfangen und schwören sollten, ließen sie durch einen Notar vortragen, sie nähmen wahr, daß das Amt, wozu sie erwählt worden, beschwerlich wäre denen, die es inne hätten; sie baten deshalb den Bischof und den Rat, ihnen die Ämter zu erlassen, denn sie seien arme Gesellen und hätten kleine Kinder und könnten solches nicht tragen. Man ließ sie abtreten, und der Bischof sagte, es hätten viele fromme und gute Leute solches Amt vorher gehabt, der Rat solle mit ihnen reden, daß sie gehorsam wären. Etliche der vordersten Neuner sagten zu dem Bischof, sie wollten gerne die guten Gesellen bewegen, daß sie die Ämter übernähmen, so viel an ihnen läge. Dann ließ man das Gericht wieder herein und hielt ihnen des Bischofs Begehr vor. Darauf antworteten sie, sie wollten gerne dem Rat und der Gemeinde zu Dienst und Gefallen die Ämter annehmen und bekleiden, doch nicht weiter, als die Gefälle des Gerichtes eintrügen und ganz ohne ihrer Weiber und Kinder Schaden; sie wollten auch von dem

[1] Zum anderen Bürgermeister.
[2] Das Wechselfieber.
[3] Der Zuname ist entstellt (Boos U.-B. S. 475 n.).

Ihrigen nichts drauflegen, hofften auch solches nicht schuldig zu sein. Das erklärten sie öffentlich und bezeugten es vor ihrem Notar. Sie begehrten auch, daß solches im Ratsbuch vermerkt würde. Das geschah auch, und sie leisteten darauf ihre gewöhnliche Pflicht und schieden ab.

Danach als die Neuner, Sechzehner und Bischofsmänner den gewöhnlichen Ratseid leisten sollten, wurden in den Eiden zwei Punkte, den Bischof und die Pfaffen betreffend, gefunden; der eine nämlich, zu geloben und zu schwören, dem Bischof und dem Stift getreu und hold zu sein, ihre Freiheit und Gerechtigkeit zu handhaben, der andere Artikel, daß ich mit meinem Herrn, dem Bischof, in wichtigen Sachen auf dem Saal beraten solle. Darauf wurde mir, Reinhard Noltz, von beiden Räten befohlen, dem Bischof ungefähr folgendes zu sagen: Gnädiger Herr! Die Räte sind willig und bereit, den gewöhnlichen Ratseid zu schwören. Sie finden aber darin zwei Artikel, Euer Gnaden und Pfaffen betreffend, angemerkt; diese sind sie nicht willig und bereit zu schwören, hoffen auch solches nicht schuldig zu sein, weil Euer Gnaden dem ehrsamen Rat und gemeiner Stadt Brief und Siegel gegeben und dieselben in freiem Felde gelobt und beschworen hat: der Stadt und dem Rat ihre Freiheit, Gerechtigkeit, Handfesten und gute Gewohnheit stet und fest zu halten, mit geistlichen und weltlichen Rechten dawider nichts zu thun noch geschehen zu lassen, laut Euer Gnaden Brief und Siegel. Dieselben wurden ihm auch alsobald vor Augen gelegt und vorgelesen. Auch wird der ganze Rat und etliche besonders von den Konservatoren nach Mainz und von Ew. Gnaden Offizial nach Pfeddersheim, von dem Kardinal vorbeschieden und sonst mannigfaltige Umtriebe. Der Rat bittet Ew. Gnaden unterthänigst, solches unbegründete unbillige Verfahren abzustellen &c., weil es wider Ew. Gnaden Brief und Siegel und Pflicht ist. Denn wollte man auf dieser Seite schwören, des Stifts Freiheit und Gerechtigkeit zu halten und zu handhaben, so würde von Ew. Gnaden und der Pfaffheit des ehrsamen Rats und gemeiner Stadt Freiheit, Gerechtigkeit und altes Herkommen gewaltsam und mit der That genommen werden. Ob das billig und gerecht wäre, bitten die Räte Ew. Gnaden gnädig zu bedenken und zu ermessen — und mit mehr beweglichen Worten.

Darauf antwortete der Bischof: Liebe Freunde! Solcher Neuerung und Gebahrens hätte ich mich nicht versehen; und es wäre mir Not, daß ich meine Räte und Freunde, um

darüber zu beraten, bei mir hätte. Ich bitte Euch, mir zu vergönnen, mit denen, die draußen sind, zu reden und Rat zu halten, und bitte Euch, Ihr wollet Euch besser bedenken und mir eine freundlichere Antwort geben und mich nicht entsetzen.

Darauf trat er ab, und als er wieder zum Rate kam, redete er mannigfaltige bewegliche Worte, die ich nicht alle schreiben will, auch mit Erwähnung des Leidens unseres Herrn Jesu Christi, eine so andächtige Predigt, als man vorher nie in der Kirche noch im Rat gehört. Schließlich wurde ihm gesagt, seine Gnaden habe des Rats Verlangen gehört, dabei ließe man es bewenden, mit der Bitte, solches als aus Not und nicht aus bösem Willen entspringend zu vermerken. Dann ging er fort. Und wiewohl er den vorigen Tag vor St. Martin und auch an demselben Tag allemal den Bürgermeistern und Neunern die Hand gereicht hatte, schied er dieses Mal ganz zornig mit keinem freundlichen Zeichen, ohne jemand die Hand zu reichen.

Am Donnerstag vor Weihnachten, am zweiten Tag nach Thomae (22. Dezember), kam Herr Maximilian, der römische König, hereingeritten. Am Mittag desselben Tages wußte man von seiner Ankunft noch nichts. Am Freitag Morgen schenkte ihm der Rat ein Fuder Wein in zwei Stücken, 30 Malter Hafer und ein halb hundert Stück Fische, halb Hecht, halb Karpfen. Er ward beherbergt in des Bischofs Hof. Und es kam zu ihm herein der Bischof von Worms, sehr über den Rat klagend. Aber der König gab ihm nicht viel Antwort darauf. Er blieb den heiligen Tag hier, und auf St. Stephanstag (26. Dezember) in der Frühe zog er nach Darmstadt.[1]

Am Sylvestertag (31. Dez.) starb Herr Peter Zan, Vikar und Episkopal in dem Dom zu Ladenburg, und seine Freunde begehrten, ihn in der Stadt Worms begraben zu dürfen. Das wurde ihnen vom Rat abgeschlagen, weil er auch viele unnütze Worte gegen den Rat gebraucht hatte. Deshalb begrub man ihn im Kloster Kirschgarten. Gott sei ihm gnädig.

---

[1] Im W. Archiv befindet sich die schriftliche Klage der Pfaffheit, den königlichen Räten am 25 Dezember eingereicht. Es sind die alten Klagepunkte. Daraufhin übertrug König Maximilian am 26. Dezember 1502 zu Worms dem Landgrafen Wilhelm von Hessen das Verhör beider Parteien. (Boos U.-B. S. 477 n.)

1503.

Zwischen dem Bischof, Pfaffheit, Rat und der Stadt wurde nach der von dem Bischof bei der kaiserlichen Majestät zu Weihnachten in Worms durchgesetzten Änderung des Befehls vor dem Landgrafen ein Tag festgesetzt, damit der Landgraf ein gütliches und unparteiisches Verhör und Verhandlung vernähme. Dem Rat schien es zu nichts nutz, diesen Tag zu besuchen, denn es wäre doch zu keinem Austrag gekommen. Deswegen schickte die Stadt ihren Stadtschreiber Adam zum Landgrafen mit einer Schrift, den bestimmten Tag abzusagen und dem Fürsten die Gründe, die den Rat zwängen, mitzuteilen. Es fügte sich, daß der Bote des Landgrafen den Bischof und die Pfaffen auf ihrem Ritt zu dem Tag in Frankfurt traf. Der Bischof empfing mit zornigen und ungestümen Geberden diese Absagung. Man achtete dessen aber nicht viel, weil er es der Stadt bei dem festgesetzten Tag auf conversionis Pauli (30. Januar) gerade so gemacht hatte — es war Null und Null.

Am Mittwoch nach Ostern (19. April) war es Gewohnheit, der Mutter Gottes einen Dienst zu thun mit einer Prozession. Deshalb schrieben die Bürgermeister und der Rat dem Bischof um die Erlaubnis. Der Rat zeigte die Schrift auch dem Kapitel, denn das Kapitel hat darin auch mitzureden. Am grünen Donnerstag (13. April) kam ein Bote und brachte einen Brief vom Bischof mit der Erlaubnis. Auf dem Briefe stand: den ehrsamen und weisen, unseren lieben Getreuen, Bürgermeister und Rat in unserer Stadt Worms. Den Brief wollte der Rat nicht aufbrechen, weil sie dem Bischof weder gelobt, geschweige denn geschworen hätten. Also nahm der Rat das Indult und brachte es den Pfarrern. Das Indult hatte den Inhalt, daß die Pfarrer das heilige würdige Sakrament mit einer Prozession zu unserer Frau tragen sollten. Das geschah auch ehrlich so. Der Rat sagte den Pfarrern, daß kein Gefangener auf dem Martinsturm liege, und man that ihnen den Turm unten auf. Das Sakrament ging durch die Martinspforte und wieder dieselbe Pforte herein. Die Herrn von Neuhausen waren auch bei der Prozession. Auch ein Domvikar ging unter den Herrn von Neuhausen; er hieß Herr Philipp Nickel und sang fest mit den Herrn. Derselbe Herr Philipp war auch mit der Pfaffheit ausgezogen.

Die Dalberger schenkten Wein im obersten Hof, nämlich Herrn Friedrichs Hof, zu Pfingsten und wieder auf Dienstag

nach Viti und Modesti. Und es wurde niemandem verboten, den Wein zu holen, sondern die Gemeinde holte Wein, doch nicht mit Zunftflaschen.

Am Freitag nach St. Pantaleonstag (28. Juni), des Abends um vier Uhr, gelangte an die Bürgermeister die glaubliche Nachricht, daß unser Bischof Johannes von Dalberg denselben Morgen dem Tode verfallen und gestorben wäre. Weitere Erkundigungen unterließ man an demselben Abend, doch nicht ohne daß der Bürgermeister den alten und neuen Rat auf Samstag Morgen um sieben Uhr angeblich wegen anderer Sachen zur Versammlung entbot. An demselben Morgen um sechs Uhr kam Sigmund Hulß, ein pfalzgräflicher Sekretär, geritten und bat, den Rat von Stund an zu versammeln, mit dem Zusatz, daß er ein Anliegen und Befehl von meinem gnädigen Herrn Pfalzgrafen hätte. Er wurde vom Rat dahin auf sieben Uhr beschieden. Und als er in die Sitzung des Rates gelassen und als Botschaft eines Fürsten zu alleroberst über den Rat gesetzt war, redete er ungefähr folgendes: Vorsichtige, ehrsame und weise, liebe Herrn! Der durchlauchtige und hochgeborene Fürst, mein gnädiger Herr Pfalzgraf, hat mich eilends an Ew. Weisheit geschickt mit diesem Beglaubigungsschreiben, das er alsbald übergab mit dem Begehr, es zu verlesen. Als ihm aber vom Rat gesagt wurde, daß ein solches Beglaubigungsschreiben für den Rat nicht nötig wäre, weil man ihm darin und in Größerem vertraue, da dem Rat seine Person und sein Amt am Hofe bekannt sei 2c., redete er weiter, daß sein gnädiger Herr dem ehrsamen Rat seinen gnädigen geneigten Gruß, Gnade und alles Gute zuvor entböte. Er habe mit schwerem und betrübtem Gemüt den Abgang und Abschied von dieser Welt des hochwohlgeborenen Fürsten und Herrn Johann von Dalberg, Bischofs von Worms, erfahren. Da Bischof und Pfaffen mit der Stadt lange im Streite gewesen wären und noch wären, begehre und bitte seine fürstliche Gnaden, zu vergünstigen und zu gestatten, daß die Leiche herein komme und im Dome beerdigt würde, auch denen, die mit der Leiche kommen würden, Sicherheit, Hülfe und Geleite zu geben, da ungefähr . . .[1] Pferde und nicht darüber kommen würden. Dafür wollte seine Gnaden der Billigkeit nach, da es doch unser Bischof gewesen wäre, dem ehrbaren Rat und gemeiner Stadt zu Gnaden erkenntlich sein und zu allem Guten nicht vergessen.

[1] Die Zahl fehlt.

Darauf ließ man den genannten Sekretär Sigmund abtreten und erteilte ihm unverzüglich folgende Antwort: Ein ehrsamer Rat hätte mit Freude die Erbietung geneigten Grußes, Gnade und alles Guten von seiner fürstlichen Gnaden vernommen, das wollte der Rat für sich und die Stadt mit eifrigen Diensten nach bestem Können verdienen. Er habe beschlossen, was durch den genannten Sekretär für meinen gnädigen Herrn begehrt wird. Der ehrbare Rat sei beflissen und geneigt seiner fürstlichen Gnaden zu Gefallen und dem löblichen Prälaten, unserem Bischof, zu Ehren und seinen Freunden zur Vergünstigung, wie von seiner fürstlichen Gnaden begehrt werde; wäre doch dem ehrbaren Rat der so unvorhergesehene schnelle Tod und Abfall leid. Wiewohl Rat und Bischof und Pfaffen in langwährendem Streit gewesen wären, wäre dem Rate doch der Vorfall leid. Der Rat begehre zu wissen, wann die Leiche käme, damit er sich danach zu schicken wüßte. Der Sekretär sagte, seine fürstliche Gnaden wüßte es nicht, aber er wollte diese Antwort dem Fürsten gleich sagen, damit er verfüge, daß es einem ehrbaren Rat zeitlich genug kund würde. Danach entbot sofort der Rat die Zunftmeister vor sich und teilte ihnen den Tod mit und befahl ihnen, sobald sie die große Glocke im Dom läuten hörten, sich sofort mit ihren Kerzen vor die Münze zu verfügen und da auf den Rat zu warten. Man ließ auch mit Ernst in der Gemeinde gebieten, daß sie züchtig wären und dem Bischof oder der Leiche nicht fluchten — aus vielen Gründen.

An demselben Samstag kam die Leiche nicht, aber die Botschaft, daß man am Sonntag Morgen um neun Uhr die Leiche erwarten solle. So geschah es: der Rat und die Gemeinde waren mit ihren Kerzen auf dem Platz daselbst. Und als man verdrießlich bis nach der zehnten Stunde gewartet hatte, kam die Botschaft, daß jedermann heim gehen solle zum essen und um 12 Uhr wiederkommen solle. Das geschah auch. Man verglich sein Einreiten zu der Zeit, als er in das Stift kam, und sein Einfahren bei seinem letzten Abschied und dachte, es zieme sich doch am Nachmittag wiederzukommen, da auch so gehandelt worden war, als der Bischof einritt, obwohl bis auf diesen Tag seinethalben nie Friede war.

Bald kam die Botschaft, daß die Leiche am Kneleger[1]

---

[1] Kneleger ist vielleicht eine Landungsbrücke. (Boos U. B. S. 480 e.)

ans Land gekommen wäre. Etliche Ritter, nämlich Herr Hans von Hirschhorn, Ritter, Herr Pfenniger[1] und einige andere als Gesandte meines gnädigen Herrn Pfalzgrafen, auch Herr Götz von Altzen, Domherr, waren mit anderen auf 20 oder 40 Pferden ungefähr hereingeritten; während sie abzogen und auch die Pfaffen in ihren Chorröcken sich vor die Rheinpforte zu der Leiche verfügten, hatten sich die vier Orden,[2] Pfarrer und andere gedingte Priester und Kapläne, die da waren, am Dome versammelt und gingen die Diebsgasse hinab. Ihnen folgte der Rat und die Gemeinde mit ihren Kerzen. Und als der Rat unter das Thor kam, gingen den Bürgermeistern und den vordersten des Rats die Ritter und Domherrn, deren es sechs waren, unter die Augen; unter der Pforte boten sie einander die Hände, aber mit nicht vielen Worten. Dann begannen die vier Orden in der Ordnung durch die Pforte zu gehen, danach die Domherrn und Pfaffen, wie oben stehet, so viel deren waren, danach die pfalzgräflichen Gesandten und des Bischofs nächste Verwandte, deren zu dieser Stunde wenig erschienen waren, denn zwei seiner Brüder, nämlich Herr Friedrich und Diether von Dalberg, lagen hier in in ihren Höfen sehr krank danieder.

So fuhr man die Leiche auf einem Rollwagen, der wahrlich nicht fürstlich noch bischöflich zugerichtet war. Die Leiche war mit einem sammtnen Tuch bedeckt; auf dem Wagen saßen vier Mönche, zwei vorn und zwei hinten. Die Leiche stank so übel, als niemand dergleichen gerochen hat, und alle Menschen, die Verwandten, die Pfaffen, Edlen, Bürger, Frauen und Männer stopften sich die Nase zu. Und als man die Leiche auf dem Wagen bis an den Brunnen oberhalb der Apotheke zur langen Kette gebracht, hielten sie still und meinten, die Neuner würden daselbst die Leiche empfangen und bis an die Eisenkette im Dome tragen. Aber es erschien niemand von den Neunern. Also fuhren sie mit dem Wagen bis an das Eisen; daselbst waren die Brüder auf der Hard[3], ihrer sechs, und hoben die Leiche

[1] Darunter ist der spätere Kanzler Florenz von Benningen gemeint. (Boos U. B. S. 480 n.)

[2] Prediger-, Minoriten-, Augustiner- und Carmeliten-Orden. (Boos U. B. S. 480 n.)

[3] Hard (Hart) ist ein Bergwald. Die Brüder von der Hard sind arme Brüder, die „bei Krankheiten und Not und besonders bei der Krankheit der Pestilenz, die jeder fürchtet, Diener sind“. Die Hardtgasse erinnert noch heute an sie. (Vgl. Boos U. B. S. 481 n.)

ab und halfen dieselbe mit den anderen Bestattern zur Erde bestatten.

Es liefen viele Gerüchte über den Tod des Bischofs, also daß niemand wußte, wie er gestorben war. Es waren auch die Erzählungen aller Menschen, die von der Sache sprachen, ungleich. Die Leiche hat, obwohl sie erst vier Tage alt war, sobald sie unterhalb Roxheim kam, angefangen zu bluten, wie man im Schiff sehen konnte. Auch auf und durch den Rollwogen lief das Blut bis zum Grab, was viele Menschen sahen. Danach sagte man öffentlich, er wäre in dem Haus eines pfalzgräflichen Sekretärs, genannt Heinrich Schreiber, unversehens in einen Keller gefallen; es wurde landkundig, der Sekretär habe ein hübsches Weib und wäre an demselben Tag mit dem Fürsten nicht fern von Lampertheim gewesen. Gott tröste alle gläubigen Seelen!

Als man mit der Leiche zum Grab kam und der Weihbischof das Amt thun sollte, war er dessen, wie es scheint, unkundig; viele arme Leute werden hier zu Worms täglich mit mehr Gebeten und Gesängen begraben. Also schied man unverzüglich aus dem Chor und von der Leiche, denn sie stank sehr übel. Die Freunde und Pfaffen eilten mehr als die anderen Leute, denn man wartete auf sie. Und als sie aus dem Chor mit der Prozession gingen, war der Rat zur Stelle, um auf sie zu warten und das Leid zu klagen. Und als sie mitten in den Dom kamen und den Rat folgen sahen, wandten sie sich gegen den Rat, der sich auch gegen sie als Wartende gezeigt; und Herr Söltz, der damals als zukünftiger Bischof geachtet wurde, denn er war Doktor beider Rechte, Domherr zu Worms und pfalzgräfischer Rat, redete folgendes: „Vorsichtige, ehrsame und weise liebe Herrn! Meine Herrn vom Kapitel und auch die Freunde des hochwürdigen Fürsten, unseres gnädigen Herrn von Worms, seligen Gedächtnisses, haben Euer so günstiges, freundliches Erzeigen und Erscheinen bei dem Begräbnis gesehen; das wollen sie sich verdienen" — und mit gar viel freundlichen Worten und Entbieten, desgleichen auch von den Freunden und pfalzgräflichen Räten. Darauf war mir, Reinhard Noltz, von dem ehrsamen Rat zu antworten befohlen; ich sagte ungefähr folgendes: „Meine Herrn! Die Bürgermeister und der Rat haben mir ernstlich befohlen, Ew. Würden strenger Freundschaft und Liebe zu klagen den Abgang und Todesfall des hochwürdigen Fürsten, meines gnädigen Herrn, Herrn Johannes, unseres Bischofs

seligen Gedächtnisses. Und wiewohl Rat und Gemeinde in langwährendem Streit mit seiner bischöflichen und gemeiner Pfaffheit gewesen und noch sind, hat dennoch der Rat ein herzliches Mitleid mit solchem schnellen unvorhergesehenen Tod und Abfall und wünscht und bittet, daß der allmächtige Gott, der allen betrübten Herzen ein Tröster ist, solches Leid auf anderem Weg durch Freuden ersetze. Und wo ein ehrbarer Rat seiner bischöflichen Würden und seiner Verwandtschaft über und unter der Erde Ehren, Dienste und Freundliches zu erweisen vermag, da ist er ganz willig und geneigt." Darauf wandte sich einer von der anderen Partei zu uns und dankte freundlich und sagte, daß sie des Streites nie Ursache gegeben hätten. Dann ging ein Karmelitermönch auf die Kanzel und hielt eine kurze Klagerede über den Tod des Bischofs mit Erwähnung seines Geschlechts und Abstammung mit vielen süßen Worten dermaßen, daß einer sein Lebtag größere und offenbarere Lügen auf keiner Kanzel je gehört hat. Dann ward für diesmal abgeschieden.

Am anderen Morgen um sieben Uhr hielten sie große Vigilien und darauf eine Seelenmesse; und es wurde eine Bahre über das Grab gemacht und ziemlich viele Kerzen und Lichter darum. Dann als man so sehr läutete, kamen etliche von ungefähr dazu, um zu sehen, was da geschehe; diese wurden alle aufgefordert und gingen zum Opfer und aßen auch mit den Leichleuten im Bischofshof zu Mittag und hatten allerhand Reden und Gespräche miteinander, die nicht alle hier aufgeschrieben werden. Und man schied freundlich; die Leichleute, Pfaffen und Laien, ritten hinweg.[1]

---

[1] Boos fügt in einer Anmerkung diesem Text hinzu: Da das Tagebuch leider nur auszugsweise erhalten ist, so ist es eher wahrscheinlich, daß der Abschreiber den Rest des Jahres 1503 übersprungen hat, als daß Noltz die wichtigen Ereignisse nach dem Tode des Bischofs Johannes bis zum Mai 1504 gar nicht erwähnt. So sind wir auf Zorn p. 206 f. angewiesen. Als Ergänzung dienen Urkunden und Akten. Am 6. December 1503 zu Augsburg gestattet König Maximilian dem Reinhard, erwähltem Bischof von Worms, die Regalien des Reichs vorläufig auf ein Jahr zu genießen. Die Wahl eines neuen Bischofs änderte nichts an dem Verhältnis der Stadt zur Pfaffheit, vielmehr dauerte der Prozeß gegen die Stadt fort. Sie kam am Anfang des Jahres 1504 so ins Gedränge, daß sie am 9. Mai durch „Antonius Leiß, Dekan der Mainzer St. Johanniskirche, Richter und Exekutor", auf Befehl des Legaten Raimundus in den Bann gethan wurde . . . Das Weitere siehe Boos U. B. III S. 487 A. 2.

1504.

Zu dieser Zeit erhob sich ein großer, erschrecklicher Aufruhr in allen diesen Landen zwischen den beiden Herzogen von Baiern, Albrecht, des Königs Schwager, und Pfalzgraf Ruprecht, Sohn des Kurfürsten Philipp, der Herzog Georgs, seines Vetters und Schwiegervaters, Tochter zu ehelichem Gemahl hatte, nachdem genannter Herzog Georg mit dem Tode abgegangen und viel Land und Leute und große Schätze hinterlassen hatte, warum sich auch solcher Krieg erhob.

Pfalzgraf Philipp, derzeit Kurfürst, hat dem Rate zu Worms zum zweiten Male geschrieben und ihn gnädig an den Vertrag und die freundliche Nachbarschaft erinnert, mit dem Begehr, ihm mit Kriegsmacht zu Hülfe zu ziehen. Aber er hatte diese Stadt etliche Zeit nicht zum Besten, sondern schlecht geschirmet; auch war den Bürgern von seiner Gnaden Verwandten und von niemand anders mit Gewalt das Ihrige genommen worden; dazu war die Acht, wie oben beschrieben, vom Bischof von Dalberg über die Sadt erwirkt worden und sonderlich von genanntem Ludwig von Löwenstein, dessen der Pfalzgraf mehr denn einer seiner Söhne mächtig war, der Stadt viel Unheil geschehen.[1] Dazu war der Pfalzgraf vor Jahr und Tag vor dieser Zeit nach hohem Ansuchen und ernstlichem Fordern des Rats gemeiner Stadt verpflichtet, wider das Unrecht der Pfaffheit mit den geistlichen Gerichten laut Vertrag, nach gemeinem Recht und dem errichteten Landfrieden und nach der Stadt Freiheit die Stadt gnädig zu schirmen; seine Gnaden hat aber in offener Verhandlung im Beisein vieler vornehmen Räte, Grafen, Ritter, Doktoren und anderer den Schirmvertrag unseres Bedünkens unrichtig gegen uns interpretiert und ausgelegt, ungefähr in dem Sinne, daß der Bischof und die Pfaffheit erblichen Schirm hätten, auch länger im Schirm wären, als die Städte, es deshalb seiner Gnaden nicht gebühre, die Bürger von Worms gegen die Pfaffen zu schirmen, besonders wo die Pfaffen in ihren Rechten wären und in unseren Schirmvertrag aufgenommen wären und ihnen beizustehen wäre. Dadurch wurden die Pfaffen frech gemacht und nahmen die

---

[1] So ergänzen wir die korrumpierte Stelle. Graf Ludwig von Löwenstein erhob Ansprüche auf Gefälle in Worms, die der Rat bestritt; der Graf benützte dann die über Worms verhängte Acht und vergewaltigte Wormser Bürger, wobei der pfälzische Adel sich mit ihm solidarisch erklärte. (Boos U.-B. S. 464 Anm. 1.)

Entscheidung des Kardinals in die Hand, den sie lange vorher erlangt hatten, aber nicht gebrauchen durften und deshalb viel Unheil stifteten. Es wurde von seiner Gnaden begehrt, diese Bemühungen der Pfaffen um den Bann abzuschaffen, wie es seine Gnaden wohl mit einem Wort oder kleinem Brieflein vermöge, auch mit Recht und gutem Fug thun könne, dann wollte ein ehrbarer Rat und Gemeinde alles das thun und mehr, als ihnen zu thun gebühre. Aber ohne das wäre es dem Rat, wie seine fürstliche Gnaden ermessen könne, unmöglich aus den vielen Gründen, die erzählt worden.

Den Bann betreffend, so hätte seine fürstliche Gnaden wohl zu ermessen, daß die von Worms bei anderen in der Kirche, im Feld, in den Herbergen als gebannt gemieden würden. Wenn sie von selbst krank würden, oder erschossen oder getötet, so würden sie nicht mit Sakramenten, Begräbnis oder anderer geistlicher Ordnung versehen. Und seine fürstliche Gnaden hätte wohl zu ermessen, daß bei irgend einem Unglück zu viel auf sie geschoben würde; denn was an Unglück, Aufruhr, Spott, Schade und Schande seiner fürstlichen Gnaden erwüchse, das könnte auch gemeiner Stadt und ihren Gesandten daraus erwachsen. Deshalb würde sich niemand in solche Gefahr begeben. Diese und viele andere Bedenken zeigte man ihm an. Schließlich sagte man, daß wenn seine Gnaden uns hülfe, so wollten wir auch seiner Gnaden helfen, so viel wir vermöchten.

Darauf kam von seiner Gnaden nach gepflogener Beratung ungefähr folgende Antwort: seine Gnaden hielte zuerst nicht dafür, daß die ehrbare Stadt seine Gnaden aus den angeführten Gründen verließe. Auch wolle seine Gnaden mit hohem Fleiß, so viel immer möglich wäre, darum bemüht sein, daß das Begehr der Stadt wegen der Ämterbesetzung auch erfüllt werde, das könnte aber sobald nicht geschehen. Und als dieses Gespräch mit einem Sekretär der Pfalz im Beisein des Fürsten und seiner Gnaden Räte und die Antwort zu Ende war, kam ein Trompeter in der Weise eines Boten mit einer Trompete geritten auf das Schloß zu Heidelberg und stieß kräftig in seine Trompete. Er hatte einen Feindsbrief auf einem Stab in seiner Hand, überschickt von den Gebrüdern Herzog Albrecht und Wolfgang. Dieser wurde sofort vor den Fürsten gefordert und überlieferte seiner Gnaden diesen Brief im Beisein unserer Abgesandten von Worms und anderer Ratsherrn und Knechten seiner Gnaden. Der Brief wurde auch alsobald laut vor allen

Menschen gelesen. Das geschah auf einen Freitag vor dem h. Kreuztag, dem dritten Tage des Mai, nachmittags ungefähr nach ein Uhr. Und die Gründe der Feindschaft waren in genanntem Brief verzeichnet, auch mit Erwähnung der Acht und Aberacht, in die genannter Herzog Ruprecht durch die kgl. Majestät erklärt und erkannt wäre mit all seinen Anhängern, Helfern und Helfershelfern. Wenn mir die Abschrift dieses Briefes zukommt, was mir zugesagt ist, will ich ihn hier beilegen.

Danach blieben zwei von den Abgesandten des Rates in Heidelberg, die anderen begaben sich des anderen Tages nach Hause. Also kamen jene zu gar gnädiger Verhandlung mit dem Fürsten und auch den Räten. In Summa schied man damit ab, man solle ohne Unglauben sich nichts als Gnade und Gutes von seiner Gnaden versehen, desgleichen wolle sich auch seine fürstliche Gnaden ohne Zweifel des Rats und gemeiner Stadt vertröſten und versehen. Und man gab dabei gar glaubliche und gnädige Zusagen über ihre gewöhnliche Weise; es ist aber nicht nötig, alles zu schreiben. Und wenn dem Rat oder der Stadt etwas Widerwärtiges begegnet wäre, so sollte es fürderhin nicht mehr geschehen; und in Sonderheit wolle seine Gnaden, so viel sie könne, bei den Pfaffen dahin wirken, daß wir aus dem Bann kämen; seine Gnaden zweifle nicht daran, bei der Pfaffheit Gehör zu finden. Also ward abgeschieden.

Des Sonntags cantate (5. Mai) zu Abend kamen die Abgesandten von Heidelberg und sagten dem Rat, wie es ihnen ergangen war. Darauf entschloß sich der alte und neue Rat und nahmen am Dienstag (7. Mai) vierzig Knechte an; denen versprach man alle zwei Wochen 1 Gulden, so lange sie nicht aus der Stadt ziehen würden. So sie aber ausziehen würden, wollte man ihnen wöchentlich 1 Thaler geben, wenn sie nicht gespeist würden; würden sie aber gespeist, 1 Gulden. Jedem gab man vier Ellen rotes Wormser Tuch zu einem Rock und 3/4 weißes Tuch, und sie machten gefaltete Schürzen unter dem Gürtel, eine Falte weiß, die andere rot. Das stand gar schön zu den Röcken.

An demselben Dienstag Abend kamen Trompeter und Posauner des Markgrafen Friedrich und Kasimir und seines Sohnes Georg,[1] nach Heidelberg, um dem Pfalzgrafen auch von ihren drei Fürsten einen Feindsbrief zu überliefern. Da

[1] Von Brandenburg.

der Fürst des Abends über einen . . .[1] war, wurden sie in ihre Herberge beschieden bis zum Mittwoch Morgen. Da kamen sie auf das Schloß vor den Fürsten und überlieferten ihm die Feindsbriefe mit einem Aufblasen,[2] wie die Bairischen am Freitag zuvor gethan hatten.

Am Donnerstag danach kam ein königlicher Bote und überlieferte unseren Bürgermeistern ein großes Mandat mit schweren Strafandrohungen, ausgegangen von der königlichen Majestät, darin uns geboten ward, obengenanntem Herzog Ruprecht, seinen Anhängern, Helfern und Helfershelfern als Geächteten und Abergeächteten nicht zu Hülfe zu ziehen, keinen Vorschub, Beistand noch Hülfe zu leisten, und wenn wir oder die Unsern ihnen zu Hülfe gezogen wären, von Stund an dieselben wieder zurückzurufen, bei Strafe des Verlustes aller Privilegien, Freiheiten, Regalien und Gnaden, auch innerhalb neun Tagen seiner königlichen Majestät am königlichen Hofe solches zu wissen zu thun oder danach an dem fünfundvierzigsten Tage daselbst zu erscheinen.

Am Freitag danach um zehn Uhr kam ein Schreiben vom Pfalzgrafen an den Rat mit der Nachricht, daß die obengenannten drei Markgrafen von Brandenburg Feinde geworden wären, und mit dem ernstlichen Begehr, seiner Gnaden auf nächsten Mittwoch fünfzig Gewappnete zu schicken.

Am Dienstag (14. Mai) schickte der Rat seine Botschaft wieder zum Fürsten nach Heidelberg mit Kopie und Abschrift des königlichen Mandats und der Mitteilung der Auflage, die darin stand u. s. w., auch mit Erwähnung der Verhandlung unserer Pfaffen zu Mainz vor Leyst am letzten Freitag, und was die Pfaffen seiner fürstlichen Gnaden zu Ehren und der Sache zu Gute gethan hätten, wie es im vorigen Blatte erzählt ist.

Darauf gab seine fürstliche Gnaden dem Rat zur Antwort, daß seine Gnaden unsere mitgeteilten Gründe wohl ermessen könnte, er halte dieselben auch für richtig, er wolle auch den ehrbaren Rat und die gemeine Stadt nicht gern in Bedrängnis bringen oder kommen lassen; und sonderlich hätte es seiner Gnaden gut gefallen, daß der Rat und die gemeine Stadt, wiewohl sie seiner Gnaden wegen des königlichen Mandats nicht zu Hülfe ziehen könnten, doch seiner Gnaden nicht feind sein wollten, auch kein kaiserliches Kriegsvolk und niemand

[1] Hier ist eine Lücke im Text.
[2] Trompetenstoß.

nach Worms herein kommen lassen wollten, der in der Stadt oder von der Stadt aus gegen seine Gnaden Hülfe leisten wolle; auch wolle seine Gnaden mit dem ehrbaren Rate und gemeiner Stadt deshalb in dieser Zeit Nachsicht haben: sie hätten guten Willen, ihre Stadt zu behüten und zu bewachen. Wenn es ihnen an Büchsen, Pulver, Lunten oder anderem Nötigen gebräche, wollte seine Gnaden beisteuern und helfen und mit allem Guten und Dienlichen nicht sparsam sein. Darauf schieden also dieses Mal die Boten ab.

Am Montag danach kam die bestimmte Nachricht, daß Herzog Ulrich von Württemberg und Herzog Heinrich, sein Vetter, auch der Pfalz Feindsbriefe mit Trompeten und Boten überschickt hätten.

Danach am Donnerstag schrieb mein Herr Pfalzgraf dem Rat, der Landgraf Wilhelm von Hessen hätte seiner Gnaden auch die Fehde angesagt u. s. w., und es erhob sich ein solches Fliehen von armen Leuten jenseits und diesseits des Rheins in diese Stadt und auch anderswohin, daß es erbärmlich anzusehen war, wie Du es bei dem Rat genau beschrieben findest.[1] Auch flehten die Kämmerer von Dalberg um Schutz, da sie sich von Herrnsheim nach Oppenheim nicht getrauen dürften.

Am Freitag danach (24. Mai) am Morgen fand man in Neuhausen an dem Stift angeschlagen einen Feindsbrief von fünf Personen mit seltsamen Namen, als ob es Edelleute wären. Und an demselben Morgen erschienen vor dem Rat im Auftrag des Stifts von Neuhausen Herr Heinrich Senger, Herr Jakob Rothard, Herr Bernhard Bierbaum, Kanoniker, und Herr Jost Haß, Herr Jörg Eberbacher, Vikar daselbst; als Redner hatten sie mitgenommen M. Hans Diefenberg, derzeit Offizial. Sie baten auf das allerfreundlichste, wie sie nur konnten, daß man ihnen und ihrem Gesinde die Pforten und den Eingang in die Stadt wieder erlauben möchte, sie wollten mit Leib und Gut hinter die Mauern fliehen. Was sie dafür thun sollten, des wären sie willig und sie wollten es ewig um Rat und Gemeinde verdienen.

Darauf bekamen sie zur Antwort: ihr Heinrich Kaiser[2] und etliche andere hätten die Verhängung des Banns mit besonderem Fleiß und Zuthun betrieben, weswegen der ehrsame

---

[1] Im Stadtarchiv befindet sich ein offizielles Verzeichnis der in die Stadt Geflüchteten. (Boos U.-B. III. S. 487. A. 4.)
[2] Heinrich Kaiser war Notar und Kaplan des Bischofs.

Rat an ihr Kapitel geschickt hätte und sie freundlich hätte bitten lassen, um sie zu vermögen, sich solches zu entschlagen. Unter ihnen seien aber Feinde von uns. Es sei auch an den Rat die Nachricht gelangt, daß ihnen in Neuhausen besondere Fehde zugeschickt worden wäre, davon müßten sie auch Bericht haben. Und sie wurden deshalb auf den Nachmittag zur weiteren Verhandlung mit ihnen wieder beschieden.

Und als sie am Nachmittag kamen, brachten sie eine Abschrift von dem Feindsbrief mit. Und als des Rats Verordnete diesen lesen gehört, redeten sie folgendes zu ihnen: Würdige und andächtige liebe Herrn! Ihr habt durch die Ausübung des Banns durch Eueren Dechanten den Unwillen des Rats und der Gemeinde erregt und habt unsere Bürger schmählich aus Eurer Kirche gehen heißen u. s. w. Dazu ist die Fehde Euch angesagt und — wie zu befürchten — nicht allein Euch, sondern auch der Stadt Worms. Sollten wir Euch nun nach Eurem Begehr herein lassen und Euer Leib und Gut in gemeiner Stadt Schutz und Schirm nehmen, so habt Ihr selbst zu ermessen, was für Folgen und Bedrängnisse daraus der Stadt erwachsen können, und es ist nötig, daß Ihr darauf bedacht seid, daß Rat und Gemeinde wieder zum Guten und zur Freundschaft gebracht werden. Was Ihr deshalb zu thun gedenkt, gebt uns zu verstehen, so wollen wir guten Fleiß nicht sparen und Eurem Begehr willfahren, damit Ihr dadurch des ehrsamen Rats gute Gesinnung erkennen könnt. Wir wollen auch nach Eurem Begehr das Heiligtum und was zur Zier der Kirche dienet herein lassen, können aber Euer Leib oder Gut zusammen oder einzelne zur Zeit aus genannten Gründen nicht schirmen.

Darauf dankten sie gar freundlich wegen des Kirchenschmucks, baten aber doch und flehten, ihnen auch ihrer und ihrer aller Person wegen freundliche und nachbarliche Antwort zu geben. Sie wollten Wein und Frucht nach vorheriger Abrede leisten und wenn man weiteres von ihnen haben wollte, so wollte sie sich nach ihrem Vermögen und Gebühr willig zeigen.

Darauf wurden ihnen zwei Wege vorgeschlagen; der erste der: sie hätten da einen Bach oder Wasser, das an ihnen vorbeifließe und ihnen keinen Nutzen brächte, auch vor alten Zeiten durch die Stadt geflossen sei, wenn sie dieses der Stadt wieder angedeihen ließen, so hofften wir, daß der Ernst und Unwille, den der Rat und die Gemeinde gegen sie hätte, dadurch gemildert und zum Guten gewendet würde.

Desgleichen hätten sie viele Jahre Widersacher des Rates und der Gemeinde aufgenommen und ihnen zu Zeiten wider den Rat Geleite gegeben, so sollten sie es dem Rate schriftlich geben, fürderhin niemand, den der Rat nicht leiden könne, zu geleiten. Solches würde große Liebe und Freundschaft für ewige Tage zwischen der Stadt und dem Stift bewirken. Das wollten sie sich gegenseitig verbriefen, daß es solchen Ansuchens jetzt und danach nicht wieder bedürfen würde, sondern jedermann wüßte, was er von dem anderen zu erwarten habe.

Das nahmen sie an, es dem Kapitel zu hinterbringen, und meinten, sie würden den heiligen Cyriacus diesen Pfingstabend (25. Mai) nach der Vesper hereinbringen; doch waren sie noch ohne Auftrag und wollten es den Bürgermeistern drei oder vier Stunden vorher ankündigen und wissen lassen. Und als sie danach die zwei Vorschläge, den Bach und das Geleit betreffend, abschlugen und abschlägige Antwort gaben, ließ es der Rat auch bei der gegebenen Antwort bewenden.

An demselben Tage schrieb der Pfalzgraf dem Rat, er solle am Pfingstmontag in Heidelberg erscheinen, welchen Tag seine Gnaden dem Bischof und der Pfaffheit auch bestimmt hatte; er hätte gute Zuversicht, daß er die Aufhebung des Bannes auf etliche Zeit erlangen würde; inzwischen könne man versuchen, den Handel beizulegen. Darauf schrieb der Rat seiner Gnaden und dankte ihm dienstbeflissen; die Stadt könne sich auf keine Einstellung wegen des genannten Bannes einlassen; man wolle auch von niemand eine Rede hören, der Bann wäre denn gänzlich ab.

Darauf schrieb seine Gnaden sofort wieder, man solle doch an dem Tag nicht ausbleiben; seine Gnaden hoffe den Bann ganz abzuschaffen und in der Hauptsache eine Entscheidung zu finden, die dem Rat annehmbar und gefällig wäre. Also schickte der Rat den Stadtschreiber und Ludwig Bohel, die die Befreiung von dem Bann sehen und empfangen sollten; wenn sie diese in den Händen hätten und der Fürst danach weiter verhandeln wollte, sollten sie, sei es Tag oder Nacht, Botschaft schicken, so wollte man ihnen Weisung schicken.

Am Pfingstdienstag (28. Mai), am Morgen um 8 Uhr, kam herein mit einer Prozession St. Cyriacus aus Neuhausen; der Rat hatte an 200 Gewappnete zu Fuß, die mit dem Heiligtum herein kamen, es zu geleiten, nud der Rat ging dem Heiligtum mit seinen und aller Zünfte Kerzen entgegen.

Die Kanoniker aus Neuhausen trugen den Heiligen selbst bis in den Dom und sangen vorn und hinten, wie man mit den Kreuzen geht. Und da zu derselben Zeit die Pfaffen nicht mit herein waren, gingen die fünf Priester, die in den fünf Pfarreien angestellt waren, mit unseren Schülern dem Heiligen entgegen, und als der Heilige unter das Thor kam, sangen die Schüler: Advenisti desiderabilis. Unsere angestellten Pfaffen gingen in einer Rotte für sich vor denen von Neuhausen, und die von Neuhausen sangen gut mit, aber viele von ihnen weinten. Und so brachten sie den Heiligen in den Dom, da sangen sie: Petre was me, mit einer Kollekte, danach einen Spruch von St. Cyriacus auch mit einer Kollekte. Und sie trugen den Heiligen hinter den Fronaltar und schlossen ihn in diesem Altar ein. Ich hoffe, er werde danach allerwegen in Worms bleiben. Und der Rat gab den Pfaffen ein Konzept eines Vertrags, wie es mit den Pfaffen und dem Heiligtum fürderhin gehalten werden solle.

Und sie wollten am Kreuzmontag ihr Kreuz nicht hereintragen, wie von Alters her, und waren froh, daß ihnen der Rat vergünstigte, ihren Patron hereinzutragen; dazu sangen sie im Dome vor allen Menschen, die sie auch bestrichen mit dem Heiligtum, ungeachtet des Bannes. Sie litten auch, daß unsere angestellten Pfarrer mit ihnen gingen, standen auch im Dome und halfen den Heiligen hereinbringen. Doch wollten sie keine Messe singen oder lesen, was ihnen Gott verzeihe. Von Stund an mußten die Pfaffen von Neuhausen wieder zur Stadt hinaus, weil man ihre Person und ihre Güter zur Zeit aus den obengenannten Gründen nicht behalten wollte.

Am Dienstag nach Trinitatis (4. Juni) schrieb der Fürst gar gnädig, wir sollten unverzüglich bei seiner Gnaden erscheinen mit der guten Zuversicht, daß der Bann nach des Rats Begehr abgeschafft würde und alle Streitigkeiten zwischen Bischof, Pfaffheit und der Stadt beigelegt würden. Darauf schickte der Rat abermals zu seinen Gnaden Hamman Lißpurger, Ludwig Vohel und den Stadtschreiber mit demselben Befehl, der kurz hier vorn geschrieben steht &c. Dieselben brachten ein schriftliches Schlußprotokoll unter des Fürsten Siegel, daß Rat und Gemeinde den nächsten Mittwoch danach ihre Ratsfreunde und Anwälte zu Mainz vor den frommen Richter Leist schicken sollten, um die Befreiung von dem Bann, wie sich gebühre, zu erbitten, woselbst auch die Pfaffen ihre Anwälte haben würden, um die Befreiung zu

bewilligen. Am nächstfolgenden Montag danach erschienen beide Teile in Neuhausen, durch verschiedene Personen vertreten, und redeten freundlich von der Sache und verhandelten gemäß dem Pfalzgräflichen Rezeß. Was aus allem diesem geworden, findest Du hernach geschrieben.[1]

An demselben Mittwoch (12. Juni) erschienen beide Teile in Mainz vor Leist, und wir Wormser wurden absolviert und mußten demselben frommen Richter für die Absolution 18 Gulden geben. Aber die Pfaffheit mußte hernach das Geld bezahlen, wie Du hernach findest. Es erschienen beide Parteien: der Bischof, zwei Domherrn, der Herr Dekan von St. Paulus, der Dekan von St. Martin, der Dekan zu unserer lieben Frau, zwei Kanoniker von St. Andreae und einer von unserer lieben Frau mit seinem Dekan, der derzeitige Offizial des Bischofs und Herr Heinrich Kaiser, Notar und Laurentiat des Domstifts, der das Unglück mit dem Bann angestellt, zugerichtet und mit allem Fleiß erstrebt hatte — auf der Pfaffen Seite. Auf der Ratsseite erschienen: Dr. Jakob, der Stadt Advokat, Hamman Lißpurg, ich Reinhard Noltz, Heinrich Silberbrenner, ein Neuner, Johann Eberbacher,

---

[1] Boos ergänzt hier folgendes: Es lag der Stadt alles daran, aus dem Bann zu kommen. Sie schickte deshalb den Philipp Sommer, Licentiaten, und Hamman Bohel nach Basel, wo der Kardinal Raimundus weilte. Am 10. Mai berichten beide: „Wisset, daß wir am nächstvergangenen Sonntag cantate gen Basel gekommen sind und dort den Legaten gefunden haben. Der ist noch da, wir wissen aber nicht, wie lange er bleiben wird. Zuerst sind wir zu dem Bürgermeister von Basel gegangen und haben ihm unsere Forderung übergeben und die Schreiben der Straßburger. Also beschied uns der Bürgermeister auf Montag Morgen vor den Rat. Daselbst hatte sich der alte und neue Rat versammelt, und sie empfingen uns feierlich und hörten unseren Auftrag und unser Begehr an; das war, daß sie uns bei dem Kardinal beiständen." Die Baseler versprachen Beistand durch den Bürgermeister, ihren Advokaten, einen Licentiaten „fürwahr einen geschickten und gelehrten Mann, und ihren Stadtschreiber. Die gingen mit uns zu dem Legaten und kamen mit uns überein, daß wir unsere Forderung zuvor in ihrem Beisein anbringen sollten". Nun wird über die Verhandlung berichtet: „Also haben die von Basel noch einen Advokaten, der ist ein Spanier, kann kein Deutsch, liest ordinarie Recht hier zu Basel auf der Universität und ist sehr gelehrt. Doktor Wyndecker, der bei uns gewesen ist, der ist auch Besoldeter von Basel und Doktor beiderlei Rechte (des röm. und kanonischen Rechts). Auf diese berief sich der Rat dem Legaten gegenüber. Da waren wir froh und hofften, etwas zu erreichen. Dann ließ uns der Legat sagen, die Gemeinde von Worms wäre er willig zu absolvieren, aber nicht die vom Rat. . ." Wieder erfolgten lange erfolglose Verhandlungen.

Ludwig Bohel, vom gemeinen Rat, und Adam, der Stadtschreiber. Die erschienen auf den angesetzten Montag danach in Neuhausen, um nach Inhalt des obgedachten Rezesses zu verhandeln.

Zuerst verzichteten der Bischof und gemeine Pfaffheit darauf, daß die fünf fremden Priester von ihnen gestraft würden; es sollte ihnen von ihnen auch nichts nachgetragen werden, weil sie dem Rat und der Gemeinde in der Zeit des Bannes gedient hatten, sondern es sollte ihnen ganz und gar verziehen sein. Doch müßten sie sich innerhalb 14 Tagen aus der Stadt und dem Stift begeben. Das Letzte wollte der Rat nicht annehmen, sie der Stadt zu verweisen; man müsse doch erwarten, daß sie sich, wenn sie die Pfarrstellen verlören, von selbst wegen ihres Unterhaltes nicht allein aus der Stadt, sondern auch aus dem Stift begeben müßten.

Am Dienstag griff man zu weiterer Verhandlung und begehrten der Bischof und die Pfaffen, einen Artikel aufzusetzen, wie der Rat und Gericht zu besetzen sei, da sie es immer stach, daß sie die weltliche Herrschaft in Worms bekämen. Die Abgesandten des Rats ließen es geschehen und huben an, dem Bischof eine Aufzeichnung und Entwurf eines schriftlichen Vertrags und Pflicht vorzuhalten, die er dem Rat und der Stadt bewilligen und beschwören sollte. Die gefielen ihm aber nicht. Dagegen hielt der Bischof den Abgesandten des Rats den Eid vor, der seinem Vorgänger, dem Bischof Johannes von Dalberg, vom Rat bei seinem Einritt auf Drängen und Veranlassung des Bischofs von Speier, Herrn Ludwig von Helmstadt, geschworen war. Dieser Eid war durch die kaiserliche Majestät abgethan. Das wurde auch dem Bischof gesagt und angezeigt.

Und als wir also in Unterredung und Verhandlung standen, sahen wir über dem Rhein viele Dörfer brennen: Biblis, Nordheim und viele andere Dörfer. Das that alles der Landgraf, der zu der Zeit mit Heeresmacht vor Bensheim lag.

Am Mittwoch (19. Juni) kam der Herzog von Braunschweig zu ihm. Der lagerte sich vor den Stein bei Rheindürkheim und am Freitag Morgen da eroberte er den Stein und zwar ohne alle Gegenwehr — es wurde kein Büchsenschuß hinein oder herausgeschossen — denn es war ein Verwalter darin, ein Schwabe, der hat es verraten. Wie man glaublich sagt, war er mehr württembergisch als pfalzgräflich gesinnt.

Von dem Tag zu Neuhausen schieden wir ohne Resultat, weil der Bischof sich nicht länger dort aufhalten wollte, sondern

von dem Rat begehrte, daß man ihn und die Seinen, die Abgesandten der Pfaffheit, nach Worms auf seinen Hof lassen sollte. Das wollte der Rat nicht thun. Doch der Sache und gütlicher Verhandlung zu liebe erbot sich der Rat, sie in das Kloster in der Vorstadt zu den Frauen-Brüdern kommen zu lassen. Das schlugen sie ab. Also schied man von dem Tag.

Am Freitag gewann der Landgraf das neue Schloß bei Lampertheim, genannt Friddelburg, und brannte es bis auf den Grund und Boden ab.

An demselben Freitag abends kam der obengenannte Verwalter vom Steine hierher nach Worms und begehrte Geleite. Das ward ihm abgeschlagen, denn die pfalzgräflichen Bauern und andere Gewappnete belegten seinen Leib und Gut mit Beschlag. Aber mit seiner Person begab er sich in die Freiheit zu den Johanniterherrn in ihren Hof. Davor standen die Pfalzgräflichen mit gewappneter Hand, um ihn darin zu bewachen, bis sie Botschaft über Nacht nach Heidelberg geschickt hatten. Das übersah der Rat, denn auch vom Komtur geschah keine Klage. Und als die Botschaft von Heidelberg kam, überredeten denselben Verwalter die Pfalzgräflichen, daß er willig mit aus der Freiheit ging und sich auf einen Rollwagen mit Weib und vier Kindern setzte und mit ihnen gen Heidelberg fuhr, um sich dort zu verantworten. Der Rat ließ es auch geschehen. Wie es ihm gehen wird, findest Du hernach beschrieben.

Danach am Montag, dem letzten Tage des Juni, kam der Landgraf vor Odernheim und fing an zu schießen. Um fünf Uhr war er in der Stadt. Einer der Bürgermeister kam beim Ansturm um, der andere wurde danach enthauptet und alle Ratsherrn und Knechte, die nicht entliefen, wurden gefangen, gebunden, gefesselt.

In diesen Tagen war ein solches Fliehen und Flüchten der Edlen, der Mächtigsten und Reichsten im Lande, daß dergleichen nie gesehen und gedacht worden war, alles in diese Stadt Worms mit solchen Gebahren, daß alle Menschen in diesem Lande darüber erschraken. Und alle Dorfpfarrer, alle Pfaffen, Nonnen und Mönche ergaben sich unter jeder Bedingung dem Willen des Rats und der Stadt, denn sie hatten keinen anderen Trost als Worms. Trotzdem ließen unsere Pfaffen nichts davon hören, daß sie hereinkommen wollten, denn sie waren und sind immer anders als alle andere Menschen.

Am Montag danach, als etliche unserer Bürger von Straßburg aus der Messe kamen und ihren Zoll zu Oggersheim entrichten wollten, sagte ihnen der Zollschreiber daselbst, die Wormser hätten für ihre, des Pfalzgrafen Feinde Brot gebacken,[1] das wollten sie auch versuchen.

Ebenso kamen auch den Bürgermeistern von guten Freunden mannigfaltige Warnungen, die auch nicht gering geachtet wurden. Nachdem die Nacht zuvor viele Gewappnete zu Mannheim übergefahren waren und da auch zu Oggersheim, Frankenthal, Dirmstein und überall um die Stadt herum Gewappnete waren, befahl der Bürgermeister, die Trommel zu schlagen, wodurch bei zwei hundert Mann und mehr in Harnisch zusammengerufen wurden. Diese und mehr erschienen auch auf der Münz. Einen Teil schickte man an die Thore, die übrigen blieben auf der alten Münze; und der Rat ließ alle Posten besetzen. Dieselbe Nacht zogen viele Leute vor die Stadt: nur Gott erkennt all ihr Gemüt.

Am Dienstag (2. Juli) Morgen kam ein Bote vom Feind von Hochheim mit einem Beglaubigungsschreiben an den Rat und begehrte, daß alle Pfalzgräflichen mit ihrem Harnisch und Gewehr aus der Stadt befohlen würden und mit ihm denselben Abend nach Pfeddersheim gingen. Das mißfiel dem Rat nicht, da man ohnedies die Bauern gerne auf die beste Art los gewesen wäre. Also ließ man einen Heimbürger in der Stadt herumreiten und ausrufen und allen Pfalzgräflichen gebieten, um 12 Uhr in dem Tanzhause zu sein, wo ihnen dasselbe ernstlich gesagt wurde. Die armen Leute in der Pfalz wurden froh und getrost, denn die Pfalz verstärkte sich in Alzey sehr, und der Landgraf zog von Ingelheim nach Mainz. Deshalb fuhren die Bauern ihre Habe fleißig täglich aus der Stadt wieder heim.

An diesem Montag (8. Juli) kam der Gutsverwalter von Alzey und führte das Brot, das für den Landgrafen gebacken war, weg, vier Wagen voll.

Am Mittwoch danach kam derselbe Gutsverwalter wieder und holte über vier Wagen mit Brot. Darob wurde ihm von den Bürgermeistern gesagt, wenn er fortan Brots bedürfe, möchten sie es dem Rat schreiben, denn er würde nicht alle Tage in der Stadt so viel gebackenes Brot, das man

---

[1] Am 3. Juli forderte der Landgraf von Odernheim aus den Rat auf, ihm drei hundert Malter Brots zu backen. (Boos U.-B. III S. 493. A. 2.)

entbehren könne, finden. Es war auch wider des Königs Mandat, worauf der Rat sehr achten mußte; aber es war nicht nötig, es gerade jetzt dem Gutsverwalter zu sagen.

An demselben Tag hatte der Rat seine Botschaft bei dem Landgrafen auf St. Viktorsberg bei Mainz. Der Landgraf fuhr auch an demselben Mittwoch bei Weisenau wieder jenseits des Rheins mit allen Wagen, Reisigen und Fußknechten; am Freitag danach auch über den Main.[1]

Sobald der Pfalzgraf vernahm, daß der Landgraf wieder über den Rhein sei, überzog er mit seinem Kriegsvolk

---

[1] Boos ergänzt das Obige aus dem Archiv wie folgt (U. B. III S. 394 ff. A.): Am 12. Juli gewährte der Landgraf zu Ingelheim dem Rate die Bitte „Schloß und Flecken des von Oberstein mit Brand und anderem zu verschonen. Am 16. Juli auf St. Viktorsberg bei Mainz giebt er den Wormser Gesandten einen Geleitsbrief (wahrscheinlich um zum König zu gelangen). Am 18. Juli aus Haubt, bei Weisenau ersucht er den Rat laut dem kgl. Mandat um Öffnung der Stadt und um feilen Kauf. Darauf antwortete der Rat, daß er beides nicht könne. In dieser Bedrängnis entschloß sich der Rat, eine Gesandtschaft an den König zu schicken. Am 28. Juli schreiben Heinrich Silberborner und Balthasar Myhel: „Wir sind nach vielem Umreiten am nächsten Samstag zu Abend an den kgl. Hof, den wir zu Awrach antrafen, gekommen. Und als wir Sonntag Morgens uns umthaten, bei kgl. Majestät unsere Schreiben anzubringen, haben wir bei vielen unserer Gönner vernommen und treuliche Warnung empfangen, daß Eure Weisheit bei kgl. Majestät sehr schwer angeschwärzt worden sei, als ob Ihr den kgl. Geboten, die an Euch ergangen, ungehorsam gewesen wäret und unserem gnädigen Herrn Pfalzgrafen und den Seinigen zu Roß und Fuß offenen Durchzug, Proviant und anderen Vorschub und Gutthaten erwiesen hättet. So soll der Pfalzgraf öffentlich haben hören lassen, daß Ihr ihm vertraulich zugesagt hättet, Vorschub und Hilfe zu leisten, und nicht zu gestatten, daß ihm aus einer Stadt Nachteile zugefügt würden u. s. w. Darum, wenn er auch seines Landes ganz vertrieben würde, wüßte er solches mit Hülfe der Stadt wieder zu gewinnen. Dadurch wurde die kgl. Majestät zu unsäglich großer Ungnade gegen die Stadt bewogen, wie uns auch von seiner kgl. Majestät mündlich vermerkt wurde. Er will nichts anderes haben als große Ungnade und unnachlässige Bestrafung oder vollkommenen Gehorsam und ist nicht zu bewegen, unsere Schreiben anzusehen. Hätten wir die Empfehlungen (des Landgrafen) nicht gehabt, wären wir gar nicht dazu gekommen, uns zu rechtfertigen. Es sind auch erschreckliche Mandate gegen die Stadt vorhanden gewesen, die wir nur mit Bemühungen abgewendet haben.“ Am 4. August zu Horb erging an Worms ein kgl. Mandat, dem Landgrafen die Stadt offen zu halten. Das war eine Wendung zum Besseren und der nächste Brief der Gesandten beim König vom 6. August ist daher hoffnungsvoller ... Der Rat war dem Befehl des Königs nachgekommen und hatte dem Landgrafen angeboten, ihn mit Proviant zu versehen. Das erwiderte der Landgraf mit dem Versprechen, „sie mit Fußvolk nicht zu

unverzüglich Herzog Alexander[1] und verbrannte ihm viele Dörfer. Die pfalzgräflichen Bauern führten ihre Habe wieder hinaus und die leiningischen herein.

Am Mittwoch, St. Jakobs Abend (24. Juli), fingen die Fischer hier zu Worms in der Almen (?) einen Stör, der war neun Schuh lang. Etliche der Fischer meinten, man solle ihn dem Bischof von Worms schicken, etliche waren dagegen, und so gelangte es an die Bürgermeister; diese geboten, daß man den Fisch unverändert lasse, bis der Rat, der über ihnen stand, beraten habe. Es wurde beschlossen, den Fisch in den Bürgerhof zu tragen, daselbst zu zerschneiden und die eine Hälfte dem Rat zum gemeinsamen Mahl auf der Münze vorzubehalten, den anderen Teil für die Gemeinde zu zerschneiden, ein Pfund zu zehn Pfennig, und niemand

belästigen noch zu beschädigen." Am 29. August befahl Maximilian zu Blaubeuern der Stadt, das dem Pfalzgrafen Philipp als Schirmherrn der Stadt zuständige Schirmgeld als konfiszziertes Gut hinfort an ihn abzuliefern. Von Donauwörth aus erließ Maximilian am 4. September drei Briefe an die Stadt: 1) ein gedrucktes Mandat „zu Roß und zu Fuß auf das Lechfeld zu ziehen"; 2) erteilt er als Erzherzog von Österreich und Landgraf im Elsaß der Stadt Worms einen Schirmbrief. Danach will der Erzherzog die Bürgermeister und Rat der Stadt, ihre Bürger, Einwohner, Zugehörige bei ihren Freiheiten, Obrigkeiten, Herrlichkeiten, Gerechtigkeiten, Gerichtszwängen, Ordnungen, Polizeien, guten Gewohnheiten und altem Herkommen schützen und schirmen gegen jeden Eingriff und Abbruch. Dagegen soll die Stadt ein offenes Haus Österreichs sein. Damit aber die Stadt stattlicher geschirmt werden möge, so habe er sie in die Niedere Vereinigung in Ober- und Unterelsaß aufgenommen laut der Verschreibung. Für diesen Schirm solle die Stadt alljährlich auf St. Jörgentag 200 fl. Rheinisch zahlen, und zwar vom St. Jörgentag des Jahres 1506 an; 3) giebt Maximilian alle bisher von dem Bischof Reinhard ausgeübten Hoheiten und Rechte dem Rate wieder zurück. Damit steht nun scheinbar ein Mandat Maximilians, datiert Augsburg 7. September, in Widerspruch, wonach der König der Stadt bei Strafe von 100 Mark lötiges Gold und der Acht gebietet, den erwählten Bischof Reinhard in seine Rechte einzusetzen. Jedoch ging dieses Mandat nicht vom König, sondern vom Reichskammergericht aus.

Bischof Reinhard wandte sich am 18. September klagend an den Landgrafen. Er sei schier verdorben; sein Vorfahr habe trotz aller Kosten und Arbeit die Vollstreckung der Urteile nicht erlangen können; das Stift sei in große Schulden geraten. Er fleht den Landgrafen um Schutz an. Dieser aber antwortet ihm kühl ablehnend. — Wie es scheint, waren die Wormser Gesandten dem König nachgereist. Sie konnten ihn aber wegen der Feinde nicht erreichen und blieben in Nürnberg.

[1] Herzog von Baiern, Graf von Veldenz.

mehr als ein Pfund und nur unter Gemeindemitglieder zu vergeben.

Am Freitag danach aßen der alte und neue Rat den Stör auf der Münze und luden dazu gute Freunde, die auch täglich daselbst erschienen.

An demselben Freitag kam ein Brief von dem erwählten Bischof an beide Fischerzünfte mit dem Begehr, ihm den Stör auszuliefern oder dafür Ersatz zu leisten u. s. w. Dieser Brief wurde von den Zunftmeistern dem Rate überantwortet mit dem Begehr, ihnen zu helfen; sie wurden auch vom Rate getröstet. Darauf wurde vom Rate eine Antwort aufgesetzt, die jedoch im Namen der Zunft unter ihrem Siegel überschickt werden sollte: daß beide Zünfte nicht geständen, von Zunft wegen je einen Stör überliefert zu haben, und begehrten, es ihnen auch fürderhin zu erlassen. Darauf ruht es noch.

Am Donnerstag nach Mauritii (26. Sept.) kam ein Bote vom Kammergericht und übergab dem Rate zwei Mandate oder Ladungen, in dreißig Tagen vor königlicher Majestät Kammergericht zu erscheinen und zu prozedieren und in der Sache des Bischofs, das possessorium betreffend, fortzufahren, wie der Streit vor dem Reichsregiment verlassen worden und anstehen geblieben wäre.

Darauf und nach Übergabe dieser Mandate ließ der Rat allen Pfaffen, die jetzt in diesen Kriegsläufen herein gekommen waren, Schutz, Schirm und Geleite aufsagen und aus der Stadt zu gehen gebieten.

Am Dienstag, St. Remigiustag (1. Oktober), erschien vor dem Rat Dunkelsböhel, Licentiat und Offizial des Bischofs zu Worms, und zeigte die Konfirmation und den Bestätigungsbrief, nach dem der Bischof Reinhard vom Stuhle zu Rom bestätigt war, und begehrte, daß der Rat sich rüsten solle, denn seine Gnaden wäre Willens, auf Dienstag nach Simonis und Judae (29. Oktober) in Worms einzureiten nach löblicher alter Gewohnheit.

Darauf ward ihm zur Antwort, es wäre jetzt Herbst und jedermann hätte mit sich selbst zu thun. Aber wenn es später sich füge, wollten sie den alten und neuen Rat versammeln und ihnen die Konfirmation vorhalten, auch sein weiteres Begehr, einzureiten; und was dann der Rat beschließen würde, sollte seiner Gnaden nicht vorenthalten werden.

Auf Dienstag nach St. Gallen (15. Oktober) war die Botschaft des Bischofs wieder vor den Rat beschieden, um

auf ihr Verlangen, das hiervor auf diesem Blatt geschrieben steht, Antwort zu empfangen.[1]

Nachdem der Rat diese Konfirmation eingesehen und da dieselbe enthielt, daß der Papst dem Bischof die Verwaltung der Kirchen zu Worms in geistlichen und weltlichen Dingen vollkommen übertragen habe, wie in dem Briefe von seiner Heiligkeit ausführlicher beschrieben wäre, gefiel dem Rate die Antwort, daß er im Namen der Stadt diese Briefe sehen müsse, da die weltliche Verwaltung und Herrschaft über die Stadt dem ehrsamen Rat vom römischen Kaiser und Könige mit mannigfaltigen Freiheiten übertragen wäre; deshalb hätten sie auch dieses Orts Interesse zu behüten. Darauf sagten die Boten des Bischofs, die Briefe, wovon die Rede wäre, wären mit Kopien und Abschriften vorhanden; sie hätten aber keinen Befehl, dieselben jemandem zu zeigen, und hätten sich dieser Antwort nicht versehen. Sie wollten aber von Stund an zu ihrem gnädigen Herrn schicken und ihm des Rats Antwort anzeigen, und was weiter für ein Befehl käme, wollten sie dem Rate nicht vorenthalten.

Am Freitag, St. Lukastag (18 Okt.), erschien des Bischofs Botschaft vor dem Rat und brachte die übrigen päpstlichen Briefe mit, auch einen Brief von der königlichen Majestät, worin stand, daß der Bischof die Lehen und Regalien, die zum Stift gehörten, nutznießen und gebrauchen solle, aber bei oder nach Ausgang dieses Jahres solle er die Regalien und Lehen in eigner Person empfangen. Ferner begehrte seine Gnaden, ihn einreiten zu lassen.

Darauf wurde vom Rate geantwortet, er habe die Besichtigung der Briefe beschlossen und er wolle darüber weiter beraten. Damit aber nicht geglaubt würde, die Sache würde vom Rat in die Länge gezogen, wolle der Rat, da allerhand vor dem Einreiten zu bereden wäre, wenn es dem Bischof zu verhandeln genehm wäre, sich auch dazu anschicken. Also wurde nach mannigfaltiger Unterredung ein Tag festgesetzt und von beiden Teilen bewilligt auf Donnerstag, den folgenden Tag nach Severin (24. Okt.) in den Kirschgarten, und zum Obmann von beiden Teilen gebeten und schriftlich geladen Herr Ritter Friedrich Kämmerer von Dalberg, der auch erschien.

[1] Hier läßt Noltz im Texte den lateinischen Bestätigungsbrief des Papstes folgen. Die Stelle, auf die sich Noltz hernach bezieht, heißt: „. . . wir übertragen ihm die Aufsicht und die Verwaltung dieser Kirche in geistlichen und weltlichen Dingen vollständig, wie es in unseren . . . Briefen noch weiter enthalten ist.“

Am Samstag nach St. Lukastag (19. Oktober) schickte der Pfalzgraf zwei Hirsche auf zwei Mauleseln in Stücke zerlegt und ließ sie dem Rat schenken, dabei fröhlich zu sein. Also ließ der Rat alte und neue Räte laden mit ihren Weibern und Töchtern zum Wildpret und Tanzen. Und sie aßen am Dienstag zu Mittag und zu Abend mit einander und anderen angesehenen Gästen und waren fröhlich auf der Münze. Dem Jägersknecht, der das Wildpret brachte, schenkte man einen Gulden.

Auf Donnerstag danach am Morgen waren vom Rate 16 Personen abgeordnet, die zur Verhandlung in den Kirschgarten gehen sollten. Sie erschienen auch dort und fanden daselbst Herrn Ritter Friedrich von Dalberg, der von beiden Teilen als Schiedsmann für diesen Tag dahin geladen war. Danach um neun Uhr kam der Bischof geritten; und es standen die Mönche unter ihrem Thor und empfingen ihn mit dem Gesang: Vigilate et orate quia nescitis, qua hora dominus vester venturus sit.[1] Der Pater ging neben dem Bischof im Chor. Danach sang und las man die Messe und ging zum Essen.

Am Nachmittag, als man zur Verhandlung ging, ließ der Bischof erklären, nachdem er bestätigt, erwählt und geweiht wäre, begehre er einzureiten nach alter Gewohnheit — mit dem Erbieten, alles zu thun, was seine Vorfahren, die Bischöfe von Worms, gethan hätten.

Darauf antwortete der Rat, es wäre Streit zwischen seiner Gnaden und gemeiner Pfaffheit und dem Rat und gemeiner Stadt; der Rat begehre deshalb zu hören, ob sie auch die Streitigkeiten der Pfaffheit mit denen des Bischofs oder allein des Bischofs Händel vornehmen sollten. Also beschränkte sich der Bischof auf den Einritt; das ließ der Rat auch geschehen.

Da der Bischof kurz zuvor das Mandat und die Citation vor das königliche Kammergericht dem Rat überantwortet hatte, begehrte der Rat vor allen Dingen diese rückgängig zu machen; des weigerte sich aber auch der Bischof. Darum ließ es der Rat auch fallen, ihm nicht zum Vorteil, wie hernach geschrieben steht. Man begann über den Einritt zu verhandeln. Nach mannigfacher Verhandlung übergab der Rat eine Aufzeichnung der Pflichten und Verschreibung, die

---

[1] Wachet und betet, weil ihr nicht wißt, zu welcher Stunde euer Herr kommen wird.

sehr ehrlich war und dem Frieden dienen sollte, die aber dem Bischof und den Pfaffen sehr unangenehm und mißfällig war und die sie nicht annehmen wollten. Man begehrte auch, daß der Bischof Antwort gäbe, wie man es mit der Wahl des Rats und des Gerichts halten solle. Darauf behielten sich die Abgesandten vor, den Bescheid und den Entschluß seiner Gnaden dem Rat zu überbringen und am anderen Morgen, was der Rat für nötig hielte, mitzuteilen. Sie kamen wieder. Und es waren auf der Pfaffen Partei der Bischof, Herr Heinrich Silberberg, Herr Heinrich von Erenburg, Dr. Harynqus, ein Friese, alle Domherrn, der Offizial Meister Hans Dunkelbohel, Herr Heinrich Kaiser, Notar des Kapitels, und von Rats wegen Hamman Lißpurger, ich Reinhard Noltz, Philipp Wolf, Neuner, Meister Philipp Sommer, Licentiat, Johann Eberbecher, Hamman und Ludwig Bohel, Gebrüder, und der Stadtschreiber.

Am Samstag erschienen die Ratsfreunde wieder zu Kirschgarten, und nach gehaltener Beratung sagten die Abgesandten, der Rat hätte Befremden, weil seine Gnaden keine Einrede hätte, noch thun wolle auf die übergebene Schrift betreffend Pflicht und Verschreibung. Der Rat begehre, die Beschwerden, so sie hätten, in der alten Form und Verschreibung zu hören. Darauf sagte der Bischof, er wolle sich in keine Disputation einlassen, sondern wie seine Vorfahren geschworen und verschrieben hätten, so wollte er es auch thun; er hoffe, daß das genug sei. Darauf sagten die Ratsgesandten: seine Gnaden wolle auf des Rats vorgetragene Schrift keine Einrede thun, auch nicht die Einwände, die der Rat gegen die Verschreibung hätte, anhören, und bestehe so stracks auf seinem Willen; es sei seltsam zu hören, daß er auf einen Tag, der zu gütlichen Vergleichsverhandlungen bestimmt sei, nichts reden und nichts reden hören wolle von einer Sache, derentwillen man den Tag angesetzt habe. Hätte seine Gnaden diese Absicht in einem Briefe kundgethan, so hätten seine Gnaden und auch der Rat Mühe und Kosten gespart.

Darauf berieten sich der Bischof und die Pfaffen und willigten ein zu hören, was der Rat an der alten Verschreibung und der Pflicht auszusetzen hätte.

Darauf wurde zuerst vorgetragen, daß die alte Verschreibung in ihren Worten viel zu allgemein wäre. Dadurch seien viele Mißhelligkeiten und Zwietracht zwischen beiden Parteien entstanden; jeder Teil habe sie zu seinem Vorteil angezogen und verstanden. Deshalb habe sich Bischof Johannes,

sein Vorgänger, auf Ersuchen des Rats und auf Vorhaltung und Erinnerung genannter Verschreibung und seiner Pflicht, mehrmals offen hören lassen, er hätte seinem Stift und Kapitel zuvor und eher als der Stadt geschworen, und was deshalb in solcher Pflicht als seinem Stift und Kapitel zuwider erfunden würde, wäre er nicht schuldig zu halten. Sollte nun die Verschreibung diesen Sinn haben, so wäre solche Pflicht und Verschreibung schlecht, wie sie selbst wohl ermessen könnten. Nach vielen Reden kam man zu dem Schluß, daß den anderen Morgen des Rats Gesandte wieder erscheinen und etliche Verschreibungen des alten Bischofs mitbringen sollten; dann wolle man Wort für Wort bereden und sie ihre Beschwerden anzeigen. Also schied man diesen Abend.

An dem Sonntag, an dem man wieder zu der Verhandlung kam, zeigten die Ratsgesandten verschiedene sehr alte und auch die allerjüngste Verschreibung der Bischöfe. Darin fanden sich mannigfaltige Änderungen und Irrtümer, die sich je zu Zeiten ergeben hatten. Und man begehrte, daß der Bischof sich an der ihm vom Rat übergebenen Verschreibung als billig genügen lasse. Das nahm aber der Bischof nicht an; er bestand darauf, daß er williger wäre, zu schwören als seine Vorgänger und sonderlich der letzte, verschiedene Bischof Johannes.

Darauf wurde ihm geantwortet, das wäre für den Rat und die Stadt nicht annehmbar, denn genannter Bischof Johannes hätte Brief und Siegel dem Rate gegeben und dieselben beschworen, aber gesagt, er hätte dem Stift und Kapitel zuvor und eher als der Stadt geschworen; und wo diese Pflicht nicht wider das Stift und Kapitel wäre, wüßte er sie wohl zu halten, könnte ihnen deshalb und in diesem Falle nicht helfen. Sollte es nun die Gestalt haben, daß seine Gnaden dem Rat und der Stadt schwören sollte und zuvor einen Eid geschworen haben, durch den er nicht schuldig wäre, den letzten zu halten, so wäre Rat und Gemeinde nicht sichergestellt. Dazu hätte der Rat seine Gnaden ersucht, diese Verschreibung und Pflicht auch in dem Punkt zu halten, daß kein Bürger vor das geistliche Gericht zitiert oder gefordert würde. Das wäre der Stadt Gerechtigkeit, Freiheit, gute Gewohnheit und altes Herkommen. Wolle er der Stadt das halten, so solle er es in seine Verschreibung und Pflicht mit ausdrücklichen Worten schreiben lassen oder den Ratsgesandten seinen Willen zu erkennen geben.

Darauf bestand der Bischof auf seinem Gesang und meinte, genug gethan zu haben, wenn er schwöre wie sein Vorfahre und ließ sich diese Erklärung vor Notar und Zeugen bezeugen. Dagegen ließen sich die Ratsgesandten bezeugen, daß sie solches anzunehmen oder zu befolgen nicht schuldig wären. Denn seiner Gnaden Vorgänger hätten zum größten Teil und sonderlich der letzte bis an ihr Ende mit der Stadt gestritten, gekriegt und gehadert, dessen wolle sich seine Gnaden nach des Rats Bedünken auch befleißigen. Das wäre aber des Rats Absicht gar nicht, und er wolle sich, so viel er könne, davor hüten.

Und als sich der Bischof hören ließ, er hätte solches nicht allein zu thun, sondern es seien etliche Prälaten, die auch Gerichtszwang hätten, und auch das Kapitel, da wurde ihm geantwortet, bis nächsten Donnerstag am Allerheiligenabend sei eine Generalsitzung des gesamten Kapitels, da möchte sich seine Gnaden mit ihnen unterreden und danach zu seiner Gelegenheit den Rat weiter ansuchen, dann würde sich der ehrbare Rat aller billigen und freundlichen Handlung gegen seine Gnaden befleißigen.

Der November war feucht und warm. Und es kam die Botschaft des Rats nach Allerheiligentag vom königlichen Hofe zurück und brachte ein Mandat mit, darin der König dem Rat befahl und gebot, auf St. Martinstag Rat und Gericht zu besetzen, wie zuvor der Bischof gethan hatte. Dem war der Rat billig und auch gerne gehorsam. Also ließ der Rat auf St. Martinstag (11. November) des Morgens um sechs Uhr die Hofglocke läuten, danach um sieben Uhr das zweite Mal und nach acht Uhr das dritte Mal. Da ging der Rat vom Bürgerhof auf die neue Münze und stellte die zwei abgehenden Bürgermeister, dazu den neuen von den Neunern und zu diesem mich, Reinhard Noltz, an das Fenster und hieß mich mit lauter Stimme ausrufen, wie folgt:

„Liebe Freunde! Auf Befehl, Geheiß und Gebot der römischen königlichen Majestät, unseres allergnädigsten Herrn, und demselben zu unterthänigem Gehorsam und Gefallen erscheinen hier Bürgermeister und Rat dieser löblichen Stadt Worms mit dem Willen und der Absicht, Rat und Gericht und derselben Ämter zu erneuern und zu besetzen, wie es sich gebührt und nötig ist. Das Bürgermeisteramt im alten Rate unter den Neunern gehört Hamman Lißpurger, und man hat ihm zum Gesellen[1] aus dem gemeinen Rat Ludwig Bohel

[1] D. h. zum zweiten Bürgermeister.

zugekoren; auch wählt der Rat zu einem Schultheißen Hans Studen, zum Grafen Wentz Pfender, zum Richter Hamman Jercken, ihm zum Gesellen Hans Gommer, den Goldschmied."

Und damit schied man ab, ohne die 16 Heimbürger für die vier Pfarreien zu bestellen. Und alter und neuer Rat und Gericht aßen zusammen auf der alten Münze, denn es war kein Ofen auf der neuen Münze.

Am Freitag, St. Johannistag (27. Dezember), des Morgens nach 6 Uhr, ging in den Häusern der Pfaffen zunächst dem Luginslandturm ein Feuer an, worüber alle Menschen befremdet waren, da niemand da wohnte. Und als man scharf nachfragte, hatten sich etliche Leute, wie es sich gebührt, daselbst benommen. Und es wurde ungeachtet des Streites mit den Pfaffen und ihres bösen Willens so großer Fleiß und Arbeit von Rat und Gemeinde aufgewandt, um das Feuer niederzuhalten, daß alle Menschen die Stadt rühmten. Wenn sie den Pfaffen böswillig gewesen wären und nicht ehrlich gehandelt hätten, wäre dieses Feuer wohl bis an den Turm und weiter gewachsen und doch der Stadt und den Bürgern kein Schaden geschehen, davor uns Gott allerwegen und ein frommer Rat nach seinem Vermögen behüten wird.

1505.

Auf Sonntag oculi (23. Febr.) lud der Pfalzgraf alle Stände des Fürstentums seiner Gnaden, als Prälaten, Ritter, Edle, Landschaft und Gemeinde und besonders auch etliche freie und Reichsstädte, die seiner Gnaden durch Schirmverträge verbunden sein sollten, als Worms, Speier, Heilbronn, Wimpfen und dergleichen auf einen Tag nach Heidelberg. Am Montag des Morgens verhandelte er viel mit ihnen zusammen. Und hatte seine Gnaden einen Schreiber, genannt Simon Heß, dem war befohlen zu reden. Und er sagte vor allen Geladenen, wie die Fehde des vergangenen Jahres verlaufen und brachte viel freundliches und rechtliches Erbieten seiner Gnaden vor mit langer Einleitung und Erzählung mannigfaltiger Dinge, die nicht alle geschrieben zu werden brauchen, denn er redete ungefähr anderthalb Stunden. Doch schließlich sagte er, seine fürstliche Gnaden hätte der römischen kaiserlichen Majestät all seine Streitigkeiten zu erfreulichem oder rechtlichem Austrag übergeben; desgleichen seiner Gnaden Sohn, Herzog Friedrich, zum bevollmächtigten und bestätigten Vormund der Enkel seiner kgl. Majestät im Baiernland bestellt. Die königliche Majestät hätte auch seiner Gnaden mit eigner

Hand geschrieben, er habe seine Gnaden in gnädigem Befehl. Und am Schluß: ob jemand da wäre, der wegen solch ziemlichen und ehrlichen Erbietens seiner fürstlichen Gnaden es unternehme, seine Gnaden zu beunruhigen oder zu befehden, und was alsdann seine fürstliche Gnade sich von jedem in Sonderheit und von allen gemeiniglich zu versehen hätte. — — — —[1] Darauf gab der größte Teil der Botschaften nach gehaltener Unterredung seiner Gnaden geziemend die Antwort, daß sie diese Handlung und Begehr seiner Gnaden ihren Herrn und Freunden hinterbringen und seiner Gnaden die ehrfurchtsvolle ergebene Antwort nicht lange vorenthalten wollten. Darauf wurde für diesmal geschieden.

Wie die Pfaffen zuvor allerhand Anbändelung unternommen, so sandten sie den Dechant zu unserer l. Frau mit einem seiner Kanoniker und einem von St. Paul, gar guter und getreuer Absicht, wie sie sagten, um bei dem Rat um gütliche Unterredung nachzusuchen. Das wurde ihnen von dem Rat vergünstigt, und jeder Teil sollte einen Schiedsmann nehmen. Also nahmen die Pfaffen Herrn Heinrich Kaiser, derzeit Dekan in Neuhausen, von dem Du hiervor in dem Streit viel geschrieben findest. Der ehrbare Rat nahm Dr. Petern, derzeit Ratsmitglied und Stadtarzt, und wurde ich, Reinhard Noltz, mit anderen Ratsfreunden zu dieser Verhandlung abgeordnet. Und da wir lange von der Sache redeten, begehrten sie Aufschub bis nach Ostern. Das wurde ihnen vergönnt, aber unverbindlich.

In derselben Stunde nach ihrem Abschied ließ ihnen der Rat verkünden und sie mit einem königlichen Mandate vor 3 Grafen zitieren, nämlich Graf Adolf von Nassau, Reinhard von Hanau und Ludwig von Isenburg, und zwei Doktoren, Domherrn zu Mainz ꝛc. Vor dem angesagten Tag vor den genannten kgl. Kommissarien begehrten die Pfaffen einen Tag zur gütlichen Verhandlung nach Neuhausen auf Dienstag in den heiligen Tagen, der ihnen auch gewährt wurde, doch ohne Verzicht auf den rechtlichen Tag vor den Kommissarien in Mainz.

Am St. Nikolaus-Abend wurde der Tag auf unserer l. Frau annunciatio (25. März) verlegt. Der Rat ließ, wie auch etliche Jahre vorher, ein feierliches andächtiges Amt und eine Messe zu unserer Frauen singen und daselbst predigen.

---

[1] In der Handschrift ist hier eine Lücke. (Boos U.-B. III. S. 503. A. a.)

Und es kamen die Pfarrer und die Mönche vom Orden mit etlichen Personen, doch in keiner Prozession, und trugen die Kelche und Meßgewände in Rückkörben hinaus. Doch that das Stift zu Neuhausen das Beste in der Sache und sangen das Amt im Chore. Am anderen Tag, dem Palmtag (16. März), erschienen auf Anstehen, Befehl und mit dem Willen des Rates alle Pfaffen und Pfarrherrn und versammelten sich in der Pfarrei St. Johann mit Fahnen zu dem Palmamt. Und es gingen alle zusammen mit der Prozession aus der St. Johannespfarrei und jenen nach die ganze Gemeinde, der alte und neue Rat auf den St. Andreaskirchhof, wo die Palmen geweiht und das Amt feierlicher und andächtiger als das verflossene Jahr beschlossen wurde.

Auf die vorgenannte Ladung von den kgl. Kommissarien, die den Pfaffen überantwortet war, erschienen in der Woche vor Palmsonntag Botschaften der beiden Stifte St. Paul und unserer l. Frau vor dem Rat und begehrten einen gütlichen Verhandlungstag nach Neuhausen auf Dienstag nach dem Ostertag (25. März) vor dem Termin vor den Kommissarien zu Mainz, der auf Montag nach quasimodogeniti (31. März) angesetzt war, was ihnen der Rat abermals bewilligte, doch unverbindlich und unabbrüchlich des angesetzten Tages vor den königlichen Kommissarien zu Mainz.

Als beide Parteien auf Osterdienstag zu Neuhausen erschienen, erschienen auch des Rats Freunde, da von gemeiner Pfaffheit und allen Stiften Botschaften da waren, desgleichen in großer Anzahl. Nach mannigfaltiger Unterredung summa summarum sagten die Abgeordneten der Pfaffen, sie hätten keinen Befehl, von einem Artikel, der mangelhaft sei, das mindeste oder das meiste zu reden, sondern allein in der Gemeinde zu vernehmen, was der Rat vorschlagen werde, um dasselbe ihren Herrn wieder zu hinterbringen. Als des Rats Freunde diese Absicht vernahmen, wurde also ohne Resultat geschieden und am Montag danach der angesetzte Tag vor den kgl. Kommissarien in Mainz von beiden Teilen fleißig besucht.[1]

Hiervor war des Rats Botschaft zur königlichen Majestät geritten. Als am Mittwoch den 2. April die Gesandten des

[1] In Mainz erklärten die Pfaffen, sie wären nicht schuldig, vor Laien zu antworten, auch der König wäre ein Laie. Der Tag verlief danach resultatlos, weshalb wir die Verhandlungen auslassen.

Rats von Mainz kamen, war kurz vorher des Rats Botschaft von Hagenau gekommen und hatte einen Brief von der kgl. Majestät mitgebracht. Dieser betraf die Besetzung des Rats und des Gerichts, auch die Fronwagen, kleinen und großen Zoll und alle weltliche Obrigkeit und Nutzung, die der Bischof von Worms bisher gebraucht hatte; diese seien dann der königlichen Majestät angefallen wegen des Ungehorsams des Bischofs, begangen durch Hülfe, Rat und Beistand, den er dem Herzog Ruprecht und seinem Vetter, Pfalzgraf Philipp, geleistet und sich also der Acht und Aberacht teilhaftig gemacht hätte. Diese Herrschaftsrechte, Nutzungen und Gefälle sollen nun fürderhin zu ewigen Tagen den Bürgermeistern und dem Rat der Stadt Worms zum Vorteil gemeiner Stadt und gemeinen Nutzens unwiderruflich zustehen und zufallen nach dem weiteren Inhalt dieses Freiheitsbriefes, den der Rat wohl verwahrte. Das erfreute den Rat sehr, und er ratschlagte sofort, wie folgt.

Am Dienstag danach (8. April) saßen alter und neuer Rat zusammen und schickten Mitglieder des Rats nach allen Zöllnern des Bischofs, die er an den Straßen und Thoren hatte, daß sie bei ihren Eiden sofort vor den Rat kämen und ihre Büchsen mitbrächten, worin sie den Zoll gesammelt hätten; desgleichen die Wieger bei den Fronwagen, die auch alle gehorsam erschienen. Und da sie den Schlüssel zu den Büchsen nicht hatten, sondern der Bischof, ließ der Rat durch seinen Schlosser die Büchsen alle aufschlagen und zog Notare und Zeugen dazu und zählte das Geld und beschrieb es und legte es hin. Und gleich ließ der Rat vier große eichene Stöcke machen, unter jeder Pforte der vier Straßen einen dieser Stöcke eingraben und befahl den Pförtnern, den Zoll aufzuheben und ließ sie besonders darüber geloben und schwören und belohnte sie auch besonders dafür.

Als an dem genannten Dienstag die Büchsen aufgemacht und das Geld herausgenommen und die Diener des Bischofs abgesetzt waren, ließ sofort der Rat den Verwalter des Bischofshofes vor den Rat kommen und ließ ihm die Freiheit vorlesen. Und als er sie gehört, ließ ihm der Rat sagen und gebieten, wenn ihm die königliche Majestät und ein ehrbarer Rat lieb wäre, solle er sich nicht mehr dazu verstehen, fürderhin solchen Zoll, Gefälle und Handlungen vorzunehmen oder etwas derartiges zu thun; diese gebührten dem Rat. Denn weiteres gegen ihn vorzunehmen, würde auch nicht unterlassen; solches möchte er seinem Herrn wohl zu wissen thun. Er begehrte Abschrift der Freiheit; sie

wurde ihm abgeschlagen, weil seinem Herrn wohl zu gebührlicher Zeit eine Abschrift davon zukommen würde. Also schied er ab und sagte, er wollte seinem Herrn solches melden.

Da hiervor der Rat von Worms von dem Könige die Freiheit erlangt hatte, silberne Münzen zu schlagen wie die Kurfürsten von Mainz und von der Pfalz,[1] so suchte der Rat und warb Münzknechte; auch wurde ihnen das Werkzeug, das dazu nötig ist, gegeben und vom Rat zwei Neuner, ein Altbürgermeister vom gemeinen Rat, ein Goldschmied, dazu abgeordnet. Und sie begannen Pfennige zu münzen. Die ersten gingen aus in die Gemeinde am Freitag vor dem heiligen Pfingsttag. Danach münzte der Rat unablässig.[2]

Der November fing auch feucht und warm an. Da die königliche Majestät dem Rat hier zu Worms die Besetzung des Rats und Gerichts frei übertragen und gnädig vergünstigt hatte, wurden auf St. Martinstag auf der neuen Münze zu Bürgermeistern ausgerufen: vom alten Rate ich, Reinhard Noltz, und mir zum Gesellen Hamman Bohel und zu einem bleibenden Schultheißen: Meister Balthasar Miehel; Graf und Richter wurden abgeschafft und an ihrer Stelle zwei Gerichtsknechte angenommen und gedingt, die öffentlich laden sollten; und sollte niemand frei sein von ihnen, er sei Bürgermeister oder nicht, geistlich oder weltlich.[3]

Dem Schultheißen wurde befohlen, alle Urteile und Bescheide zu sprechen; er war auch geeignet und gelehrt dazu.[4] Und er wurde auch dazu angenommen, für den Rat zu reisen, nahe oder ferne, wie ihm jedesmal befohlen ward. Dafür wurde ihm auch vom Rat ein Sold gegeben — laut des schriftlichen Vertrags — und ein Teil der Sporteln und anderen Gefälle, die vorher die Schöffen allein empfangen hatten.

---

[1] Die Urkunde ist noch im Archiv vorhanden. Es sollten geschlagen werden dürfen: „Weißpfennige, halbe Weißpfennige, Pfennige und Heller, deren zwei einen Pfennig gelten, von Korn und Gewicht, als ein Erzbischof von Mainz und ein Pfalzgraf bei Rhein zu schlagen pflegen, mit der Stadt Wappen. (Arnold, II. S. 487.)

[2] Auch hier ist eine Lücke im Tagebuch. Die Stadt ordnete an den Reichstag in Köln den Reinhard Noltz und den Stadtschreiber Adam von Schwechenheim ab. Am 13. Juni erlassen Bürgermeister und Rat eine Judenordnung. Original derselben befindet sich im Wormser Archiv. (Boos U.-B. III. S. 507 Anm. 2. Arnold II. S. 479.)

[3] Der Text ist hier stark verdorben. (B. S. 510 A. a.); aber der Sinn ist doch klar.

[4] Er hatte in Heidelberg studiert. (B. S. 510. a. 1.)

Auch die Fürsprecher aus dem Rat oder der Gemeinde vor dem gewöhnlichen Gericht wurden abgeschafft, auch die 18 Pfund Heller, die ihnen die Schöffen aus den Büchsen zu geben pflegten, wurden abgeschafft und dem Schultheiß und Schöffen überwiesen, auch die 4 Pfund, die sonst dem Gerichtsknecht zukamen, den Schöffen vorbehalten.

Ferner wurde angeordnet, daß von den zwei obenberührten Gerichtsknechten einer auf dem Gerichtshause wohnen solle; was auch geschah, nämlich Hans Diel. Dieser mußte auch die Gefangenen hinter Schloß hüten und bewachen. Der Rat bezahlte der Gefangenen Brot.

Zu derselben Zeit ließ auch der Rat nach der Erlaubnis der königlichen Gnade und Freiheit ein neues und eigenes Insiegel für das Stadtgericht machen und ließ alle Briefe, Ladungen und was von dem Gericht ausging, mit rotem Wachssiegel besiegeln.[1]

1506.

Am Dienstag nach reminiscere, es war der zehnte Tag im März, kam des Morgens nach neun Uhr Bartholomäus Diel, ein alter Bürgermeister, hierher. Vor ihm gingen die Stadtpfeifer und pfiffen, dazu ein Knecht, der trug vier hölzerne Schüsseln übereinandergestürzt mit zwei Pfund ungestoßenen Pfeffers und darauf zwei Paar Handschuhe und zwei weiße Stäblein. Der Bürgermeister redete ungefähr folgendes: Ehrsame, weise, liebe Herrn! Auf Befehl und Bitte der ehrsamen Herrn Bürgermeister und des Rats von Nürnberg erscheine ich hierher geschickt, um ihre und gemeiner Stadt Zollfreiheit, die sie so lang hergebracht und gebraucht haben, einzuholen und bitte mir über diese Handlung und Einholung schriftliche Urkunde zu geben. Darauf ließ ihm der Rat sagen, man wolle ihm eine solche Urkunde über die Einholung geben und denen von Nürnberg die Zollfreiheit zugestehen; doch daß sie nichts anderes als ihr eigen Leib und Gut unter solcher Zollfreiheit durchzuschleifen versuchten.[2]

---

[1] Der König hatte am 26. Juni 1505 der Stadt das Recht gewährt, die städt. Urkunden mit rotem Wachs zu besiegeln „da die Stadt als der ältesten und vorderſten eine am Reich hergekommen sei, allda er auch seinen ersten und Ehrenreichstag gehalten habe." Die Urkunde ist noch im Archiv. (Arnold II. S. 487.)

[2] Vgl. die berühmte Beschreibung des Pfeifergerichts in Frankfurt von Göthe in Wahrheit und Dichtung. Sie stimmt mit dem hier erzählten Vorgange überein. Die Handschuhe, der Biberhut, der Becher und das Stäbchen sind im Paulusmuseum in Worms aufbewahrt. (Vgl. auch Boos III. S. 231 ff.)

Am Tag vor St. Veitstag (14. Juni) hub hier eine Frau den St. Veitstag zu tanzen an. Und als sie am Abend mit unnützlicher Arbeit wie Tanzen verbracht hatte, bestellte sie sich auf den folgenden Tag Pfeifer und Trommelschläger. Und man öffnete ihr das Tanzhaus, danach tanzte sie vom Morgen bis nach Mittag unnatürlich. Es tanzten auch viele Jungfrauen und ehrbare Frauen die zwei Tag mit ihr zur Hülfe und Erleichterung ihrer Pein, deren sie auch nahezu drei Tische voll auf St. Veitstag zu Abend zu Gast hatte. Es wurden ihr auch um Gottes willen etliche Gaben gegeben. Und viele Leute meinten, es wäre Betrügerei, weil sie auch sonst leichtfertigen Lebens war. Wie sie abgeschieden sind, findest Du hernach geschrieben.

Am Ende dieses Augustes hielt der Rat mit den Kämmeren von Dalberg einen gütlichen Verhandlungstag ab wegen allerhand Streitigkeiten über ihre vermeinte Freiheit aus mannigfachen Punkten und Ursachen; und sie schieden nicht auf das Freundlichste. Was sich weiter begeben wird, suche hernach. Es geschah hier auf dem Bürgerhof.

Am 1. Dezember wurde zu Heidelberg, Ladenburg, Oppenheim, Pfeddersheim und anderswo eine Ladung und ein Prozeß, mehr denn dritthalb Ellen lang und klein geschrieben, angeschlagen von dem henkermäßigen Buben, des sich keiner erwehren kann, wie ihm auch auf seinem Richterstuhl vorgetragen wurde, Antonio Leist genannt, Dekan am St. Johannisstift zu Mainz, worin Bürgermeister, Rat und Gemeinde zitiert wurden vor denselben Bösewicht, Pilatus Nachfolger, zu Mainz zu sehen und zu hören, wie Bürgermeister, Rat und Gemeinde schon wieder in den vorigen Bann gethan, erkannt und erklärt würden.

1507.

An dem Jahrestag am Morgen wurde von den zehn Herrn Georg Mettenheimer in Ordnung Bürgermeister, und denselben Morgen wurde von den beiden Räten gemeinsam zum Bürgermeister von dem gemeinen Rat Meister Hans Wolff, der Baccalaureus in beiden Rechten war, gekoren. Sogleich schickte der Rat zu ihm, er solle auf den Bürgerhof in den Rat kommen, was auch geschah. Dann ließ der Rat den Barfüßern sagen, sie sollten mit dem hohen Amt warten.

Dann ging der Rat gemeinsam vom Bürgerhof; und ich, Reinhard Noltz, an diesem Tag abgehender Bürgermeister, nahm neben mich Georg Mettenheimer; danach kam Hamman

Bohel, der in dem vergangenen Jahre mein Geselle war; er nahm neben sich obengenannten Meister Hans, den neugekorenen Bürgermeister; und danach kam der Rat je Paar und Paar. Und als man in der Messe das Sakrament hob, begann man die Hofglocke zu läuten, so lange, bis der Rat über den Markt auf die Münze kam. Da hörte man auf zu läuten, und trat Hamman Lißpurger an das Fenster auf der Münze und ich neben ihn und rief ungefähr Folgendes: „Liebe Freunde! Bürgermeister und der Rat haben befohlen und verordnet zu Bürgermeistern dieses Jahres Georg Mettenheimer und Meister Hans Wolf und ihnen befohlen, diesem Amte vorzustehen. Danach habt Ihr Euch zu richten." Diese kurze Rede ist die Ursache, daß fürderhin solch närrisch Geschrei und Ausrufen unterlassen wurde, wie Du hernach, wie ich hoffe, finden wirst.[1]

Am Samstag, St. Valentinsabend (13. Februar), schrieben Hamman Lißpurger und ich, Reinhard Noltz, als Baumeister des Stifts unserer lieben Frau dem Kapitel desselben Stifts nach Oppenheim, daß sie am folgenden Abend durch Abgesandte mit ihren Schlüsseln zum Stock vor dem Bild unserer lieben Frau erschienen; denn der Stock wäre voll Geld und nicht verwahrt; es gebühre uns des uns vom Rate übertragenen Amtes halber nicht, ihn zu überwachen; man könne mit den Fingern das Geld aus dem Stock holen und herausbringen. Daraufhin erschienen sie nicht, sondern begehrten 14 Tage Aufschub, da sie Feinde hätten und nicht wandern dürften.

Demnach gingen wir zwei Baumeister am Montag Morgen in die Kirche unserer lieben Frau mit Notaren und Werkzeugen und brachen den Stock auf und fanden ihn voll Geld, Silber und Gold, und versiegelten das Geld vor Zeugen. Was weiter gethan wurde, findest Du hernach geschrieben. Und wir brachten das Geld in des Rats Verwahrung. Zwei Tage danach kam der Dekan mit zwei Kanonikern, um zu fragen, wo das Geld wäre und was damit gethan worden wäre. Es wurde ihnen berichtet, so daß sie es sich genügen lassen mußten.

---

[1] Seit 1508 unterblieb die Verkündigung ganz. Nach Erwählung der Bürgermeister zog der Rat in Prozession von dem Bürgerhof in die Augustiner- oder Barfüßerkirche, hörte daselbst die Messe, kehrte dann in Prozession in den Bürgerhof zurück und ging auseinander. (Arnold II S. 479.)

Zu dieser Zeit schrieb die königliche Majestät an alle Stände des Reichs, daß der Majestät, die nach Rom reiten wollte, um die Kaiserkrone zu erlangen, der Weg verlegt worden sei, auch daß der Papst, zu dieser Zeit Julius II., im Begriff und Verhandlung stünde, die Kaiserkrone dem König von Frankreich zu verleihen, mit dem Begehr, zu raten und zu helfen, was zu thun sei, um mit Rat oder mit dem Schwert die Krone und die Ehre deutscher Nation zu erhalten. Dabei wurde auch dem ehrbaren Rat geschrieben und fleißiger Rat begehrt; es ist nicht nötig, es in diese Chronik zu schreiben, beim Rat ist es bewahrt.

Darauf wurde seiner königlichen Majestät unter des Rats Siegel eine Antwort zugeschickt mit einem Rat, der der Sache dienlich war.

Am Samstag nach iubilate (26. April) schickte der Rat den Schultheiß und noch eine Ratsperson zur königlichen Majestät mit dem Begehr und der Bitte, ein ernstes Mandat an die Pfaffheit ergehen zu lassen, bei den höchsten Strafen, sich dem ordentlichen Gericht bei königlicher Majestät gegen die von Worms zu unterwerfen. Dieselbe Botschaft brachte folgendes Mandat: bei Verlust aller Freiheiten, die sie vom Reich hätten, dazu zwanzig Mark lötigen Goldes, von solchem ihrem Vornehmen bei dem geistlichen Konservator abzustehen. Dieses Mandat wurde am Freitag nach dem heiligen Pfingsttag (28. Mai) allen Stiften verkündet. Am Samstag kam dieselbe Botschaft und brachte das Mandat, das die Pfaffen auf den 45. Tag vorlud, vor königlicher Majestät zu erscheinen und Klage und Antwort zu geben.

Damit kam auch ein Mandat an den Bischof von der kgl. Majestät und des Reichs-Kammerprokurator, sich vor demselben wegen seines Ungehorsams und seiner Zuwiderhandlungen zu verantworten oder sich weiter in Strafe und Pön verurteilt zu sehen.

In den letzten Wochen des Mai's hielten die Bauern auf dem Markte neues Korn zum Kochen in Schüsseln zum Kaufe feil und es blühten die Weingärten.

Am Dienstag octavae Petri et Pauli (7. Juli) ritt der Stadtschreiber Adam von hier weg nach Constanz zu den anderen zweien, die daselbst waren,[1] um auf dem angesetzten

---

[1] Der Rat hatte Boten nach Constanz geschickt (Philipp Wolff und Balthasar Myhel).

Tag am zweiten Tag nach Margarethen (14. Juli) die Stadt zu vertreten, doch nichts vorher zu verhandeln, bevor der Bann abgethan sei. Mit ihm ritt Georg Moßbach, ein kgl. Sekretär, der hier wohnte, auch um die Sache zu fördern; denn dieser Sekretär stand bei dem Könige sehr in Gnaden. Des Morgens trafen sie Herzog Erich von Braunschweig, der auch an den kgl. Hof reiten wollte; dem schlossen sie sich an. Gott gebe ihnen Glück!

Am Samstag vigilia Jakobi (24. Juli) fuhr ich, Reinhard Noltz, auf einem Rollwagen aus, mit mir Hans von Hoenberg, ein alter Bürgermeister vom gemeinen Rat, mit einem Schreiber, einem Knecht und einem Rollwagen mit drei Pferden nach Constanz. Da waren Philipp Wolff, Balthaser Myhel und Adam, Stadtschreiber. Da hatten wir mannigfache Verhandlungen und Verhöre vor kgl. Majestät und deren Räten zwischen dem Bischof und den Pfaffen und uns, den Vertretern gemeiner Stadt. Zuletzt wurde ein Abschied aufgesetzt auf einen endlichen Austrag und Vergleich, sonderlich über die drei Punkte: den Weinschank, die 7 Pfennige auf die Frucht, die aus der Stadt geführt wird, und die Erbgüter betreffend. Er wurde beiden Teilen abschriftlich übergeben, ihn den Auftraggebern zu hinterbringen und am Dienstag nach assumptionis Mariae (17. Aug.) in drei Wochen der kgl. Majestät schriftliche Antwort zu überschicken. Und nachdem der Bischof zeitlich auf dem Reichstag erschienen war, wo ab und zu zwanzig Bischöfe erschienen, und so viel erlangt hatte, daß des Reichs Versammlung zu Constanz zum dritten Male für ihn bat, weil er sich davor im bairischen Krieg ungehorsam gezeigt, und damit seine Regalien verwirkt hatte, wurde die kgl. Majestät doch durch so mannigfaltige Bitten bewogen, der Reichsversammlung zuzusagen, ihn wieder zu beleihen. Und am Laurenzentag (10. Aug.) wurde der Bischof um 3 Uhr Nachmittags in der Pfalz, dem Bischofshof zu Constanz, auf Bitten der Sendboten, wie gewöhnlich des Herrn Ritters Hans Landschaden,[1] der Abgesandter der Pfalz war, und des Dr. Haring Frieß,[2] Domherrn zu Worms, der alles dies Unglücks ein Führer war, beliehen und zwar in der Weise, daß der Graf Eitelfritz von Zollern,[3] derzeit

[1] Ritter Hans Landschaden war Burggraf zu Alzey. Oben im Jahre 1501 bereits erwähnt als „des Bischofs gesipter Freund".

[2] Oben im Jahre 1504 bereits genannt.

[3] Oben im Jahre 1495 als Kammerrichter erwähnt.

Hofmeister, im Beisein der kgl. Majestät, die mit den dazu nötigen kgl. Insignien bekleidet war, diese oder dergleichen Worte sprach: „Herr von Worms! die römische kgl. Majestät will Euch auf mannigfaltige Fürbitte der Kurfürsten, Fürsten und Herrn, der Stände des heiligen Reichs, Eure Regalien beleihen, jedoch mit Protestation und Vorbehalt der Belehnung, die seine kgl. Majestät den ehrsamen des Reichs lieben und getreuen Bürgermeistern und Rat der Stadt Worms mit den weltlichen und Herrschaftsrechten, Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten erteilt hat. Wollt Ihr solches empfangen, so ist seine Majestät willig."

Darauf sagte der Bischof: Ja! Also wurde er beliehen und uns die nötigen Urkunden mit der kgl. Majestät anhangendem Insiegel gegeben, die der Rat verwahrt.

Als die Gesandten am Samstag vor Bartholomäi (21. Aug.) von Constanz gekommen waren, schickte der Rat am Dienstag Barth. (24. Aug.) seine Freunde in alle Zünfte und ließ ihnen sagen, daß dem Rat von kgl. Majestät ein Vorschlag eines endlichen Austrags zwischen der Stadt und der Pfaffheit geschickt worden sei; darüber wolle der Rat sitzen und fleißig beratschlagen und ihnen dann, was weiter nötig wäre, zu wissen thun. Darauf ließen sich viele Leute hören, man wolle sie die Lage der Sache nicht wissen lassen; sie wären im Bann, und die Pfaffen hätten all ihren Willen erlangt, und sie wollten Wunder wirken.

Deshalb ließ der Rat auf Sonntag decollationis Johannis (29. Aug.) die hundert Mann zusammenrufen und ließ sie die genannten Schriften, die Vorschläge und auch ein Schreiben an die kgl. Majestät hören, um auch ihren Willen zu vernehmen. Darauf begehrten sie abzutreten und eine schriftliche Antwort geben zu dürfen. Das wurde ihnen erlaubt. Und alsobald kamen sie wieder und dankten dem Rat für die Fürsorge und ließen sich alle Handlungen wohlgefallen und baten demütig und unterthänig, ihnen aus dem Banne zu helfen, dann wollten sie alles leiden, was ihnen von dem Rat auferlegt würde. Der Rat gab ihnen guten Trost und versicherte, alle Mühe daran zu wenden, wie es auch geschah.

Als auf dem Reichstag zu Constanz der römische Zug mit kgl. Majestät vorgenommen wurde und alle Stände des Reichs an Geld, Reisigen und Fußvolk angeschlagen wurden, wurde diese Stadt auf 600 Gulden an Geld, 11 Reisige zu Pferd und 20 zu Fuß angeschlagen laut Mandat, das

deshalb an sie ergangen und bei dem Rat wohl verwahrt ist. Demnach wurde ein Anschlag auf ein Wochengeld auf alle Menschen gemacht, wie Du hier beschrieben findest. Das kgl. Mandat wurde der ganzen Gemeinde verkündet und vorgelesen mitsamt dem Anschlag und der Steuer am Sonntag um sechs Uhr im Tanzhause im Beisein des alten und neuen Rates und der ganzen Gemeinde, und es waren alle Menschen willig und gehorsam und nahmen den zehnten Tag wahr laut des genannten Mandates.

Am Dienstag danach, zu Abend, als man die Thore geschlossen hatte, kamen vor die Speirer Pforte Johannes Frieß, Vikar im Dome, und Johannes Droitkind, Vikar zu St. Andreä, mit ihrem Notar, Johannes Strick, und begehrten Einlaß; sie hätten Briefe von gemeiner Priesterschaft an den Rat, das kgl. Mandat betreffend. Der Pförtner hieß sie warten, er wollte es dem Bürgermeister anbringen, was er auch that. Bis er den Bürgermeister fand und derselbe andere um Rat gefragt, verliefen drei Stunden; und zuletzt beschloß man doch sie diesen Abend nicht hereinzulassen. Also ging der Bürgermeister mit etlichen hinaus auf die Pforte und ließ ihnen durch den Pförtner sagen, sie möchten Morgens wiederkommen, dann wolle man sie anhören. Der Bürgermeister ließ sich nicht sehen und hören.

Am Mittwoch des Morgens früh um sieben Uhr kamen sie hereingeritten und gefahren. Der Bürgermeister hatte angeordnet, daß zwei Thorhüter sie herein bis in ihre Herberge zum Schwanen geleiten sollten.

Alsbald kamen sie auf den Bürgerhof und begehrten, vor den Rat geführt zu werden. Das wurde ihnen abgeschlagen und etliche Ratsfreunde zu ihnen herausgeschickt, ihr Anliegen auf der neuen Stube zu hören.

Darauf redete Johannes Strick, seit langer Zeit ihr Notar, ungefähr folgendes: „Vorsichtige, ehrsame, liebe Herrn! Die würdigen und ehrsamen Herrn Dekane und Kapitel des größeren und der anderen Stifte der Stadt Worms mit gemeiner Priesterschaft daselbst haben die Kopien des königlichen Mandats, von Eurer Weisheit überschickt, gelesen und vernommen und uns befohlen, Eurer Weisheit zu sagen, daß sie königlicher Majestät zu Ehren, Gehorsam und Gefallen willig seien, demselben gemäß seinem Inhalt Folge zu leisten, mit dem Begehr, Eure Weisheit wolle deroselben Syndikusse und Anwälte bis nächsten Freitag nach Mainz vor ihren päpstlichen Richter schicken; dasselbe wollten sie auch thun und

alles thun und befolgen, was sich gemäß desselben Mandats zu thun gebühre.

Darauf wurden sie gefragt, ob sie noch weiteren Befehl oder Anliegen an den ehrbaren Rat hätten. Sie sagten nein; sie hätten allein ein Beglaubigungsschreiben von den fünf Stiften und gemeiner Priesterschaft an den ehrbaren Rat zu überliefern, das bei dem Rat in nicht geringer Acht bewahrt wurde. Am Donnerstag Morgen danach schickte der Rat seine Anwälte, mich Reinhard Noltz, den Schultheiß Balthasar Mephel und den Gerichtsschreiber Philipp Lang mit Instruktion zur Einholung genannter Absolution. Wie es gegangen ist, findest Du hernach geschrieben.

Als wir denselben Abend nach Mainz kamen mit einem Notar und zwei Knechten, gingen wir am Rhein spazieren. Und allenthalben, wo viele Leute waren und uns viele Pfaffen begegneten und sonst sahen, deutete man mit den Fingern auf uns; aber sie läuteten nicht mit den Glocken, wie sie es kurz zuvor gethan hatten. Alle Menschen richteten ihr Augenmerk auf uns wegen der mutwilligen Händel, die gegen uns vorgenommen worden waren.

Des Morgens gingen wir zu Leist, damit er uns anzeige, wann er uns hören wollte. Zuerst sagte er: Ihr von Worms mit Eurer Bosheit erreicht von uns alles, was Ihr wollt. Also redete er Schimpf und Ernst durcheinander. Um acht Uhr erschienen wir zu beiden Teilen, ebenso der fromme Richter Leist. Wir legten ihm die Schriften vor, die die gemeine Pfaffheit dem Rate überschickt und deren Inhalt sie auch mündlich zugesagt hatten, nämlich, daß sie am Freitag in Mainz durch ihre Anwälte vor Leist erscheinen wollten, um zuzustimmen, daß wir absolviert würden, und alles das gehorsam zu thun, was königliche Majestät und das Mandat gebot. Da wurde allerhand geredet und verhandelt; da standen die Pfaffen wie ein Dieb vor dem Schultheiß. Nach mannigfaltiger Verhandlung wurde der Gerichtsschreiber, Syndikus, Prokurator Philipp Lang für uns alle absolviert. Dazu mußten die Pfaffen die Urkunden freikaufen von ihrem Bösewicht Leist, dem erkauften Richter.

Also wurden wir absolviert am Freitag nach Francisci, den achten Tag des Oktobers, wovon so viel Schimpf und Schande und Spott den Pfaffen nicht allein zu Worms im Volk, sondern auch im Stift und der Stadt Speier und Mainz und bei aller Nachbarschaft entstanden ist, daß dergleichen in diesen Landen nie gesehen noch gehört worden war.

Un da die königliche Majestät dem Rat und gemeiner Stadt ein Weggeld gnädig verliehen hatte an allen Thoren von einem Wagen zwei Pfennige und von einem Karch ein Pfennig, und der Bischof die Kämmerer vom Zoll befreit hatte, meinten sie, des Wegegeldes auch frei zu sein. Und als vor drei Tagen ihr Diener versuchte drei Geschirre, zwei Wagen und einen Karch frei auszuführen, wollte sie der Pförtner auf Befehl des Rats nicht fahren lassen, also daß sie mußten ausspannen und die Geschirre in der Stadt stehen lassen. Darauf begehrte der Kämmerer, ihnen ihr Geschirr folgen zu lassen und sie ihres Gebrauches und alten Herkommens nicht zu entsetzen, mit vielem Erbieten des Rechts vor königlicher Majestät und allen Fürsten, geistlichen und weltlichen, dieser Lande, auch vor den Räten der Städte Straßburg, Speier und Frankfurt. Und zur Bekräftigung ihres Verlangens legten sie eine königliche Bestätigung eines Lehnbriefes vor, der Herrn Ritter Friedrich Kämmerer vom Bischof von Worms im Jahre 1507 gegeben war. Und da dieser Lehnbrief der Konfirmation einverleibt und Wort für Wort hineingeschrieben war, meinten sie, sie wären gar wohl versehen. Aber keinen Brief sahen noch hörten die von Worms seit langer Zeit lieber als diesen Lehnbrief mit seiner Konfirmation. Denn daraus könnte der Rat nicht in 100 Jahren oder nie vernehmen oder gewahr werden, aus welchem Grunde die Kämmerer ihre Freiheit in der Stadt Worms forderten oder folgerten.

1508.

Danach im April brachten die Pfaffen eine Ladung vor das Kammergericht in des Bischofs Sachen aus, der beweisen wollte, daß der Rat auf dem Saale in peinlichen Sachen[1] eine Gerichtssitzung gehalten habe. Unterdessen begab sich die kgl. Majestät nach Speier, kam am Mittwoch (19. April) und blieb daselbst bis zum Oster-Montag (24. April), wohin auch der Rat seine Freunde schickte. An demselben Montag ritt die kgl. Majestät am Abend nach Landau, wohin ihm die Ratsfreunde folgten, um daselbst ihre Not zu klagen. Da fanden wir auch die Dalberger, und es wurde von der kaiserlichen Majestät ein Vergleich in unseren Streitigkeiten zu Stande gebracht, der beim Rat verwahrt ist. Der Vergleich seiner Majestät bestand darin, daß jede Partei zwei Schiedsrichter bestellen solle. Also wurde auf Donnerstag

[1] „Peinliche Sachen" sind Strafsachen.

nach divisionis apostolorum (20. Juli) ein Tag in Worms festgesetzt. Die Kämmerer wählten auf ihre Seite den Jakob von Fleckenstein, ehemaligen Landvogt zu Hagenau, und Doktor Worme, Dekan zu St. German zu Speier. Der Rat wählte Herrn Philipp Sommer und Herrn Hans Mangolt, Doktor der Rechte. Und es erschienen viele Ritter und Edle mit den Kämmerern, um den Tag abzuhalten. Die von Worms ordneten so viele vom Rat ab, als ihrer waren, und hatten niemand Fremden bei sich. Nach dreitägiger Verhandlung wechselten sie Urkunden mit einander. Wie es enden wird, merk hernach.

In dieser Zeit kam mit der kaiserlichen Majestät nach Speier ein Legat Bernhardinus, vom heiligen Kreuz genannt. Der sandte den Abt von Fulda, derzeit ein Herr zu Kirchberg, um den Rat zu bewegen, ihn und Herzog Friedrich, Kurfürsten von Sachsen, als Schiedsrichter zu wählen, oder er müsse den Bann und das Interdikt über diese Stadt ergehen lassen. Also wurden, nicht aus Furcht vor dem Bann, sondern weil der Rat den Kurfürsten gerne bei der Sache haben mochte, vom großen Rate die beiden, der Kardinal und der Kurfürst, zu Schiedsrichtern gewählt. Und am sechzehnten Tag des Monats Mai wurde dieses Schiedsgericht in Mainz aufgerichtet und durch Vertrag festgesetzt im Beisein obengenannter Herrn. Und es wurde so viel von beiden Teilen, der Pfaffheit und der Bürgerschaft verhandelt, mit Vortragen der Befugnisse und Gerechtigkeiten jedes Teiles vor zwei Doktoren in Mainz, von denen der eine vom Kardinal, der andere vom Herzog Kurfürsten mit Zustimmung der Parteien dazu abgeordnet war, so daß auf beiden Seiten an die 200 Zeugen vorgestellt und verhört worden sind. Und es waren zwei Notare nahezu vier Wochen auf Kosten beider Parteien im Schwanen. Und man mußte allen ihre Kost und Tagelohn geben, die von beiden Teilen als Zeugen vorgeführt wurden. Denn von allen Städten und Dörfern, wo die Pfaffen Zehnten hatten, wurden die ältesten und vornehmsten vorgestellt und verhört.

Die obengenannten zwei Doktoren waren beide edler Abkunft und Domherrn zu Mainz, einer genannt Theodoricus Zobel, der andere Christoph von der Gabelentz aus Sachsen.

Der Mai war warm und feucht und schön mit süßem Mairegen.

Als der genannte Kardinal von Speier den Rhein herabzog, wollte er nicht bei uns einkehren, sondern blieb

einen Tag in Neuhausen und brach am anderen Tag nach Mainz auf, wo wir im Auftrag des Rats seiner warteten. Und als wir kamen, um mit ihm von dem Schiedsurteil zu sprechen, sagte er, er wäre nicht aus bösem Willen aus Worms geblieben. Es gebühre ihm nicht, bei uns einzukehren und das Kreuz über uns zu machen, nachdem wir durch den Zwang der königlichen Majestät absolviert worden wären. Aber bei seiner Rückreise rheinaufwärts wolle er die Priesterschaft mitbringen und alsdann alle Gnade mit uns teilen. Er wolle auch die Mönche der vier Orden nicht restituieren, noch ließen sie unser Bischof und die Pfaffheit in und außerhalb betteln, predigen oder Messe lesen. Er sprach so, daß es etlichen von uns deuchte, es wäre in allem Büberei. Der Kardinal sagte, er wolle die Sachen mit einander austragen und keins ohne das andere.

Also hielten wir ungefähr 14 Tage Termin und Audienz in Mainz vor den zwei obengenannten Domherrn als Auditoren mit großen Kosten und Darlegung vieler Gerechtigkeiten und Freiheiten beider Parteien, wie ohne Zweifel von beiden Parteien aufgeschrieben und vermerkt ist.

Der August begann und war auch sehr warm und schön, und es galt ein Malter Korn neun Albus, auch zehneinhalb Albus.

November. Nachdem die königliche Majestät einen Reichstag hierher nach Worms auf Allerseelentag (2. Nov.) ausgeschrieben hatte, mieteten viele Kurfürsten, andere Fürsten, geistliche und weltliche und auch Städte Herbergen. Auch etliche große Parteien erschienen hier, die auf den Allerheiligentag vor den Reichstag geladen waren. Aber die königliche Majestät erschien noch nicht.

Am Dienstag danach, ehe die Pforten geöffnet wurden, erschien ein Postbote königlicher Majestät, der acht Tage vorher von Antorff weggegangen war, mit einem Schreiben, von seiner Majestät Hand unterschrieben, daß der Reichstag seinen Fortgang haben solle. Seine Majestät schicke sich unverzüglich an, herzukommen, sie wolle sich auch beeilen in eigener Person zu erscheinen. Das solle man allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen verkünden und seine Majestät in Kürze hier erwarten. Das geschah also.

Am anderen Tag in der Frühe kam an den Rat ein Schreiben vom Landvogt von Hagenau, daß ein Rat sich rüsten solle, Leute mit Büchsen und allem, was zum Feldzug nötig wäre, zu schicken und auf weitere Verkündung

als Schirmverwandte des Hauses Österreich auszuziehen, auch unverzüglich Ratsmitglieder zu schicken, zu helfen und zu raten, wie man den Widersachern des Bundes begegne. Darauf schickte der Rat zwei Personen mit Knechten und mit der Anzeige von allerhand Anfechtungen und Beschwerden, die der Rat gegen die Pfalz hatte.

Zwei Tag vor Martini (9. November) kamen an den Rat des Abends zur Stunde des Thorschlusses zwei Briefe vom Kardinal, in denen angezeigt wurde, daß seine Würden am Abend zuvor nach Mainz gekommen wäre, mit dem Begehr, daß der Rat ihm sofort Botschaft schicke und ihm allein vertraue in dem Irrtum zwischen der Pfaffheit und der Stadt, da der Herzog Friedrich von Sachsen so kurz in der Sache nicht verfahren wollte und es dem Kardinal nicht gelegen wäre, in diesen Landen zu verharren, oder aber Graf Adolf von Nassau, derzeit Herrn von Wiesbaden, an die Stelle des Herzogs anzunehmen. Dieser war ein alter Kammerrichter und am Kgl. Hof allerwegen von Anfang an in diesem Handel Gegner der Stadt; oder den Bischof von Mainz, der auf Cosmae und Damiani (27. Sept.) erwählt worden war, der Küster und Domherr hier gewesen und noch war und Kriegskapitän, zu nehmen. Dessen Bruder war auch Domdechant hier zu Worms, genannt Erpho von Gemmingen, der zu dieser Zeit auf dem Wege nach Rom war, um seinem zum Bischof von Mainz erwählten Bruder Uriel in Mainz sein Pallium zu holen. Das war ein frommes, ehrbares Verlangen von dem Kardinal. Und was ihm für eine Antwort geworden, findest Du hernach geschrieben. Auf St. Martinstag schickte der Rat eine ansehnliche Botschaft zum Kardinal nach Mainz, um weiter mit ihm zu verhandeln.

Mit den oben erwähnten Briefen kam ein Brief vom Kaiser, den hatten die Pfaffen in Brabant erwirkt, daß der Rat den Grafen Adolf von Nassau kommittieren solle, wie hiervor davon geschrieben steht. Der Brief war aber nicht ernstlich gebieterisch, denn seine Majestät wußte es wohl, daß es die von Worms nicht thun würden, und konnte doch der Laufereien nicht ledig werden, er mußte ihnen einen Brief geben; dessen Datum stand auf Lampertheim den ....[1] Davon merke, was für fromme Leute bei dem Gegner waren und wie sie die ehrbare Stadt mit Mainzer Maß messen

[1] Datum fehlt in der Handschrift (Boos III. 517. Anm. 1).

wollten.[1] Darauf schickte der Rat seine Botschaft, deren ich auch ein Stück war, auf Martini (11. Nov.) nach Mainz; und wir berichteten dem Kardinal so viel von den beiden Personen, des erwählten Bischofs von Mainz und Grafen Adolf, daß er sie fallen ließ und an seine, des Kardinals, Statt den Bischof von Trier bestellte, wiewohl derselbe aus vielen Gründen und ungnädigem Erzeigen uns verdächtig war. Wir konnten ihn jedoch füglich nicht abschlagen; denn da wir für unsere Partei auf dem Herzog Kurfürsten von Sachsen bestanden, wollten sie an Statt des Kardinals auch einen Kurfürsten haben. Und da eben an dem Montag nach Martini (13. Nov.), als wir in Speier in Unterhandlung standen, die Wahl eines neuen Bischofs zu Köln geschah, mußten wir den von Trier annehmen.

Und nachdem der Kardinal viel Kurzweil damit gehabt hatte, brach er des Mittwochs auf, um nach Worms zu ziehen. Er nahm seinen Aufenthalt zu Kirschgarten und begehrte, daß die Auditoren zu Mainz, die Notare und Parteien ihm nach Speier folgten. Das geschah also; wir lagen 4 Tage da, und es wurde so viel mit uns verhandelt, aber es wurde nichts zum Vorteil gemeiner Stadt vorgeschlagen, denn sie waren in der Sache einig. Nach aller Verhandlung einigte man sich auf einen Vergleich und Compromiß. Wie dasselbe gestellet und gerichtet war, findest Du bei dem ehrsamen Rat hier verwahrt.

Der Kardinal zog durch die Stadt Worms. Er wollte aber nicht darin beherbergt sein. Auch konnten wir die Pfaffen nicht überreden, daß sie die Mönche wieder zuließen. Der Kardinal wollte sich um keiner Bitte willen der Sache annehmen; das war eitel Büberei; ein Bösewicht steht zu dem andern.

Zu dieser Zeit um Catharinae (25. Nov.) lagen hier viele Gesandtschaften der Stände, Fürsten und anderer, die den Reichstag und kaiserliche Majestät erwarteten. Auch hatte die kgl. Majestät bereits ihre Herberge gemietet und Wappen angeschlagen. Und man sagt, die kgl. Majestät werde in kurzem hier einziehen.

1509.

Der April begann nach seiner Art kalt mit Schnee,

---

[1] Boos vermutet, daß diese allerdings sonst unverständliche Stelle eine Anspielung auf das Schicksal von Mainz i. J. 1462 sei.

Schloßen, Regen und Wind. Aber in seiner Mitte war er sehr warm, also daß es donnerte und blitzte.

Und am Samstag nach Quasimodogeniti, den 21ten Tag des Monats, zog herein um 6 Uhr des Abends der römische Kaiser Maximilian zu dem Reichstag, den seine Majestät lange vorher nach Worms ausgeschrieben hatte. Und er ritt gerüstet im ganzen Küraß; mit ihm an die 800 Pferde mitsamt den Kurfürsten: Uriel von Gemmingen, derzeit Erzbischof von Mainz, Jakob, Markgraf zu Baden, Erzbischof von Trier, Philipp, Graf von Oberstein und Herr zu Tan, Erzbischof zu Köln, und Ludwig Pfalzgraf bei Rhein, derzeit der ältere Sohn, aber dazumal noch nicht Kurfürst, und Friedrich, Markgraf zu Brandenburg, der ältere und mit ihm sein Sohn Kasimir und viele Stradioten und andere seltsame Völker von Rüstung und fernen Landen her mit gar großer Pracht; mit Trompeten, Trinken und Höflichkeit.

Am Sonntag Misericordias (22. April) thaten die Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, mit denen der Rat im Irrtum und Austrag stand, wie oben erzählt, einen ihrer Höfe, den obersten, auf und verzapften freventlich Wein aus eigenem Entschluß und Mutwillen. Danach, des Montags, schickte der Rat einige Ratsmitglieder zu ihnen in ihren Hof, da sie zu der Zeit auch in Worms anwesend waren, und ließ ihnen sagen, sie sollten den Maien abthun, den Zapfen und den Hof zumachen, denn solches gebühre ihnen nicht, der Rat wolle es auch nicht leiden. Darauf gaben sie nicht viel und machten noch etliche Tage weiter. Der Rat wollte kaiserlicher Majestät, auch den Kurfürsten, Fürsten und dem Reichstag zu Ehren nicht thätlich dagegen vorgehen; der Rat sorgte nur an allen Pforten, daß man ihnen keinen Wein oder etwas anderes in die Stadt kommen ließ.

Am Dienstag danach brach seine Majestät von hinnen nach Speier auf, wohin ihr viele Botschaften von Königen nachfolgten. Auch der Bischof von Trier und viele andere Fürsten, Grafen und Herrn folgten, und niemand wußte, wohin oder was kaiserliche Majestät wolle oder vornehmen werde. Doch blieben hier liegen die Botschaften von Mainz, Trier und Pfalz und viele andere Fürsten und Herrn, geistliche und weltliche. Und es ritten alle Tage zu von allen Ständen des Reichs. Wie es enden wird, findest Du hernach.

Der Bischof von Trier kam nach drei Tagen wieder

und sagte dem Rat, daß die kaiserliche Majestät ihm befohlen habe, dem Rat zu sagen, daß er die Kämmerer des Weinschanks nicht entsetzen solle, wie beim Rat aufgeschrieben ist. Aber der Rat schickte seine Botschaft der kaiserlichen Majestät nach bis gen Ulm und erlangte in dieser Sache, was hernach geschrieben steht.

Am Montag nach cantate, den 7. Mai, kamen des Kammergerichts Akten mitsamt den Doktoren, Advokaten, Prokuratoren, Protonotaren und anderem Zubehör von Regensburg nach Worms.

Am Freitag zu Morgen vor Pfingsten, am St. Urbanstag (25. Mai), schickten die Kämmerer einen Wagen mit Wein vor das Mainzer Thor in der Absicht, ihn hereinzuführen und auszuschenken; die Witfrau Herrn Friedrichs seligen Ritters Kämmerer, eine geborene von Gemmingen, forderte Einlaß; es war ein feines Stück Wein. Aber der Rat schlug es ab mit dem besten Fug und Recht, also daß sie den Wein wieder nach Herrnsheim führten und diese Pfingsten keinen Wein in ihrem Höflein schenkten. Und es kam auch weder König noch Königin dieses Jahr von Herrnsheim in die Höfe, sprangen auch dieses Mal nicht hoch.

Am Montag nach dem Sonntag exaudi, den einundzwanzigsten Mai, kam Herzog Friedrich von Sachsen, Kurfürst, hereingeritten; ihm ritten entgegen Mainz, Trier und Pfalz; der Bischof von Köln war an diesem Tage nicht in Worms; auch viele andere Fürsten, Grafen und Herrn, geistliche und weltliche, ritten ihm vor die Stadt entgegen und mit ihm herein. Er kam nicht prächtig, aber alle ehrbaren Leute waren begierig auf seine Ankunft und froh und sonderlich die von Worms; denn er war arbiter oder Schiedsrichter mit dem von Trier zusammen in dem Streit zwischen der Pfaffheit und der Stadt Worms.

Alsbald schickte der Rat seine Freunde zu beiden Fürsten, Trier und Sachsen, mit der unterthänigen Bitte, die Streitigkeiten so bald als möglich zu verhandeln, was auch beider Gnaden also zusagten und thaten. Sie schrieben sofort an die beiden Auditoren in Mainz, auf ihr Schreiben hin hier zu Worms zu erscheinen und die Notare, Akten und was zu den Verhandlungen dienlich und förderlich sei, mitzubringen. Das geschah also, und sofort bestimmte mein gnädiger Herr von Trier drei Doktoren, Räte seiner Gnaden, nämlich Doktor Döngen, Kanzler, den Dechant zu St. Simmern zu

Trier, auch Doktor, und den Doktor Dietrich Lutri, ein Beisitzer am kaiserlichen Kammergericht — von seiner Gnaden wegen. Daneben bestellte mein gnädiger Herr von Sachsen, Kurfürst, von seinen Räten die hochgelehrten Herrn Johannes Lupfdich und Georg Besserer von Ravensberg, Doktoren der Rechte und Beisitzer des kaiserlichen Kammergerichts. Diese Räte und Doktoren nahmen den Handel vor und saßen ohne Unterlaß an die 14 Tage Vor- und Nachmittags mit dem höchsten Fleiß darüber. Und nach mannigfaltigen Verhandlungen wurden schließlich ein Teil der Streitigkeiten und verschiedene Punkte mit Wissen und Willen beider Parteien gütlich verglichen, die übrigen kraft des obengenannten Auftrags durch ihren Rechtsspruch entschieden. Danach erklärten und deklarierten die Geistlichen auf Begehr das, was die darüber aufgenommenen Urkunden, die bei beiden Teilen aufbewahrt sind, ausweisen; es ist nicht nötig, hier alles zu schreiben. [1]

Der Juni, der Brachmonat, war schön und warm. Und die Kämmerer beklagten den Rat vor den kaiserl. Anwälten. Der Rat that seine Schuldlosigkeit dermaßen dar, daß derzeit nichts weiter in der Sache gethan wurde. Aber der Rat setzte beim Kammergericht eine Citation an alle Kämmerer durch, am 3ten September zu erscheinen und ihre Urkunden und Gerechtigkeiten vorzutragen oder sich ein ewiges Schweigen auferlegt zu sehen und zu hören. Wie die Sache endet, ist hernach zu finden.

In diesem Monate zeigte der Domdechant zu Speier, Herr Heinrich von Helmstadt, dem Rat den Auftrag an, etliche Zeugen zu ewigem Gedächtnis [2] für den Bischof von Worms zu verhören. Und er lud den Rat und viele Zeugen von Worms, Mainz, Oppenheim, Neuhausen, Heidelberg, Speier und anders woher auf Montag nach Kiliani (9. Juli) auf seinen Hof zu Speier; deren erschienen viele, auch die Gesandten des Rats. Dabei wurde aber so viel vom Rat

---

[1] Dieser Spruch vom 9. Juli befindet sich noch mit den Akten im Wormser Archiv.

[2] „Zu ewigem Gedächtnis" einen Beweis erheben ist dasselbe, was im heutigen Prozeß die Erhebung zur Sicherung des Beweises ist. Ein Beweis wird einstweilen erhoben, wenn Gefahr droht, daß das Beweismittel bei dem späteren gerichtlichen Verfahren nicht mehr vorhanden ist.

von Worms vorgetragen, daß der Richter weitere Bedenkzeit nahm und an diesem Tag nichts vorgenommen wurde. Und der Bischof mußte allen Zeugen ihre Kosten ersetzen.

Auf die Rechtssprüche und Verträge zwischen der Pfaffheit und der Stadt entschlossen sich die Pfaffen, den Abend vor Vincula Petri (1. Aug.) herein nach Worms zu kommen und die Vesper zu singen. Und diesen Heumonat fingen sie an, ihren Kirchenschmuck und Kleinode aufzubauen und ihren Wein und ihre Frucht hereinzuführen. Und sie haben durch meinen gnädigen Herrn von Trier und Sachsen den Rat bitten lassen, ihnen zu vergünstigen, daß sie von Stund an einen Monat Wein schenkten. Das wurde ihnen aber von dem Rate mit bestem Fug aus vielen Gründen abgeschlagen.

Am Sonntag Felicis Simplicii et Faustini,[1] es war der 29. Tag des Juli, starb meine Schwester, Margret Noltzin, Philipp Kneipps selig hinterlassene Wittwe; Gott sei ihr gnädig.

Am Dienstag danach, dem letzten Tag des Juli, huben die Pfaffen wieder an, in allen Stiftern die erste Vesper zu singen. Wie sie ausgezogen waren, wie Du hiervor in dem Jahre 1499 geschrieben findest, geschehen am zweiten Tag nach Nativitatis Mariae, St. Georgtag (9. Sept.), also sind sie auch stillschweigend wieder eingezogen. Sie haben nicht viel Pfeifen und Saitenspiel gebraucht, wie bei ihrem Auszug.

Am Donnerstag, St. Laurentienabend (9. Aug.), holte ein Domvikar ein Stadtfähnlein und ließ einigen Wein, der, wie er sagte, ihm war und im Pfründkeller lag, versiegeln und zapfte ihn mit dem kleinen Maß und gab dem Rat sein Ungeld[2] laut der neuen Rachtung.[3]

Am Montag danach (13. Aug.) verbrannte man drei böse zauberische Weiber, die zu Pfeddersheim seßhaft waren. Sie hatten viele böse Zauberei und Wetter gemacht und vollbracht, laut ihrem Geständnis.

Auf Bartholmaei wurden die vier Stühle vor dem St. Laurentienchor auf Begehr der Bürgermeister von den

---

[1] „Et Faustini" kann nach Boos nicht richtig sein, da diese drei Heiligen nicht zusammengehören.

[2] Ungeld ist Steuer.

[3] Vom 9. Juni, von der oben die Rede ist.

Domherrn gebaut und aufgerichtet, wiewohl sich die Bürgermeister erboten hatten, sie zu bauen. Sie wissen, was sie damit beabsichtigt haben.

Am Mittwoch nach Aegidii, dem fünften Tag des September, hielt das Kammergericht zu der Zeit zum ersten Male eine Sitzung. Und der erste Handel, der vorgetragen oder eröffnet wurde, war zwischen dem Rat der Stadt Worms und den Kämmerern daselbst, genannt von Dalberg. Und waren die von Worms Kläger, wie Du bei dem Rate aufgezeichnet findest.

Am Montag danach (10. Sept.) ordnete das Kammergericht an, daß im Dome eine Messe gesungen werde und die Gnaden des heiligen Geistes ausgeteilt würden. Da gingen der alte und neue Rat nach den Mitgliedern des Kammergerichtes in ihrer Ordnung zum Opfer. Man hatte seit 10 Jahren keine Prozession in der Kirche gehalten.

Zu dieser Zeit waren alle Wasser so versiecht, daß kein Marktschiff von Mainz nach Frankfurt ging und alle Waren von Mainz nach Frankfurt zu Wagen gefahren wurden. Etliche führten leere Kähne,[1] konnten aber nichts hinein laden. Die von Frankfurt bauten eifrig und mit großen Kosten im Main, aber es war alles vergeblich.

Zu dieser Zeit war ein Welscher hier, ein Doktor und Ritter. Er hatte ein Weib, und sie beide waren von der dritten Regel des Barfüßerordens des heiligen Franciscus. Der war so übermenschlich und über die gewöhnliche Weise gelehrt und erfahren in den Rechten, hatte auch an die 30 Jahre auf welschen hohen Schulen zu Padua, Bologna und anderswo gelesen, daß seines Gleichen in diesen Landen nie gesehen oder gehört worden war. Den zog der Rat an sich und bewog ihn, von Mainz, wo er ein Jahr gelesen hatte, allhier nach Worms zu ziehen, denn er war zur Zeit der Verhandlungen in Mainz zwischen der Wormser Pfaffheit und der Stadt auch des Rats erfahrener Berater gewesen. Der hub hier zu Worms an zu lesen in seiner Wohnung zum Spane, St. Ulrich gegenüber, und hielt so viele Vorlesungen und Gespräche im Laurentienchor im Dome, daß

[1] Boos (S. 543) läßt hier eine Lücke, weil es in der Handschrift „lure thanen" heißt. Sollte es nicht verschrieben sein für laere kanon, was den obigen passenden Sinn ergäbe.

alle Kammergerichtsmitglieder und Gelehrte hinkamen, auch etliche von ihnen in sein Haus kamen, um seine Vorlesungen zu hören; denn er bereitete den gelehrten Herrn und Doktoren einen großen Genuß. Er wurde auch vom Kammergericht als Advokat angenommen, und ich habe ihn vor demselben Gericht am 5. September schwören sehen. Er hieß Dr. Petrus Ravennas.[1]

[1] Petrus Ravennas war ein berühmter Rechtsgelehrter und Humanist.



VI.

Denkschrift über das Kriegs-Wesen der Stadt Worms.



SCHREIBER dieses Büchleins will nicht genannt sein, allein aus dem Grunde, daß seine guten Freunde meinen könnten, er hätte in Kriegssachen gethan und gehandelt,[1] was nie in seinem Willen lag.

Einem ehrwürdigen, weisen Rat, einer ehrwürdigen Stadt Worms zu Ehren, zu Nutz und Frommen habe ich P. P. etwas vorgenommen und überlegt, wie ich einem ehrwürdigen Rat und der Stadt einige Warnungen geben und das mitteilen könnte, was ich im Kriegswesen gesehen und gehört habe: wie man Städte und Flecken gehalten und den Feinden Widerstand gethan hat, auch wie man sich gegen alle Anschläge der Feinde wahren und hüten soll, wie man sich in Städten, vor die man sich mit Kriegsmacht gelagert und deren Türme und Mauern man abgeschossen, gehalten hat, sodaß sie der Feind doch nicht gewann.

Bei diesem Auszug der Pfaffheit kann ich nicht glauben, daß sie in guter Absicht ihren Gottesdienst, ihre Wohnungen

---

[1] D. h. er hätte sich aus dem Krieg ein Geschäft gemacht.

und herrlich Wesen zu Worms ohne Bedrängnis und übergroße Not verlassen hätten, da es doch offenbar und bekannt ist, daß der größte Teil der Kriege, wodurch Land und Leute umkommen, von den Bischöfen und Pfaffen angestiftet werden. So habe ich oft Nacht und Tag gedacht, die Pfaffen sind aller List und Bosheit voll. Und diese Pfaffen und Pfaffenknechte sind lange Zeit hier gewesen und kennen Weg und Steg, Gaß und Winkel, und der größte Teil will ohne Zweifel eher, daß es der Stadt Worms übel ginge als wohl, was Gott lange verhüte.

Ich, ein besonderer guter Freund und Gönner dieser Stadt Worms, ein zugezogenes Kind und ein geschworener Hintersaß, der der Stadt gelobt und geschworen hat, sie vor Schaden zu wahren und für ihr Nutz und Frommen zu arbeiten wie ein Mitbürger, da ich nun den Handel und den Auszug der Pfaffheit hörte und sah und jedermann in und außerhalb der Stadt sagte, dieser Handel werde ohne Kämpfe nicht enden, die Stadt werde dadurch in Streit kommen 2c., darum habe ich das Folgende nach Punkten und Stücken einem ehrwürdigen Rat in einem geheimen Schriftstück aufgezeichnet.

Zum allerersten sage ich: So man viel wacht und hütet, so man minder zu sorgen hat. Ich habe in Städten gelegen, in denen man sich stets vor den Feinden vorsehen mußte, da wachte man des Nachts also: Innerhalb der Stadtmauern gingen immer drei oder vier Abteilungen umher. Die eine Abteilung begegnete der andern, sie gingen nicht miteinander um, also daß der Weg an der Mauer nie ein halbes Viertel einer Uhr ohne Leute oder Wächter war. Und wenn sie sich begegneten und hatten kein Licht, um sich erkennen zu können, so hatten sie ihre Losung gemacht, daß doch jede Partei wußte, wer die andere sei.

Und dieselben umgehenden Wächter riefen allemal den Wächtern auf den Mauern, auf den Türmen und Schnecken zu und machten sie munter. Wenn aber nur eine Abteilung allein umgeht, so kommt sie langsam herum, und ehe sie herumkommt, sind etwa die Wächter auf dem Turm entschlafen und kommt derweil eine Stadt in Bedrängnis.

Als die Stadt Mainz eingenommen wurde, hat sich, wie ich oft von meinen Eltern und auch von andern Leuten gehört habe, die dabei und mit waren, lange Zeit nie ein Wächter auf dem Turm oder der Mauer in der Nacht geregt; und es saß eine Eule in einem Loch eines Turms, die sang ihr Geschrei, damit trieb sie die Feinde zweimal zurück,

denn die Feinde meinten nicht anders, als die Eule wäre ein Mensch und die Stadt wäre gewarnt.[1] Wäre da ein tüchtiger Mensch oder ein Wächter auf dem Turm oder der Mauer wach gewesen und hätte hinausgeblasen oder gerufen, so wäre der Stadt der große Schaden und die Schmach nicht zugefügt worden. Darum soll ein weiser, vorsichtiger Rat für solche Dinge sorgen und soll an das Sprichwort denken: „Selig ist der, den eines anderen Schaden weise macht."

Die von Hagenau haben einen guten Wassergraben tief und weit um ihre Stadt. Alle Nacht gehen zwei oder drei Abteilungen um die Stadtmauer, und diesen umgehenden Wächtern ist es erlaubt, wenn sie die Wächter auf dem Turm oder auf den Mauern schlafend finden, ihnen Spieße, Hellebarden, Mäntel von den Hälsen oder Hörner oder Hüte von den Häuptern zu nehmen. Sie lassen sie schlafen und schleichen mit den Pfändern oder Wahrzeichen weg und tragen sie vor die Herrn, die Bürgermeister, dann muß jeder unerläßlich dem Rate sechs Schilling Pfennig geben; das wäre bei uns bei zwölf Schilling Pfennig. Das muß jeder geben, so oft er schlafend gefunden wird; man schenkt ihm keinen Heller davon. Also macht man gute Wächter und vorsichtige Leute. Der Friede sei so groß und gut er wolle, so halten sie immer solche Wacht.

Wenn man Feindschaft halber in Sorgen ist, so soll man eine ziemlich große Zahl Kriegsvolk bei einander haben; sobald ein Geschrei entsteht, so sollen sie gerüstet sein, als sollten sie in einen Streit. Also sollen sie gerüstet sein mit Harnisch und Gewehr, nicht mit Schweinespießen und mit Streitäxten, wie die alten Väter auf die Wache gingen; sondern sie sollen gerüstet sein mit Handbüchsen und Armbrüsten, mit langen Spießen und mit recht guten Hellebarden, daß sie zur Not eine Ordnung oder eine Spitz machen könnten; daß sie gerüstet wären, Widerstand zu leisten, an welchem Ort der Stadt ein Lärm oder Geschrei entstehe.

Es sollen auch zum allermindesten an vier oder sechs Stellen der Stadtmauer Glöcklein auf den Türmen hängen. Wenn die Wächter außerhalb etwas hören oder merken,

---

[1] Dieselbe Geschichte erzählt die Mainzer Chronik; sie hat sich ereignet bei der Einnahme von Mainz durch Graf Adolf von Nassau, der von dem Papste an die Stelle des abgesetzten Bischofs Dieter v. Isenburg eingesetzt worden war. Da Dieter v. Isenburg den Bischofsstuhl und die Stadt Mainz nicht räumen wollte, machte Adolf von Nassau einen Ueberfall auf die Stadt.

sollen sie es auf dem nächsten Turm, auf dem ein Glöcklein hängt, kundthun, dort soll man das Sturmglöcklein läuten und soll aus demselben Turm eine Feuerpfanne oder eine Fackel stecken, sodaß es der Wächter auf dem Münsterturm sieht; derselbe soll auch ein Feuerzeichen gegenüber aufstecken, wenn er die Glocke läutet, damit man dann an dem Feuerzeichen sehe, wohin man laufen soll. So sollen dann die gerüsteten Wächter in ihrer Ordnung hinziehen. Die Büchsen sind gut, wenn man mit Leitern kommt oder durch den Graben will, daß man in sie schießt, daß sie der Leitern vergessen. Die Armbrüste sind gut, wenn sie auf die Mauern kämen, daß man sie ins Angesicht schösse, daß sie wieder hinausfielen. So sind die langen Spieße gut, daß man sie auch wieder von den Mauern hinuntersticht; so sind die Hellebarden gut, wenn einer von den Mauern herabspringt, daß man ihn damit schlägt, daß er nicht wieder aufstehe. Wenn die Wächter also gerüstet sind mit guter Wehr, so können sie die Feinde zerstreuen, daß sie nicht in die Stadt kommen und Schaden thun.

Während derselbe Haufen Wächter mit den Feinden handgemein ist, sollen sich die anderen Bürger rüsten und sich aufstellen und sollen den Markt besetzen und die Büchsen in die Gassen richten. Wenn dann die Wächter überwältigt würden, soll man ihnen zu Hülfe kommen.

Wenn man die Büchsen von dem Plan in die Gassen richtet, soll man sie nieder genug richten; wenn sie den Feinden auf die Füße gerichtet sind, so trifft man sie kaum in der Mitte oder an den Häuptern. Ich habe selbst in einer Stadt im Lande zu Lüttich gelegen, da kamen die Feinde unerwartet hinein und wurden durch das gute Treffen der Karrenbüchsen wieder hinausgeschlagen.

In den niederländischen Städten hat man eine Manier, die dünkt mich eine gute Gewohnheit zu sein. Wenn ein Lärm in der Stadt ist, es sei ein Feuergeschrei oder ein Feindgeschrei, so muß ein jeglicher Bürger, er sei arm oder reich, ein Licht oben zu seinem Haus heraushängen. Das muß jeder thun, so viele Häuser in der ganzen Stadt sind. Sonst ist selten über das zweite oder dritte Haus ein Licht; denn ein Haus steht leer, in dem andern ist niemand daheim, das dritte hat kein Licht im Hause. Aber so ist es allemal, wenn ein Geschrei ist, so hell in den Städten, als wäre es am schönen lichten Tag.

Solches sind sie aus ihrem Schaden inne geworden:

wenn die Bürger in denselben Städten zwieträchtig waren und es war ein Lärm oder ein Aufruhr in der Stadt, wurde etwa ein Bürger erstochen oder erschlagen oder erschossen, und es wußte niemand, wer es gethan hatte.

Wenn einer einen alten Haß auf den andern hatte, befriedigte er ihn in einem solchen Auflauf, da die Gassen lang sind und die Feuerpfannen nicht gut von einem Eck zum andern leuchten konnten. Auch waren wohl böse Leute in den Städten; wenn die Weiber bei einem Brand oder einem Feindgeschrei wimmernd vor ihre Thore liefen, so wurde etwa einer Frau in solcher Finsternis aus ihrem Haus etwas entwendet, und wurden den Leuten und den Weibern Beutel von ihren Gürteln gerissen, und die Bösewichter liefen in der Finsternis unter die anderen Leute, und es wußte niemand, wer es gethan hatte. Darum hatten sie solche Anordnung mit den Lichtern gemacht, damit sie einander unter die Augen sehen konnten, wer Freund oder Feind sei. Es dünkt mich auch hier keine unkluge Anordnung zu sein, denn es gibt dem Mann ein Herz, wenn er sieht, wer der andere ist, und macht auch die Weiber tröstlich.

Bei dem König von England habe ich ein Werk gesehen, wenn man das in einer Stadt hat und ein Feind durch List oder Verräterei bei Nacht in die Stadt kommt und meint, er hätte die Stadt gewiß gewonnen, weil er über die Mauer oder durch das Thor gekommen, so ist die Stadt dennoch ungewonnen. Dieses Werk ist so gemacht: Man nimmt vier ganze Bretter und leimt sie zusammen oder nagelt sie mit guten Leisten zusammen und macht daraus eine breite Tafel wie ein großes schweres Thor. Durch die Tafel werden viele große Eisennägel geschlagen, daß sie wie eine große Hechel[1] ist. Die Nägel sollen in der Länge und in der Dicke so groß sein wie mittelmäßige Leistennägel, und soll ein Nagel einen Schuh von dem anderen stehen.

Nukastell[2] heißt eine Stadt in Schottland; sie hat dem König von Schottland gehört und gehört jetzt dem König von England. Deswegen hat der König von Schottland vieles unternommen, um die Stadt wieder in seine Hand zu bringen. Die Engländer haben damals viele solcher

[1] Hechel ist ein Stachelwerkzeug zum Durchziehen des Flachses oder Hanfes.

[2] Newcastle am Pictenwall.

Tafeln gemacht. Und als der König von Schottland vor die Stadt kam, da thaten sie den Feinden die Thore auf und ließen sie alle in die Stadt. Aber als sie zu den Thoren hereinkamen, da hatten die Engländer viele Tafeln auf die Gassen gespannt vor und neben einander, mit guten eisernen Haken aneinander gehenkt, daß sie niemand von einander bringen konnte. Als nun die Thore offen waren, da liefen die Feinde hinein und drängten einander in die Tafeln und konnten nicht vorwärts kommen. Da warfen die Englischen oben von den Häusern mit Steinen unter sie und schossen mit Handbogen und Büchsen auf sie, also daß mancher Schotte tot darin blieb und die übrigen wieder umkehren und zurück aus der Stadt weichen mußten.

Wo man solche Tafeln in die Gassen spannt, da soll man an die Enden derselben drei oder vier Mann stellen, die dafür sorgen, daß die Freunde nicht hineinlaufen. Solche Tafeln wären auch gut in Zwingern und hinter Mauern; wenn man die Stadt ersteigen wollte und jemand von der Mauer herabspränge, der würde in die Hechel springen.

Wenn der König von England im Felde liegt, so schlägt er solche Tafeln um seine Wagenburg; was dann da hineinläuft, das muß darin verderben, es sei Pferd, Vieh oder Leute; und es ist ein viel böser Ding als Fußeisen. Wenn die Nägel spitz und richtig gemacht sind, so geht es einem durch seinen Fuß, und er fällt mit seinem Leib hinein, und es kann niemand darüber kommen. Die Tafeln liegen dann so voll Leute, daß ein Mensch über den andern läuft.

Wenn der Feind vor der Stadt liegt, so wären die Tafeln auch gut in einem Sturmgraben innerhalb der Stadtmauern und zwar so, daß man die Steine und die Hölzer sauber zwischen der Mauer und dem Graben aufräumte, damit der Feind, der dazwischen käme, keinen Steg über den Sturmgraben schlagen könnte.

Wenn eine Stadt keinen Wassergraben hat und auch keine Hecke oder Zaun an dem Graben, so ist nichts besser als ein guter Plankenzaun in dem Graben, weit von den Mauern; dann kann man nicht so bald Leitern an die Mauern bringen, und es wird viel Volk erschlagen und erschossen, ehe man die Leitern an die Mauern bringt. Der Zaun soll so gemacht sein: oben mit guten starken Hölzern gezäunt, unten sollen sie so tief in der Erde stecken, daß man sie nicht umziehen kann. Auch sollen die Hölzer nicht zu dick sein und nicht so nahe bei einander stehen, damit sich niemand dahinter

vor den Schüssen verberge. Der die Planken einsetzt oder den Zaun macht, der soll sich selbst darin messen, wenn er nicht durchkann, so stehen sie recht.

Es sollen auch niedere Schießlöcher in den Bollwerken, in den Türmen und Schnecken sein, die nahe genug bei der Erde sind, damit man durch dieselben schieße, wenn man sich unterstünde, den Zaun abzuhauen oder zu brechen. Darum soll der Zaun nicht zu ferne stehen, damit man ihn aus den Schnecken und Türmen beschießen kann. Auch soll der Zaun nicht zu nahe bei den Mauern stehen, daß die Leitern nicht über den Zaun an die Mauern reichen.

Durch einen solchen Zaun ward die Stadt Tongern im Land Lüttich gehalten. Zwanzigtausend Mann kamen mit zwölf Wagen voll Leitern und wollten die Stadt mit Gewalt ersteigen und gewinnen, und die Mauern waren nicht über zwei Mann hoch; als die Feinde mit den Leitern in den Graben kamen, da konnten sie die Leitern nicht an die Mauern bringen. Da stiegen viele Feinde über den Zaun; die fanden mit ihren Füßen viele Fußeisen, die zwischen den Zaun und die Mauer gesät waren. Auch schoß und warf man mit Steinen so fest in sie, daß sie alle nichts ausrichten konnten und wieder zurückzogen und die Leitern und manchen toten Mann im Graben liegen ließen.

Die Fußeisen sollen mit Widerhaken wie die Fischangeln gemacht sein, daß sie einer nicht so bald aus dem Fuß zieht und fortläuft.

Die Schildwache soll man also halten: nicht zu nahe bei der Stadt und auch nicht zu fern, daß man die Uhren jedesmal schlagen höre. Die Schildwächter sollen allemal und alle Stund, wenn die Uhr schlägt, den Wächtern in der Stadt ein Zeichen geben mit einem Pfeiflein oder sonst mit Zuruf.

Und wenn sie den Uhrschlag versäumen und kein Zeichen geben, so sind die Schildwächter gefangen oder erschlagen oder sie haben so viele Leute gesehen, daß sie irgendwo verborgen liegen und dürfen sich nicht regen 2c. Wenn sie also ausbleiben, sollen die Wächter auf den Türmen den umgehenden Wächtern solches kund thun; die umgehenden Wächter sollen in die Stadt gehen und heimlich Leute wecken und die Wache verstärken. Ist aber der Feind zu nahe, so soll man die Sturmglocke läuten und jedermann aufwecken und die Fackel zum nächsten Turm, wo die Feinde sind, herausstrecken. Wenn man die Feinde also gewahr wird,

so soll man nicht lange säumen, sondern sich flugs ordnen und ihnen widerstehen, ehe sie ihre Ordnung zum Sturm machen.

Am Tage soll man sich mit Thorwachen folgendermaßen verhalten, wenn eine Stadt sich einer Feindschaft versieht: Wenn eine Stadt Feindseligkeiten befürchtet und besorgt, daß ein Ueberfall auf sie gemacht werde, so soll sie sich die Kosten nicht dauern lassen und soll alle Tage auf allen Straßen auf vier oder fünf Meilen ringsum Boten heimlich haben. Wenn die Stadt Worms in Sorgen wäre, so wäre es so zu halten: Man schicke am ersten Tag einen Boten von Worms nach Speier, am andern Tag ritte oder ginge er von Speier nach Heidelberg, den dritten Tag von Heidelberg nach Dieburg, den vierten Tag von Dieburg nach Mainz, den fünften Tag von Mainz nach Kreuznach, den sechsten Tag von Kreuznach nach Kaiserslautern, den siebenten Tag von Kaiserslautern bis nach Neustadt, am achten Tag von Neustadt wieder nach Speier, am neunten Tag wäre er wieder in Worms. An demselben Tage sollte man einen andern auf die Fahrt schicken, und die Boten sollten sich um nichts anderes annehmen, als zu erfahren, ob irgendwo eine Sammlung oder ein Heer im Land sei. Diese Boten sollten tüchtige, glaubhafte und verschwiegene Leute sein. Wenn dann der Bote in einer Stadt oder unterwegs etwas inne würde, so täte ers in einem Tag kund. Durch solche Botschaft weiß man, wie man sich in einer Stadt halten soll mit Wachen und Hütern; denn in solchen neun Tagen kann sich schwerlich ein Zug sammeln oder rüsten, der eine solche Stadt bewältigen oder schädigen könnte.

Die von Metz haben immer solche Botschaft auf den Straßen. Das haben sie durch einen Ueberfall, der auf sie gemacht worden war, gelernt. Hätten sie das Bubenstück nicht entdeckt, so wären sie um die Stadt gekommen. Im Jahre, da man schrieb von Christi Geburt 1478 oder 79, waren etliche lothringische Edelleute, mit Namen Kaspar von Rolingen und Junker Berchtloff Krantz. Diese Edelmänner thaten Bauernkittel an und streiften grobe Kappen über und nahmen Safran und Rost und machten ihr Gesicht wie das eines Bauern und fuhren zur Fastenzeit nach Metz. Sie hatten viele Fische und besahen und berechneten sich alles. Der eine gab dem Pförtner einen Fisch, daß er ihm am andern Morgen das Thor ein klein wenig früher aufthue. Das sagte ihm der Pförtner zu und hielt es auch. Am

Freitag vor Palmarum geschah es, daß der Herzog von Lothringen einen großen Zug bei einander hatte; sie legten sich hinter die Hecken und Siechenhäuser und unter die Brücken, wo sie sich verbergen konnten. Da nun derselbe Mann mit seinem Wagen und Fischfaß gefahren kam, da hielt ihm der Pförtner Wort und that ihm das Thor viel früher auf, als er vorher gethan hatte. Als nun der Fischer mit seinem Wagen unter das Thor kam, da erstachen sie den Pförtner und hieben die Stränge an den vorderen Pferden ab und jagten die Pferde in die Stadt; das Pferd im Gestell erstachen sie. Das sah ein Brotbäcker, der in seinem Haus stand und Brot aus seinem Laden stellte. Dem gab Gott in seinen Sinn, daß er in großer Eile auf den Turm lief und die Schloßgatter herabfallen ließ. Als er auf den Turm lief, da lief ihm der Junker Berchtloff Krantz nach und stach nach dem Bäcker mit einem Spieß, daß der Bäcker gerade noch zur Thür hineinkam und die Thür zuschlug. Er stach so wütend nach ihm, daß das Eisen in der Thüre stecken blieb. Diesen Stich habe ich mit meinen Augen in derselben Thüre gesehen. Als nun der Bäcker das Fallgatter herabfallen ließ, da hatten die Feinde das nicht erwartet und geglaubt, daß die Pfeiler durch den Wagen und neben den Wagen fallen würden. Ihre Meinung war, das Pfeilerthor würde einfach auf dem Wagen stehen bleiben. Als nun die Feinde hineinliefen, hatten sie den Nachtrab nicht. Die Vordersten waren bis an den Fleischerkarren gekommen, da hatten die Metzger die Gaß mit Fleischbänken und Holz, Thüren und Brettern vermacht; sie hätten ebenso leicht eine Mauer erstiegen, als sie darüber gekommen wären. Also mußten die Feinde wieder zurück und hinaus; und es wurden ihrer viele darin erschlagen und totgeworfen. Junker Berchtloff Krantz, der Bannerherr, blieb selbst tot und mancher Ritter und Knecht; der Adel hatte den Vorzug.

Es ist auch kürzlich geschehen, daß Herr Hans von Draet ein großes Kriegsvolk gegen Weißenberg im Thal versteckt hatte. Hätten es zwei Metzgerknaben nicht gesehen, so hätten sie vielleicht die Stadt verloren. Wenn sie die vornbeschriebene Botschaft so ausgeschickt hätten, so wären sie der Ansammlung inne geworden, ehe daß es dazu gekommen wäre.

Ebenso haben die von Metz eine Gewohnheit, daß sie keinen Morgen ihre Thore aufthun, sie thun denn vorher die kleinen Thürchen auf, und es geht einer oder zwei hinaus und besehen wachsam und vorsichtig Schlupf und Winkel;

und wenn sie wieder durch das kleine Thor herinnen sind, so thun sie erst das eigentliche Thor auf. Solche Gewohnheit hat man in vielen Städten. Das dünkt mich eine löbliche, gute Gewohnheit zu sein; davon ein Beispiel, das wahrlich geschehen ist im Land zu Flandern. Es liegt eine Stadt zwei oder drei Meilen von Gent in Flandern, die heißt Termon,[1] die ward mit solchen Anschlägen gewonnen. Das ging so zu. Ein Städtlein liegt nicht fern von derselben Stadt Udenaw,[2] das war kurz zuvor gewonnen worden. In demselben Städtlein ist ein Kloster; darin lag ein Graf von Zorn zur Herberg und aß und trank mit seinem Kriegsvolk den Mönchen alles, was sie im Kloster hatten. Als nun die Mönche keine Lebsucht mehr in dem Kloster hatten, da schrieb der Prior einen Brief nach Termon, darin war auch ein Kloster desselben Ordens.

Der Brief lautete also: „Ihr lieben Vetter und Brüder! Da unsere Stadt Udenaw eingenommen und unser Kloster zerstöret, so bitten wir Euch, daß Ihr uns in Eurem Kloster eine Zeit lang aufnehmt, bis unsere Lage besser wird. Das wollen wir Euch vergelten." Die Bitte wurde gewährt, und sie bestimmten einen Tag, an dem sie kommen sollten. Derselbe Brief fiel dem Grafen von Zorn in die Hand. Da er den Brief gelesen, da that er und seine Krieger alle die Mönchskutten an, die in dem Kloster waren und kamen an dem bestimmten Tag nach Termon gefahren und hielten des Morgens vor den Thoren; ihr Kriegsvolk hatten sie hinter die Gutleuthäuser und hinter die Zäune und Gräben verborgen. Also ward den Mönchen die Pforte aufgethan, und da sie unter die Pforte kamen, da hatten sie Harnisch, Armbrust und Schwerter unter den Kutten und erstachen die Pförtner. So wurde die Stadt Termon eingenommen. Dabei war ein Hauptmann, er hieß Mangen, der war fest und dick und hatte des Priors Kutte an und war auch dem Prior gleich. In diesem Sturm wurde Graf von Zorn erschossen. Aber die Stadt war doch gewonnen.

Noch eines desgleichen. Es liegt eine Stadt bei Utrich[3] in Holland, die heißt Nerdden[4] und gehört zum Stift von Utrich. Darin war ein Wochenmarkt. Da nun der Statt-

---

[1] Dendermonde.

[2] Vielleicht Audenarde, flandrisch Oudenaarde. (Boos U.-B S. 358.)

[3] Utrecht. (Boos U.-B. III. S. 359 n.)

[4] Vielleicht Naarden. (Boos U.-B. III. S. 359 n.)

halter von Holland des Stifts Feind war, so unternahm er ein Abenteuer. Etliche Edle und Knechte thaten Frauenkleider an und nahmen Körbe mit Butter, Käse und Eier auf ihre Häupter und setzten sich vor das Thor; ihr Volk verbargen sie hinter eine Mühle und ein Gutleuthaus. Da nun die Pförtner niemanden vor den Thoren sahen, als die Frauen mit den Körben, so thaten sie die Pforte auf. Da diese verkappten Weiber unter die Pforte kamen, da hatten sie ihr Schwert und ihre Wehr unter ihren Kleidern und erstachen die Pförtner; und das Kriegsvolk drang außen herein. Mit solchem Betrug wurde die Stadt Nerdden gewonnen und mancher Mann verlor Leib und Gut darin.

Gegen solche Listen und Anschläge, die gegen eine Stadt gemacht werden, gibt es folgende drei Mittel: Das erste ist die Schildwache; das andere ist, daß man die Thore nicht aufthue, man sehe denn, wer draußen ist; das dritte ist die Landforschung der Ansammlung von Kriegsvolk halber.

Solche drei Stücke wären hier gut und angebracht, so lange die Pfaffen aus der Stadt sind. Darum däucht es mir geraten, daß man verständige Leute an die Thore stellt, nicht heute junge unverständige, morgen einen, der vor Alter nicht gehen kann. Wo man ein Thor bewachen will, da soll man zwei Ständige, die Bescheid wissen, daransetzen.

Wenn man diese hiervor beschriebenen Punkte und Stücke also hält, so kann eine Stadt nimmermehr mit List oder Verräterei geschädigt werden, es wäre denn, daß die Stadt mit Feuer angezündet würde. Dafür ist das erste hiernach geschriebene Stück gut: Die Pfaffenweiber und Knechte, die in die Stadt gehen und der Pfaffen Weingärten und Gärten bearbeiten, soll man in Acht nehmen, daß sie kein Feuer anlegen.

Wenn eine Stadt Feindschaft hat und will sich vorsehen, daß sie nicht mit Feuer geschädigt werde, wie man vor Zeiten die Stadt Straßburg an fünf oder sechs Enden angesteckt hat, weswegen etliche Bösewichte, die um Lohn die Stadt verbrennen wollten, verbrannt und getötet worden sind; desgleichen auch zu Oppenheim geschehen ist, daß ein Mönch die Stadt mit Oelfaden angezündet hat und etliche Häuser verbrannten; dieser Mönch wurde auch deswegen verbrannt, und man hieb ihm die Finger ab und schund ihm die Platte von seinem Haupte. Die Fäden brachten die Mönchsweiber zu; diese Weiber wurden auch verbrannt. — Wenn man sich vorsehen will gegen Brandstiftung und Ver-

14*

räterei, soll man also thun: Wenn der Wind weht, so soll man Acht geben, wo er her weht, und sollen die Scharwächter dem Wind entgegengehen bis zum Ende der Stadt, wo die äußersten Herbergen oder Wirtshäuser stehen. Da soll man wohl wachen und hüten und in Acht nehmen, was für Leute in den Herbergen sind. Denn wenn man Städte oder Flecken ansteckt, thut man es gewöhnlich an den Enden, wo der Wind herweht und am meisten Schaden thun mag. Also hatten die genannten Bösewichter zu Straßburg auf der Folter bekannt, daß jeglicher seine Herberge anstecken sollte, wo der Wind herwehe. An demselben Ende sollten sie in die äußerste Herberge gehn, auf daß das Feuer die Stadt ganz und gar ergriffe. Darum soll man, wenn Wind ist, es sei bei Tag oder Nacht, überall die Herbergen in Acht nehmen, die so nach dem Wind liegen. Die von Straßburg hatten die Gewohnheit, daß sie keine ausländischen Leute in ihrer Stadt sich aufhalten ließen, ohne zu fragen, wes Handels sie seien.

Es sollen Leute darüber gesetzt sein, die bei großen Winden solche Herbergen besichtigen. Wenn der Wind nicht wehet und stilles Wetter ist, so kann eine Stadt durch Feuer keinen großen Schaden erleiden, es wäre denn der Fall, daß die Feinde vor der Stadt lägen und meinten, die Stadt so zu gewinnen, daß sie, wenn die Bürger alle zu dem Feuer liefen, dieweil in die Stadt kämen. Das weiß aber jede Stadt, daß nicht jedermann zum Feuer laufen soll.

Wie man sich verhalten soll, wenn man die Feinde erwartet, daß sie vor die Stadt ziehen, und wie man sich in einer Stadt halten soll, wovor man mit Macht liegt und deren Mauern und Türme man abschießt:

Ehe daß ich davon etwas sage oder schreibe, muß ich erst von einer geistlichen Lehre etwas schreiben, die mich die Pfaffen gelehrt haben. Solche Lehre haben sie nicht mit sich hinweggenommen. Hätten sie sie aber hinwegtragen können, sie hätten uns das alles wieder genommen und mit sich getragen, was sie uns Geistliches gelehrt und unterwiesen haben. Das merke ich dabei wohl, wie leid es ihnen ist, daß wir noch jemand bei uns haben, der uns etwas Gutes predigt und lehret. Die Pfaffen lehren uns also und sprechen: So der Mensch in der Zeit der Gnaden ist, soll er viel Gutes thun mit Fasten, Beten und Almosen und mit vielen guten Werken. Sie sagen auch also: Ein Heller

vor eines Menschen Tod um Gottes willen gegeben ist besser als danach viel mehr.

Aber ich meine, wollte ihnen einer einen Gulden geben um Gottes willen, sie nähmen ihn viel lieber als einen Heller; denn sie haben viele Weiber und Kinder bei sich, die sie ernähren müssen. Demnach da die Pfaffen predigen und lehren, daß der Mensch, so er in der Zeit der Gnaden ist, viel Gutes thun soll, so sage ich, es wäre wohl und gut, wenn man dieser Lehre nachkäme. Aber aus dieser geistlichen Lehre nehme ich eine weltliche Lehre, Gott und seiner lieben Mutter nicht zu Leide oder Schimpf gesagt, und ich spreche also: Wenn eine Stadt in der Zeit der Gnade oder des Friedens ist[1] und sie noch niemand angreift oder unternimmt zu bezwingen oder zu schädigen, so soll sie sich selbst viel Gutes thun und soll viele Büchsen, Langspieße, und Hellebarden, viele Pfeile und Pulver bestellen und soll viele Steine auf die Mauern und Türme tragen. Man soll auch viele Schaufeln, beschlagene Nierß[2] und Rodhauen bestellen, womit man Winter und Sommer in dem Erdreich graben kann, wenn die Not es gebietet. Man soll auch viele Fässer voll guter Fußeisen bestellen und viel Bauhölzer und Bretter und Borte, damit man Notmauern machen kann, wenn die steinernen Mauern abgeschossen werden. Man soll auch Mehl, Frucht und Wein bestellen, daß man nicht Pferde, Hunde, Katzen, Ratten und Mäuse essen muß, wie in Neuß. Man soll auch Mühlwerke bauen, daß man, wenn ein Bach abgeleitet würde, dennoch mahlen kann. Es ist mancher gute Geselle in den Niederlanden gewesen, der wohl zeigen könnte, wie man Windmühlen macht. Was läge daran, wenn man eine auf den St. Andreaskirchhof stellte? Es ist doch kein Pfaff da, den sie an seinem Gesang mit ihrem Rasseln oder Mahlen irre mache. Auf die freie Hofstatt oder anderswo könnte man auch eine hinstellen, auf der Juden Kirchhof oder wo weiter noch hohe Orte sind. Wenn es einem ehrwürdigen Rat gut dünkt, so mache man auch Wassermühlen bei dem Neuturm auf dem Rhein, wie an vielen Orten auf dem Rhein sind. Die Mühlen müßten so nahe bei dem Turm sein, daß man sie vom Turm aus mit Geschütz von Feinden frei halten

---

[1] Am Rande der Handschrift steht von anderer Hand: „Felix civitas quae tempore pacis de bello cogitat." — Glücklich der Staat, der in der Zeit des Friedens an den Krieg denkt.

[2] Nierß soll mundartlich noch jetzt in Worms vorkommen für eine Art Schaufel. (Boos U. B. III. S. 361.)

könnte. Ich habe Länder, Städte und Flecken bezwingen sehen durch Mühlwerk. Gent, die große Hauptstadt in Flandern, ward gezwungen durch die Mühlen, die ihnen abgebrannt wurden. Solche Dinge soll man vorher bestellen, ehe man ihrer bedarf. Wenn man wartet bis in die Not, so ist es zu lang gewartet.

Der Krieg, in dem man vor Utrich lag, fing mit einem Bischof an, der mehr an sich bringen wollte, als die Stadt leiden konnte. Daraus entstand ein großer Krieg, und es ward viel Land in Holland und im Stift von Utrich verbrannt und geschädigt. Zuletzt zog der Herzog von Österreich, der jetzt unser allergnädigster Herr, der römische König ist,[1] mit großer Macht vor die Stadt und schoß ihnen die Mauern und Türme auf einer Seite zusammen. Da sie nun die Mauern zusammengeschossen hatten, schickten sie sich zu einem Sturm an und thaten viele Schüsse nach einander und miteinander in die Stadt. Als die Büchsen alle abgeschossen waren, machten sie die Sturmordnung und liefen gleich den Schüssen nach und wollten die Stadt gewinnen. Da sie aber über die abgeschossene Mauer hinein kamen, hatten die von Utrich innerhalb der abgeschossenen Mauer eine hölzerne Mauer gemacht, die noch weniger zu ersteigen oder zu gewinnen war, als wenn noch die steinerne Mauer dagestanden hätte. Und hinter dieser hölzernen Mauer hatten sie einen solchen Graben gemacht, daß, wenn auch die Feinde über die hölzerne Mauer oder durch sie gekommen wären, die Stadt dennoch unüberwunden gewesen wäre. Die hölzerne Mauer war so gemacht: Je ein Bauholz oder Bort war neben das andere in die Erde gestellt, und wenn von den Hölzern eins oder mehr abgeschossen war, so setzten sie ein anderes in die Lücke. Und hinter dieser hölzernen Mauer hatten sie einen Graben gemacht, der war so weit, daß niemand darüber springen konnte, weder mit Spießen noch sonst. Ein solcher Graben muß unten und oben mit einem guten Zaun abgeschlossen sein, daß ihn niemand umlaufen kann, sondern jeder mitten hindurch muß. Derselbe Graben war mehr als mannstief und war unten auf dem Boden mit Fußeisen besät. Auch zwischen dem Graben und der hölzernen Mauer waren Fußeisen gesät. Die Erde, die aus dem Graben geworfen war, die war gegen die Stadt dicht an dem Graben aufgeworfen. Dahinter standen die Bürger

[1] Kaiser Maximilian, er gewann Utrecht am 3. Sept. 1483.

und ihre Helfer mit guten Hakenbüchsen und mit Handbüchsen und anderen Waffen und wehrten sich so ritterlich, daß die Feinde nichts ausrichten konnten und sich wieder zurückzogen mit großem Schaden, den sie von den Utrichern empfangen hatten. Graf Albrecht von Zorn und Villewert wurden bei diesem Sturm auf des Königs oder Bischofs Seite erschossen.

In einem solchen Graben verlor mancher Ritter und Knecht bei Dürkheim an der Hart sein Leben.[1]

Die von Neuß hatten ihre Rüstung auch ebenso in ihrer Stadt gemacht, als der Herzog von Burgund sie belagerte. Darum konnte er mit Stürmen nichts erreichen. Von denen von Neuß hatten es die von Utrich gelernt. Aber die von Lüttich hatten keine solche Rüstung. Als derselbe Herzog von Burgund sie belagerte, da verließen sie sich auf ihr großes Kriegsvolk, das sie in der Stadt hatten. Sie meinten, sie brauchten keinen anderen Vorteil; wenn man die Stadt stürmen wolle, so würden sie ohne alle Vorteile für ihre Feinde stark genug sein, da sie zwanzig- oder dreißigtausend Mann stark wären, wenn sie ihre Landschaft und was sonst noch ihnen angehörte, beieinander hätten. Also machten sie keine Notwehr, auch keinen inneren Graben. Als nun der Herzog die Stadt stürmte, da verloren die von Lüttich den Sturm und es wurden ihrer ohnemaßen viele in der Stadt erschlagen, und die Stadt wurde angesteckt und verbrannt. Sie brannte so furchtbar und mit so großem Feuer, daß die Weiber und Kinder vor der großen Hitze auf die Maas in alle Schiffe flohen, die sie fanden. Auf dasselbe Wasser waren auch etliche Männer in die Schiffe geflohen, das mußten die Weiber und Kinder entgelten; denn die Burgundischen schossen in die Schiffe und ertränkten Weib, Mann und Kind, alles miteinander. Ich habe in eines alten Mannes Haus in der Stadt Lüttich zur Herberg gelegen, der damals in Lüttich gefangen und um 3000 Gulden gelöst worden war; dessen eheliche Hausfrau verbrannte mit zwei Kindern in einem Haus. Der sagte mir, daß er mit seinen Augen gesehen und mit seinen Ohren gehört hätte, wie zu derselben Zeit etliche Grafen und Herrn vor dem Herzog von Burgund standen und ihn um Gottes willen baten, daß

---

[1] Boos (U. B. S. 362) vermutet, daß hier die Einnahme Dürkheims durch den Pfalzgrafen Friedrich am 17. August 1471 gemeint ist.

er ihre Weiber und Kinder ihre Väter und Männer nicht entgelten lassen solle. Da sprach der Herzog: „Schießt sie zu Grunde ohne alle Gnade; ich will die Wurzel vertilgen, aus der die Lütticher herkommen; denn sie sind so oft meineidig an mir geworden, daß ich Lüttich und alles, was darin ist, vertilgen und verderben will.“ Also wurden die armen Unschuldigen unschuldig jämmerlich und elendig ertränkt und verderbt, und wurden die Häuser in der Stadt verbrannt und die Stadtmauer ringsum in den Graben geworfen, Turm und Mauern ꝛc.

Darum soll ein vorsichtiger, weiser Rat und jede Stadt solches bedenken und sich nicht leichtsinnig mit Eiden und mit Schutzherrschaft verändern. Denn alle Kriege, die in den Niederlanden gewesen sind, haben darin ihren Ursprung gehabt, daß man die Eide gering achtete und leicht untreu wurde und die Schutzherrschaft wechselte. So oft als sie einen neuen Eid schwuren und einen neuen Herrn hatten, so oft hatten sie einen neuen Krieg; damit werden die Städte und das Land verheert und verderbt. Darum am allermeisten habe ich dieses Büchlein verfaßt. Auch ein ehrwürdiger, weiser Rat von Worms hat der Gemeinde in allen Zünften vorgelesen, wie uns unser gnädigster Herr Kaiser[1] ruhmvollen Gedächtnisses von allen Eiden und Pflichten, die wir vormals der Pfaffheit geleistet, entbunden hat[2] und auch nicht mehr gestatten noch verfügen wollte, daß ein Bischof Rat und Gericht besetze, damit eine solche Stadt dem Reiche dadurch nicht entzogen werde. Dieses hat unser allergnädigster Herr, der römische König, confirmiert und bestätigt. Danach hat seine königliche Majestät auf dem Stadthaus gestanden und einen ehrwürdigen Rat zu Worms mitsamt der Gemeinde geheißen, ihm zu huldigen und einen Eid zu Gott und den Heiligen zu schwören, ihn allein und das Reich zum Herrn zu haben und keinen sonst auf dem Erdreich; dabei wolle er uns beschützen und beschirmen. Diesen Eid hat der ehrwürdige Rat und die Gemeinde also geschworen und bisher ehrenhaft gehalten. Nun sagt man also: Seine königliche Majestät habe ein Mandat hierhergeschickt, man solle den Bischof wieder einsetzen in alle seine vermeinten Rechte. Und ich sage für meine arme Person einem ehrwürdigen Rat im Vertrauen, wenn er uns solches bei der Acht und Aberacht

[1] **Kaiser Friedrich III., der Vater Maximilians (1450—1493).**
[2] **Urkunde Friedrichs vom 21. Mai 1489.**

gebietet, so kann ich es nicht anders verstehen, als daß er uns versuchen will, wie ein Meister, der seinem Gesinde einen Weißpfennig unter die Bank legt und versucht, ob es auch fromm sei. Also will er uns auch versuchen, ob wir leicht untreu werden und den Eid verachten, wie es seine Städte in den Niederlanden thun. Darum ist mein Rat, daß man den großen Schaden, den die Städte in den Niederlanden durch Nichtachtung der Eide erlitten haben, ansehe, und daß wir uns vor solchem Schaden hüten und unsere Füße zusammenstellen, Leib und Leben bei einander lassen und bei diesem Eid sterben und leben und uns von niemand davon abbringen lassen. Da wir doch in diesem Handel Recht über Recht haben, sollen wir alle unsere guten Freunde und das Reich anrufen, uns unser Recht zu bewahren. Man soll folgenden Artikel zu Hülfe nehmen: Ein jeder römischer Kaiser oder König schreibt also: „Wir ꝛc. zu allen Zeiten Mehrer des Reichs ꝛc." Haben sie uns nun in unserer Stadt und in unserem Regiment etwas gemehrt, so soll es gemehrt bleiben und in ewigen Tagen nimmermehr gemindert werden, eher muß der oberste Stein den untersten berühren. Wenn wir dem also nachkommen, werden wir, so lange die Stadt steht, gelobt werden von Fürsten und Herrn, von Städten und Ländern, und es wird unsern Kindeskindern nützlich und gut sein, wenn wir nicht mehr hier sind.

Darum, weise, liebe Herrn, was man thut oder unternimmt, so sorgt für nichts mehr als dafür, daß, wenn die Stadt in Kriegsnot kommt, man nur nicht zwieträchtig werde; dann wollen wir allen Feinden stark genug sein; denn alle die Städte, die in den Niederlanden verderbt und verheert worden sind, haben es ihrer Zwietracht zu verdanken, da in diesen Landen die Leute in den Städten sehr zwieträchtig sind; der eine will Hucks, der andere Kapelgaw[1] sein. Einer will diesen Herrn haben, der andere jenen. Dadurch werden die Länder und die Städte verderbt, wie der Jurist in seinem Spruch spricht: Wer raten will und raten soll zum gemeinen Nutzen, der rät zum eigenen Nutzen, und ungetreuer Rat hat Rom, Troja und Jerusalem zerstört ꝛc., Mainz und Lüttich. Eine ehrwürdige Stadt Worms oder auch eine andere sehe sich vor.

---

[1] Hökische und Kabeljauische hießen die beiden Parteien in Holland, entsprechend den Städtern und Junkern in Deutschland. (Boos II. B. S. 364.)

Darum gefällt mir auf Erden nichts besser, als daß ein ehrwürdiger Rat der Stadt Worms in diesem Handel nie etwas gethan hat, er hat denn die Gemeinde in allen Zünften darum befragt. Daraus ersehe ich, daß ein ehrbarer Rat aller Zwietracht vorbeugen will, die der Stadt verderblichen Schaden bringen könnte.

Doch das will ich fallen lassen und weiter schreiben, wie man sich in einer Stadt halten soll, die von den Feinden belagert wird.

Wenn eine Stadt hört und weiß, daß man vor sie ziehen will, so soll sie diejenigen Klöster, Häuser und Bäume nicht stehen lassen, die so nahe bei der Stadt stehen, daß der Feind sich dahinter verberge oder decke vor den Schüssen. Denn hinter solchen Dingen kann man sich in Ordnung stellen, ohne daß es die Wächter auf den Türmen bei Tage sehen können, und auf die Stadt Sturm laufen.

Dadurch könnte eine Stadt erstürmt werden, wenn man in der Stadt nicht gerüstet wäre, solchem Sturm Widerstand zu thun. Wenn die Feinde einen solchen Vorteil von Klöstern, Mauern, Häusern oder Bäumen nicht haben, können sie sich nicht nahe bei der Stadt lagern des Schießens halber, das aus einer Stadt geschieht.

Wenn der Feind vor der Stadt liegt, so soll ein Rat in einer Stadt nicht ohne fremde Leute oder Söldner sein, um dreier Ursachen willen. Die erste Ursache ist die: Wenn man vor einer Stadt liegt und hineinschießt, so sind die Bürger vielleicht weichherzig und sehen, daß ihre Weiber und Kinder erschrecken vor dem greulichen Schießen; auch entbehren sie etlicher Speise. Und wenn eine Gemeinde dann solchen Hunger und Schrecken an ihren Weibern und Kindern sehen, so begehren sie immer einen Vertrag, und es ist zu besorgen, daß ein Rat überfallen und zu einem Vertrag gedrängt werde, er sei annehmbar oder unannehmbar, rühmlich oder unrühmlich. Exempel: Boppart. Die andere Ursache ist die, daß man in solchen Gefahren Leute haben soll, die in Kriegsläufen etwas erlebt und erfahren haben und mit solchen Dingen umzugehen wissen.

Die dritte Ursache ist die: So man geeignetes Kriegsvolk in einer Stadt hat, so ziehen sie etwa vor die Stadt und schädigen das Heer, wie es zu Utrich geschah.[1] Da schlichen zwei- oder dreihundert Knechte aus der Stadt und

[1] Das Folgende handelt vom Geldrischen Krieg 1494.

trieben die Büchsenmeister von den Büchsen und hatten Nägel zugerichtet, die schlugen sie in die Zündlöcher der Büchsen.[1] Da konnten die Feinde lange nicht schießen, denn die Nägel staken so fest in den Büchsen und waren darin abgebrochen, daß sie niemand herausziehen konnte; und bis das Heer allarmiert wurde, waren sie wieder in der Stadt und konnten da desto sicherer vor ihrem Schießen an der Notmauer und dem Graben arbeiten.

Zu Wagenheim[2] im Lande Geldern geschah auch etwas dergleichen. Da hatte das Heer eine große Katze[3] gemacht auf großen Rädern als einen großen Schirm; sie hatten lange daran gebaut und stellten sie an die Schanze, um sie an die Stadtmauer zu rücken und darunter stehend ein Loch in die Mauer zu brechen und die Stadt Wagenheim dadurch zu gewinnen. Da nun die Knechte das Ding da stehen sahen, schlichen ihrer hundert oder mehr aus der Stadt, spickten die Katz mit Pech, Schwefel und Pulver und steckten sie an und verbrannten sie. Da lief ein Schwabe in das Heer und schrie: „Lauf, tapferer Knecht, die Katz brennt.“ Dieses Sprichwort haben die Kriegsknechte noch heutigen Tags. Bis das Heer sich aufgestellt hatte, hing die Katz am Himmel.

Ebenso schlichen zu Hielst[4] in Flandern sechshundert Knechte aus der Stadt und fielen unerwartet in das Heer und schlugen das ganze Heer aus dem Felde. Sie schlugen viele tot und brachten viel mehr gefangen mit sich in die Stadt als Knechte aus der Stadt gezogen waren. Darum soll eine Stadt in solchen Nöten nicht ohne Leute sein, die in solchen Dingen geübt sind.

Wenn eine Stadt solche fremde Knechte oder Leute einläßt, so soll man sie vor dem Thor einen Eid schwören lassen. Den Eid sollen die Hauptleute und die Knechte mit aufgereckten Fingern schwören: der Stadt und den Bürgern ohne Schaden zu sein und niemanden als die Feinde zu schädigen und was ihnen der Rat der Stadt befehle, dem ohne alles Weigern nachzukommen. Wenn dann das fremde

---

[1] Es ist hier von den Karrenbüchsen, d. s. Kanonen, die Rede.

[2] Wohl Wageningen. (Boos U. B. S. 365 n.)

[3] Katze heißt im Mittelhochdeutschen ein Gerüst zu Belagerungszwecken, im Mittellatein heißt es catus, cattus, ursprünglich = Kater, Katze. Dieses Werkzeug scheint in Hinsicht auf das heimtückische Herumschleichen so benannt worden zu sein.

[4] Vielleicht Hulst (vgl. Boos U. B. S. 366).

Volk auch mächtiger und stärker wäre als das heimische Volk, so braucht man doch nicht zu sorgen, daß die Stadt ohne des Rats Willen aufgegeben werde.

Wenn man vor einer Stadt liegt und will die Stadt am frühen Morgen oder in der Nacht stürmen, so sollen die Bürger in der Stadt nicht alle mit ihrem Kriegsvolk an dieselbe Seite laufen, wo die Feinde Sturmgeschrei machen; denn es ist zu besorgen, daß sie in der Nacht ein Kriegsvolk versteckt haben und daß sie, wenn man ganz und gar auf eine Seite liefe, auf einer anderen Seite die Stadt zu gewinnen suchen. Ich bin selbst dabei und mit gewesen, daß man einen solchen Anschlag gegen die Stadt Hasell[1] im Lande zu Lüttich gemacht hat. Doch waren sie darauf gefaßt, so daß der Anschlag nicht gelang.

Man soll auch nicht nur einen Wächter auf dem Münsterturm[2] haben, sondern auf allen Türmen. Diese sollen sich umsehen, und wo die Feinde sich zeigen, da sollen die Wächter ein Fähnlein aufstecken oder emporhalten. Darum soll immer ein Haufen Kriegsvolks auf einem Plan in der Stadt bei einander sein, wohl gerüstet und mit guter Wehr. Wo dann die Wächter das Banner hinstellen oder halten, da soll das Kriegsvolk hinlaufen mit ihren Waffen. Und wenn es sich begiebt, daß die Wächter an zwei Orten ein Zeichen geben, so sollen sie sich halbieren und halb an das eine, halb an das andere Ende gehen.

Wenn es der Fall wäre, daß die Stadt mit ihrem Kriegsvolk auszöge, um Futter zu holen, oder wie sich das begebe, so sollen sie gute Wacht halten und in guter Rüstung und Ordnung ziehen. Und wenn dann der Feind an sie will, so sollen sie sich nicht fürchten, wenn er viel zahlreicher wäre. Denn ich bin gar oft dabei gewesen, daß der kleinste Haufe den größeren besiegt hatte. Wenn man sich im Felde schlagen soll, ist immer ein kleiner Haufen Volks besser in Ordnung zu halten denn ein großer. Denn wo viel Volks ist, ist vielerlei Sinn und will einer hin, der andere her. Man soll auch die großen Hänse[3] und die man für die

[1] Vielleicht Hasselt (vgl. Boos U. B. S. 366).

[2] Die Münsterturmwächter waren damals zwei Leute Namens Hans Stricker und Betz von Hall; sie hatten im Jahre 1494 ihr Amt angetreten. (Boos U. B. S. 367.) Die Akten über die Münsterturmwächter befinden sich noch im Stadtarchiv.

[3] Hans, der gekürzte Mannsname aus Johannes, im 14. und 15. Jahrhundert für besonders sich hervorthuende Männer gebraucht. Erst später wird er für Leute, die sich in lächerlicher Weise hervorthun, gebraucht. Jetzt hat man ihn noch in der Zusammensetzung Prahlhans.

besten hält, nicht alle vorn an die Spitze stellen, sondern man soll sie auch in die Mitte und hinten aufstellen, um deswillen, daß sie die anderen fortdrängen.

Und es ist auch gut, daß sie da stehen, wenn die Feinde hinten oder neben in die Ordnung brechen wollten. Man soll auch bei dem Kriegsvolk kundthun und sagen, daß wer einen sehe, der den Rücken gegen den Feind kehre oder fliehen wolle, einen Spieß durch denselben stoße oder ihn tot schlage wie einen rotzigen Hund. Wenn man in der Stadt das Volk auf einem Plan aufstellt, soll man es auch so machen und ausrufen, wer fliehe, daß man ihm also thue.

Kann man es fügen, so soll man gegen den Feind ziehen vor der Sonne her, also daß den Feinden die Sonne in die Augen scheint. Das ist ein großer Vorteil; so kann ein kleiner Haufen Volks einen großen schlagen, daß es unglaublich und unsagbar ist. Denn ich bin selbst dabei gewesen und will es mit manchem guten Gesellen beweisen, daß zu Hulon[1] vor dem Schloß mit solcher Aufstellung 8000 Mann 25000 Mann aus dem Felde geschlagen haben. Und alle, die in dieser Schlacht gefangen wurden, die sagten es selbst, daß man sie zu Lüttich vor der Stadt gemustert und 25000 Mann gezählt hätte. Darum, so sage ich, wo man gute Ordnung hält, da legt man Ehre ein.

In den Osterfeiertagen um den St. Georgentag war ich, P. P., zu Wiesbaden in einem Bade, das heißt zum Schwanen, und liegt zwischen dem Engel und der Glocke und gegenüber dem roten Schild; in derselben Herberge zum Schwanen ist ein alter Mann, der heißt Endriß und ist der Vater der Wirtin zum Schwanen. Der ist vor Zeiten ein Reiter gewesen; er erzählte mir, wie er Mainz hätte gewinnen helfen und wie man die Mauern außerhalb der Stadt gemessen und alles berechnet hätte, ohne daß sich jemand von den Wächtern geregt hätte, als allein die Eule, die hätte sie noch verhöhnt.[2]

Auch sagte er mir, daß nicht über dreihundert Mann in die Stadt gestiegen gewesen wären, als die Mainzer ihrer inne geworden wären. Und wären die Bürger beherzte Leute gewesen, so hätten sie die Feinde leicht wieder hinausgeschlagen; denn die Feinde hatten nicht mehr als eine Axt,

---

[1] Wahrscheinlich Huy, das 1468 von den empörten Lüttichern genommen worden war. (Boos U. B. S. 368.)

[2] Siehe oben.

womit sie die Thore aufhauen konnten; und es währte so lange, daß die von Mainz wohl tausend Mann beieinander hatten, als von den Feinden nicht über vierhundert in der Stadt waren. Darum soll ein vorsichtiger, weiser Rat sich vorsehen und soll keinen langen Verzug machen; wenn ein Feindgeschrei ist, soll man eilends die Kampfordnung machen und Widerstand thun, ehe sich die Feinde so stärken, daß man nichts mehr ausrichten kann.

Also soll man die Anordnung treffen: Man soll nicht warten bis in die Not, sondern die Tüchtigsten und Streitbarsten auf einen Platz in der Stadt bescheiden. Wenn dann ein Feindgeschrei ist, so soll es eine merkliche Summe sein und sollen Leute sein, die in diesen Dingen geübt und erfahren sind; dieselben sollen frei von allem Wachdienst sein. Auch sollen sie nicht einerlei Waffen tragen. Sie sollen Geschütz und andere Wehr tragen, daß sie in der Not einen guten Angriff machen können. Sie sollen in guter Ordnung eilends dahinziehen, wo die Feinde sind, oder einfallen. Ist es in der Nacht, so sollen sie nach dem Feuerzeichen ziehen, ist es am Tage, dahin, wo der Türmer mit dem Fähnlein hindeutet. Sie sollen ihre Kampfordnung so fest machen, daß keiner vor dem andern weiche, bei Behalten seines Lebens. Das hilft mehr, als wenn noch viermal so viel Leute da wären, et probatum est.

Man soll auch immer übrige Waffen in der Stadt haben; von welchem Handwerk man einen oder mehr geübte Knechte hätte, dem Meister soll man lange Spieße und Hellebarden ins Haus geben, auf daß man in der Not schnell gerüstet wäre.

Tausend Mann, die sind immer besser, wenn sie in einer Stadt in einer Ordnung stehen, als zehntausend, die durch Graben und über Mauern in eine Stadt einfallen; denn durch das Einfallen müssen sie ihre Ordnung zerbrechen, während die innen gerüstet stehen.

Wenn Fürsten und Herrn selbst dabei und mit sind, das macht dem Kriegsvolk ein Herz. Desgleichen in einer Stadt, wenn Bürgermeister und Ratspersonen selbst dabei sind.

Wenn man eine Schlacht oder einen Sturm machen oder einem Sturm widerstehen will, so gibts nichts besseres als einen verlorenen Haufen zu machen. Das heißt ein verlorener Haufen daher, daß man aus der ganzen Schlachtordnung eine Schaar Kriegsvolk nimmt und sie mit Schießwaffen in einen Zug einbrechen läßt; dies hat zur Folge,

daß sich das ganze Heer zertrennt und diesem verlorenen Haufen nacheilt. Er heißt ein verlorener Haufen und ist doch unverloren. Will man eine Stadt stürmen, so schickt man einen solchen verlorenen Haufen voran, auf daß alle Geschütze aus der Stadt auf diesen Haufen schießen, damit die anderen desto sicherer sind. Das Gleiche soll man auch in einer Stadt thun. Wenn die Feinde unerwartet hereinkommen, soll man auch einen solchen Reizhaufen zuerst an die Feinde schicken, bis das eigentliche Aufgebot nachkommt. Richtet der verlorene Haufen nichts gegen die Feinde aus, so kann er doch unter Schießen ohne großen Schaden wieder abtreten. Das habe ich zu öftern Malen gesehen und bin dabei gewesen.

Wenn ein Feindgeschrei ist, und es ist wahr, so soll einer aus der Obrigkeit darüber gesetzt und bestellt sein, daß er bei hoher Strafe zuerst auf dem Plan ist; er soll ein gesetzter Mann sein und soll mit fröhlicher Stimme also zu der Versammlung sprechen: „Ihr lieben Freunde, thut alle so wie ich, so wollen wir für alle unsere Feinde stark genug sein", und soll sprechen: „Gedenk jeglicher an den liebsten Freund, den er je gewann", und soll die Ordnung fest machen, daß keiner vom andern weiche bei Verlust seines Leibes und Lebens. Wenn man die Ordnung also macht, so kann man mit einem kleinen Kriegsvolk so einen großen Schaden thun, daß es ein Wunder ist.

Derselbe Mann soll auch Hauptmann oder Schützenmeister sein, daß es auch jeder weiß und ihm gehorsam ist.

Ich habe gesehen, daß zwei oder drei dazu bestellt waren; und es verließ sich jeder auf den andern; wenn ein Geschrei war, blieben sie alle aus. Darum ist nichts besser, als einer allein; wenn er krank ist, ein anderer.

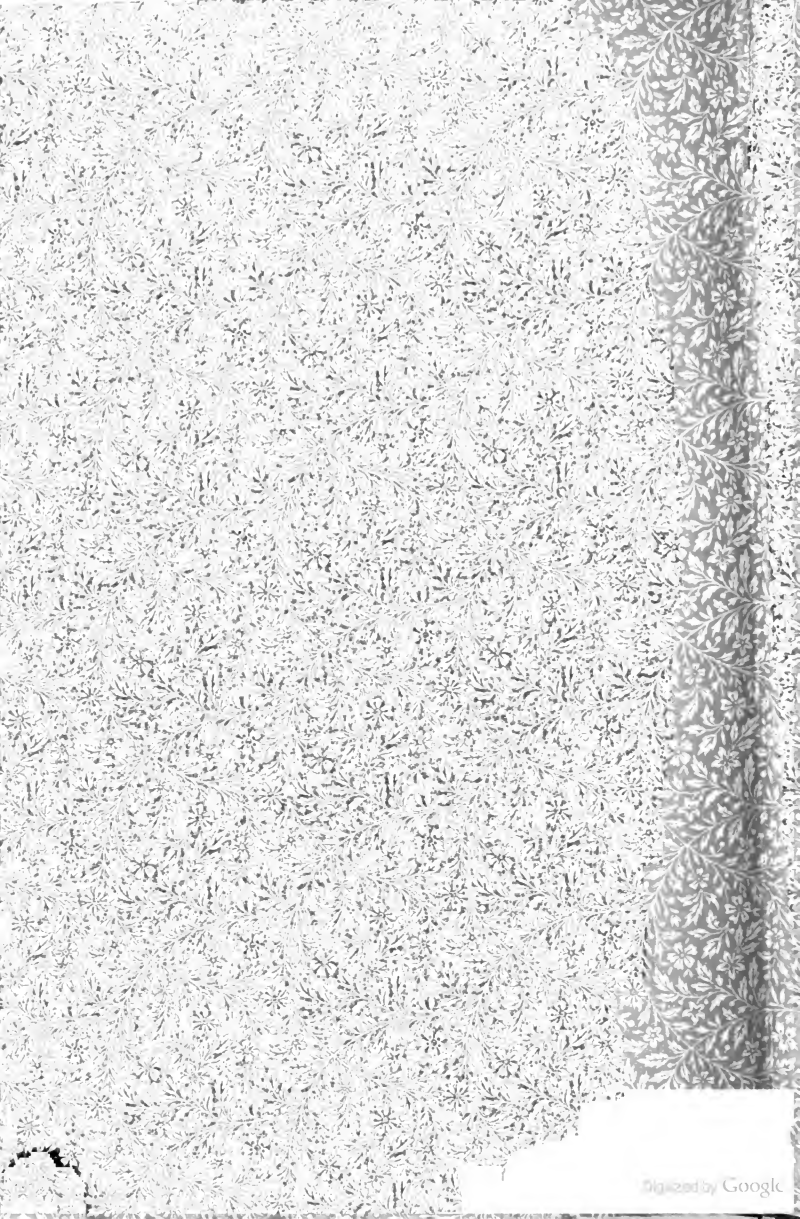
Wenn die äußersten Mauern zu nieder sind und man etwas besorget, so soll man sie mit Brettern erhöhen, bis man sie alle in Ruhe gemauert hat, und dann thut man die Bretter wieder ab. — Das ist die vornehmste Sorge, daß die Pallisaden nicht erstürmt werden; denn Pallisaden sind ein guter Mantel für eine Stadt. Wenn man einen solchen Mantel verlöre, das wäre dem Rock zu nahe. Die in St. Truwen[1] im Lande zu Lüttich hatten auch den Willen, ihre Mauer also zu erhöhen und ließen es zu lange liegen; dadurch

[1] Wahrscheinlich St. Trond. (Boos II. B. S. 370 n.)

verloren sie die Stadt. Die Erhöhung wollten sie also machen und fingen sie also an: Oben auf der Mauer hatten sie an mehreren Stellen einen Bau mit Sparren gemacht gleich wie Weberbäume. Daran wollten sie Bretter nageln und vernachlässigten es zu lange, daß die Rahmen auf der Mauer halb verfaulten, ehe sie die Bretter daran schlugen. Das war ihnen hernach leid — aber Reue hinterher ist niemand nutz als dem, den eines andern Schaden weise macht.



Verlag:
Buchdruckerei Eugen Kranzbühler,
Worms.




3 2044 012 569 521